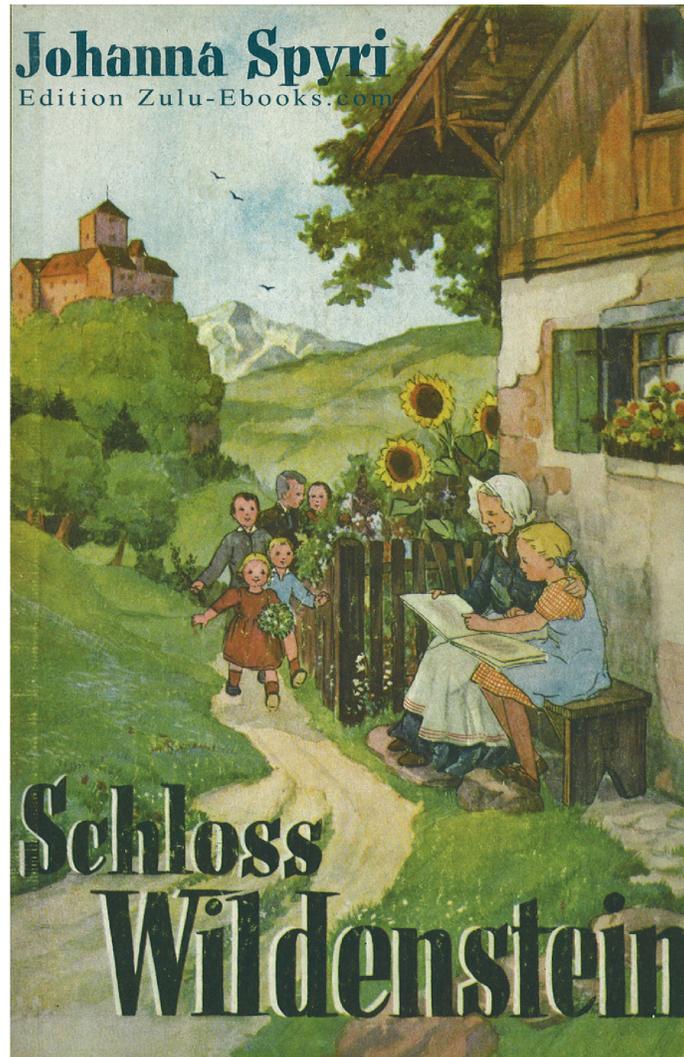


Edition Zulu-Ebooks.com



Schloss Wildenstein

von
Johanna Spyri

Inhalt

Inhalt

Nollagrund
Allerlei Unruhe
Schloss Wildenstein
Eine unerwartete Erscheinung
Schwere Luft
Neue Freunde
Was der Mutter Abwesenheit nach sich zieht
Mäzli macht Besuche
Im Schloss

Nollagrund

Nollagrund

Schon seit bald zwanzig Jahren stand das alte Schloss still und verlassen dort auf der Höhe. Kein Ton war weithin zu hören, als das Zwitschern der Vögel und das Rauschen der alten Föhren rings um das Schloss. Um die runden Ecktürme schwirrten am hellen Sommerabend die Schwalben wie ehemals; aber von den Turmbalkonen schauten keine fröhlichen Augen mehr auf die grünen Wiesen und auf die reichbeladenen Apfelbäume im Talgrund nieder. Zwei lustige Augen aber schauten eben jetzt aus dem Wiesengrund zu dem alten Schloss auf und forschten und spähten, als könnten sie hinter den festverschlossenen Fensterladen etwas ganz Besonderes entdecken.

»Mea«, rief der Späher plötzlich in aufgeregtem Ton, »jetzt, jetzt, komm schnell, nun geht's auf.« Mea, die auf der Bank unter dem grossen Apfelbaum sass, ein Buch in der Hand haltend, legte dieses hin und kam herbeigerannt.

»Sieh, sieh, nun bewegt es sich«, fuhr der Bruder immer erregter fort, »es ist ein Arm in einem schwarzen Rock, nun stösst er gleich den ganzen Laden auf.« In diesem Augenblick erhob sich der schwarze Gegenstand und schwang sich zum Turm empor. »Ein Vogel war's, ein grosser, schwarzer Vogel«, sagte Mea enttäuscht. »Nun hast du mich gewiss schon zwanzigmal gerufen, ich sollte sehen, wie die Laden sich öffnen, und nie gehen sie auf. Ich komme nicht mehr, du kannst rufen, soviel du willst.«

»Sie gehen doch einmal auf, ich weiss es«, behauptete der Junge fest, »man weiss nur nicht wann; aber es kann jeden Tag sein. Wenn nur der steife, alte Trius antworten wollte, wenn man ihn fragt, der weiss alles, was da oben vor sich geht; aber der alte Brummer sagt nie ein Wort, und wenn man ihm nahekommst und mit ihm sprechen will, kommt er gleich mit dem dicken Stock auf einen los. Er will natürlich nicht, dass man weiss, wie es da oben zugeht; aber in der Schule wissen sie alle, dass es oben nicht sicher ist und dass ein Gespenst umgeht und durch die Föhren heult. Ich glaube es gar nicht; aber der alte Trius könnte doch ein wenig sprechen und einem erklären, was da vorgeht.«

»Nichts geht vor«, fiel Mea ein, »das hat die Mutter nun schon ein paarmal gesagt, und sie will auch nicht, dass du immer von dem Gespenst mit den Schulkindern sprichst und immer zu erforschen trachtest, was sie davon wissen. Und den Schlosswächter musst du Herr Trius nennen, nicht nur Trius, du weisst, dass die Mutter es will!«

»Ja, ja, ich will ihn schon Herr Trius nenne; aber auf den mach ich sicher ein Lied und zeichne ihn deutlich, warte nur«, sagte Kurt drohend.

»Er ist doch nicht schuld, dass es keinen Geist von Wildenstein gibt, von dem er erzählen könnte«, bemerkte Mea.

»Er wüsste aber genug zu erzählen«, fuhr Kurt eifrig fort. »Natürlich sind in dem alten tausendjährigen Schloss da droben die wunderbarsten Dinge vor sich gegangen; die weiss er ja alle und könnte einem davon erzählen; aber er kennt nur eine Antwort auf alle Fragen: Prügel. Weissst du, Mea, ich glaube natürlich gar nicht an Geister und Gespenster und so etwas; aber sich vorzustellen, dass da oben so ein uralter Herr von Wallerstätten im Harnisch auf der Zinne herumspaziert oder unter den alten Föhren steht und mit wilden Augen und drohender Gebärde

ins Tal hinabschauen könnte, ist so erfreulich, nur schon, um ihn zu bekämpfen und ihm zuzurufen, dass man sich nicht vor ihm fürchtet.«

»Ja, du würdest schön fortlaufen, wenn der Ritter im Harnisch mit den wilden Augen dir näher käme«, sagte Mea. »Es ist nicht schwer, so furchtlos zu sein, wenn man so weit weg vom Schrecklichen ist wie du hier.«

»Ich fortlaufen, aus Furcht vor einem Gespenst! Oho«, lachte Kurt auf, »da kennst du mich wenig, eher würde der Geist aus Furcht vor mir davonlaufen, wenn ich ihn recht anschreien würde. Jetzt will ich ein Lied auf ihn machen, und dann gehen wir hinauf und singen's ihm vor. Meine Kameraden aus der Schule müssen mit, die tun es so gern, Marx und Hans, und Clevi, die Schwester, muss auch mit, und dann kommst du auch, Mea, du sollst sehen, wie wir den Geist anschreien und ansingen, dass er sich ganz erschrocken verkriecht.«

»Aber es gibt ja gar keinen, Kurt, wie kann er sich denn verkriechen?« warf Mea ein, »vor lauter Bekämpfen glaubst du zuletzt noch, dass es wirklich einen Geist von Wildenstein gibt.«

»Das ist ja alles nur, um zu beweisen, dass es keinen gibt; so versteh es doch, Mea«, eiferte Kurt. »Wenn es einen gäbe, so müsste er ja zornschnaubend auf uns loskommen, wenn wir ihn so mit Hohn herausfordern. Und du wirst sehen, ob er kommt. Nachher folgt ein grosser Triumph für mich; denn die ganze Schule und der ganze Flecken und alle benachbarten Orte müssen sehen, dass ich bewiesen habe, auf Wildenstein gibt es keinen Spukgeist, der herumgeht und keine Ruhe hat.«

»Nein, ich werde das nicht sehen, ich komme nicht mit, die Mutter will nicht, dass wir mit dieser Spukgeschichte etwas zu tun haben, du weisst es wohl, Kurt. Dort kommt Elvira, die muss ich grüssen.« Mit diesen Worten stürzte Mea plötzlich den Berg hinunter. Von unten kam die Genannte, ein Mädchen von Meas Alter, mit langsamen Schritten herangestiegen. Ob dieser gemessene Gang eine besondere Naturanlage war, oder ob es so sein musste, um die schönen roten und blauen Blumen auf dem Hütchen zu schonen, die gewiss keine starke Erschütterung ertragen konnte, war nicht zu ersehen; aber das war ganz ersichtlich, dass die Herankommende ihn nicht zu ändern im Sinne hatte. Längst musste sie die entgegeneilende Freundin bemerkt haben, beschleunigte aber deswegen ihren Schritt auch gar kein bisschen.

»Die könnte ihre gnädigen Hochmutsstelzen auch ein wenig schneller in Bewegung setzten, wenn sie doch sieht, wie Mea ihr entgegenläuft«, sagte Kurt grimmig. »Mea brauchte das auch gar nicht zu tun; aber auf diese Elvira will ich einmal ein Lied machen, dass sie daran denkt.« Jetzt lief auch Kurt davon, aber nach der anderen Seite hin, dem Garten zu, wo er seine Mutter erblickt hatte. Sie stand vor ihrem Rosenbäumchen und warf von Zeit zu Zeit welke Blüten und Zweige zur Seite. Die Mutter so allein und ruhig an einer Arbeit zu finden, die ihre Gedanken nicht in Anspruch nahm, war gerade, was Kurt sich so häufig erwünschte und selten erreichte; denn wollte er einmal seine besonderen Anliegen recht gründlich und ungestört mit der Mutter besprechen, so konnte er sicher sein, dass die beiden jüngeren Geschwister gerade jetzt mit ihren vielfältigen Angelegenheiten auf die Mutter eindringen, oder die beiden älteren durchaus einen besonderen Rat von ihr bedurften. So stürzte Kurt dem Garten zu, um die ungewohnt günstige Gelegenheit vollauf zu benutzen. Aber auch heute sollte er seinen Zweck nicht erreichen. Noch bevor er bei der Mutter ankam, war von der anderen Seite her eine Frau an sie herangetreten, die gleich ein eifriges Gespräch mit der Mutter begonnen hatte. Jeder andere, der ihm diese Störung bereitet hätte, würde Kurts Zorn auf sich geladen haben; aber die Frau Apollonie, die da stand, war seine alte und besondere Freundin und hatte überdies den grossen Vorzug in seinen Augen, mit dem alten Wächter auf dem Schlosse bekannt zu sein. So konnte man immer hoffen, von ihr

allerlei von den Dingen zu vernehmen, die da droben vorgingen. Zu seiner Befriedigung hörte er auch, als er eben herzutrat, die Frau Apollonie sagen: »Nein, nein, Frau Pfarrer, der alte Trius macht kein Fenster umsonst auf; seit bald zwanzig Jahren hat er kein einziges aufgemacht.«

»Um so eher kann er doch einmal den alten Staub auswischen wollen, nötig wäre es ja«, entgegnete Kurts Mutter; »an die Heimkehr seines Herrn glaube ich nicht.«

»Warum wären denn nur die Turmfenster geöffnet, wo der Herr immer hauste? Da geht etwas vor sich«, sagte Frau Apollonie bedeutungsvoll.

»Vielleicht hat der Geist von Wildenstein sie aufgestossen«, warf Kurt schnell dazwischen.

»Aber Kurt, kannst du denn nicht aufhören, immer wieder von dieser Geschichte zu sprechen, die durchaus eine Erfindung der Leute ist, die an einem Unglück nie genug haben, sondern immer noch etwas besonders Schreckliches dazu erdichten müssen«, sagte die Mutter lebhaft. »Du weisst, dass mir dieses Gerede sehr leid tut, du solltest nichts damit zu tun haben wollen, Kurt.«

»Aber Mutter, ich will dich ja nur unterstützen, ich möchte dir nur helfen, diesen Aberglauben auszurotten«, versicherte Kurt, »ich will einmal den Leuten beweisen, dass es keinen Geist von Wildenstein gibt.«

»Ja, ja, wenn man nur nicht wüsste, wie die Brüder -«

»Nein, Apollonie«, unterbrach sie die Frau Pfarrer, »Sie sollten am allerwenigsten den Glauben an diese erfundenen Erscheinungen unterstützen. Jedermann weiss, dass Sie mehr als zwanzig Jahre lang auf dem Schlosse lebten, und denkt daher, Sie müssten wissen, was da vorgeht, und Sie wissen ja doch, dass das ganze Gerede keinen Grund hat.«

Frau Apollonie zuckte nur leise mit den Achseln; aber sie sagte nichts mehr.

»Aber Mutter, woher kann denn nur ein solches Gerede kommen, wenn es doch keinen Grund hat?« fragte Kurt, dem die Sache offenbar keine Ruhe liess.

»Einen wirklichen Grund für das Gerede gibt es nicht«, entgegnete die Mutter, »keiner von allen denen, die davon erzählen, hat je mit eigenen Augen etwas von der Erscheinung erblickt. Immer sind es andere, die davon berichtet haben, und denen war es wieder von anderen mitgeteilt worden, dass etwas Unbegreifliches auf dem Schlosse gesehen worden war. Zuerst hat das Gerede sich an ein sehr trauriges Ereignis angeheftet, das sich vor langer Zeit auf dem Schlosse zugetragen hat, und aufs neue hat es Stoff gefunden, als man später glaubte, ein ähnlicher Vorfall habe sich ereignet, was durchaus unrichtig war. Da wurden alle alten Geschichten wieder hervorgezogen, und das Gerede wurde lebendiger als je. Die Leute, die es besser wissen, sollten aber recht dagegen auftreten, dass es nicht immer weiter geht.«

»Was war denn vor langer Zeit und dann nachher noch einmal auf dem Schlosse so Trauriges geschehen?« forschte Kurt weiter.

»Nein, nun ist keine Zeit zum Erzählen, Kurt«, sagte die Mutter bestimmt, »du hast deine Schularbeiten zu machen und ich habe andere Geschäfte. Wenn ich euch einmal alle ruhig beisammen habe, erzähle ich euch von den vergangenen Zeiten. Es ist besser, als dass ihr nach allen Gerüchten forscht, die hier herumgeboten werden. Du bist darin besonders rührig, Kurt; es ist mir aber gar nicht lieb, und ich hoffe, du lässt die Sache in Ruhe, wenn du verstanden hast, wie grundlos das Gerede ist. Nun kommen Sie, Apollonie, dass ich Ihnen die gewünschten Schösslinge gebe. Mich freut es, von meinen Geranien zu Ihnen zu verpflanzen; Ihr kleiner Blumengarten ist immer in solcher Ordnung gehalten, dass es jeden freuen muss, ihn anzusehen.«

Apollonie hatte während der vorhergehenden Reden der Frau Pfarrer ihr Gesicht öfters in einer Weise verzogen, die keine Übereinstimmung bedeutete; aber sie hatte zuviel Achtung vor der Frau, um ihre Zweifel auszusprechen. Jetzt breitete sich ein heller Sonnenschein über ihr Gesicht; denn ihr Blumengärtchen war ihr Stolz und ihre Freude. »Ja, ja, Frau Pfarrer, Blumenpflegen ist eine schöne Sache«, sagte sie kopfnickend; »die tun auch, wie es sein muss, und will mir eine zu weit auf die Seite, so steck ich ihr ein Stecklein auf, dann wächst sie wieder geradeaus, wie es recht ist. Ja, wenn das Kind so wäre. Ich meine, ich hätte keine Sorge mehr; aber das hat immer seine eigenen Wege im Sinn, und Mücken hat's im Kopf, es weiss kein Mensch, woher sie es nimmt.«

»Dass es seine eigenen Gedanken hat, ist ja nichts so Schlimmes«, entgegnete die Frau Pfarrer, »es kommt nur darauf an, wie sie sind. Loneli scheint mir aber ein gut geartetes Kind zu sein, das sich leiten lässt, und geleitet zu werden haben sie ja auch alle nötig. Was sollte denn Loneli für besondere Mücken haben?«

»Ja, sehen sie, Frau Pfarrer, was mir das Kind einmal anstellen kann, das weiss kein Mensch«, eiferte die Apollonie. »Kommt es nicht gestern aus der Schule heim und sagt: 'Grossmutter' - und macht ganz feurige Augen dazu - , 'Grossmutter, ich möchte einmal nach Spanien gehen, da wachsen so schöne Blumen von allen Farben, und grosse, funkelnde Weintrauben, und die Sonne scheint so hell auf die Blumen, dass alle leuchten. Ich möchte nur gleich dahin gehen'. Jetzt denken Sie, so etwas von einem zehnjährigen Kind! Was hat man da nur weiter zu erwarten?«

»Das ist eigentlich nichts so Erschreckliches, Apollonie«, sagte die Frau Pfarrer lächelnd. »Sollte das Kind nicht vielleicht zuerst von Ihnen selbst das Land Spanien nennen gehört haben, und in einer Weise, die seine Einbildungskraft schon in Tätigkeit gesetzt hat? Dann wird es ja in der Schule auch von dem Land gehört haben, und sein lebhafter Wunsch dahin zu kommen, ist ja nur ein Zeichen, dass es achtgibt und gut aufpasst. Die kleine Freude, sich auszudenken, wie es einmal dahin kommen könnte, dürfen Sie ihm gewiss lassen, die ist nicht so gefährlich. Sonst bin ich ja mit Ihnen ganz einverstanden, dass die Kinder in Zucht und Ordnung gehalten werden müssen, sonst kommen sie auf ganz verkehrte Wege, und niemand hat solche Kinder gern. Aber Loneli gehört gar nicht zu diesen; wir haben alle das Kind recht lieb. Kein zweites ist in Nollagrund, das ich lieber bei meinen Kindern sehe.«

Das ehrliche Gesicht der Apollonie erglänzte aufs neue. »Das ist mein grösster Trost, und gewiss, ich brauche ihn«, versicherte sie. »Wie mancher sagt mir, dass so eine Alte nicht mehr tüchtig ist, ein junges Kind zu erziehen und zu regieren, und wenn sie einmal mit Recht sagen könnten: 'Die alte Apollonie hat ihr Tochterkind verzogen und verdorben', ich könnte es nicht ertragen, die Schande brächte mich um. Aber solange Sie das Kind gern bei den Ihrigen sehen, steht es noch nicht so schlimm, das weiss ich. Jetzt dank ich zum schönsten; das gibt ja ein ganzes Beet voll«, fuhr sie fort, indem sie das grosse Büschel der Blumenschösslinge in Empfang nahm, die Frau Pfarrer unterdessen ausgebrochen hatte, »und wenn ich irgend etwas helfen kann, so rufen Sie nur; Sie wissen, für Sie bin ich immer daheim, Frau Pfarrer!«

Jetzt verabschiedete sich Apollonie mit nochmaligen Danksagungen und ihren grünen Strauss vor sich hertragend. Um die zarten Zweiglein ja nicht zu beschädigen, eilte sie durch den Garten dem Schlossberg zu. Sinnend schaute ihr die Frau Pfarrer nach. Apollonie hing mit ihren frühesten Kindereindrücken, mit den Erlebnissen ihrer Jugendzeit, mit allen den Menschen, die sie geliebt und die ihr nahegestanden hatten, zusammen, so dass ihre Erscheinung immer eine Menge von Erinnerungen im Herzen der Frau Maxa erweckte. »Frau Maxa« wurde sie von ihren Freunden und nahen Bekannten genannt, seit sie ihren Mann verloren und den Pfarrhof unten im Tal wieder

mit der alten Heimat vertauscht hatte, um sie von der Frau Pfarrer des Ortes zu unterscheiden. Als kleines Kind war sie gewohnt gewesen, die Apollonie öfters auf dem Pfarrhof, ihrem Elternhause, erscheinen zu sehen. Die damalige Schlossherrin, die Frau Baron von Wallerstätten, hatte den Herrn Pfarrer über vieles zu fragen, und Apollonie, damals ein junges Mädchen, war ihre Botin, die immer gern im Pfarrhaus gesehen wurde. Sie war von ihren braven, sehr arbeitsamen Eltern in aller Ehrbarkeit erzogen und sehr früh von der Frau Baron zu allerlei Diensten angestellt worden. Als es sich zeigte, wie flink und gewandt und in allen Arbeiten tüchtig die junge Apollonie war, wurde ihr auf dem Schlosse immer mehr übertragen und anvertraut. Die Frau Baron unternahm im Hause nichts mehr ohne der Apollonie Rat und Hilfe, und die heranwachsenden Kinder hatten sie zu allen erdenklichen Dienstleistungen nötig, denn sie war immer bereit, zu tun, was sie wollten. Viele Jahre lang gehörte die ergebene, treue Dienerin so ganz und gar zum Schlosse, dass sie allgemein die Schlossapollonie genannt wurde. Frau Maxa wurde plötzlich in ihren Gedanken an die vergangenen Zeiten durch die lauten wiederholten Rufe: »Mama! Mama!« zweier heller Kinderstimmen unterbrochen. »Mama!« ertönte es noch einmal, und nun standen die beiden kleinen Schreier vor ihr: »Der Lehrer hat uns ein Blatt vorgelesen, da stand -«

»Soll ich auch? Soll ich auch?« tönte es dazwischen.

»Mäzli«, sagte die Mutter, »lass Lippo fertig berichten, sonst kann ich nicht verstehen, was ihr wollt.«

»Mama, der Lehrer hat uns ein Blatt vorgelesen«, wiederholte Lippo, »da stand drin, dass in Sils am Berg -«

»Soll ich auch? Soll ich auch?« fuhr Schwester Mäzli wieder dazwischen.

»Nun, Mäzli, sei ganz ruhig, bis Lippo zu Ende geredet hat«, befahl die Mutter.

»Er hat schon zweimal dasselbe gesagt und macht so lange: In Sils am Berg hat's gebrannt und man muss etwas schicken, soll ich auch, Mama, soll ich auch?« In einem Atemzug hatte Mäzli ihre Sache vorgebracht.

»Du hast nicht recht berichtet, du hast gar nicht vorn angefangen«, sagte Lippo entrüstet, »man muss nicht in der Mitte anfangen, das hat der Lehrer selbst gesagt. Jetzt will ich's recht erzählen, Mama: Der Lehrer hat uns ein Blatt -«

»Das wissen wir nun wirklich, Lippo«, bemerkte die Mutter, »was stand in dem Blatt?«

»In dem Blatt stand: In Sils am Berg hat eine grosse Feuersbrunst zwei Häuser zerstört, und alles was drin war, ist verbrannt. Dann hat der Lehrer gesagt, alle Schüler von allen Klassen -«

»Soll ich auch? Soll ich auch?« drängte Mäzli.

»Mach fertig, Lippo, nur ein wenig rascher«, sagte die Mutter.

»Dann hat der Lehrer gesagt: Alle Schüler von allen Klassen sollen etwas von ihren Sachen bringe, damit die abgebrannten Kinder -«

»Soll ich auch, Mama? Soll ich gleich gehen und alles zusammentun, was sie haben müssen?« stiess Mäzli nun so eilig heraus, als wäre der letzte Augenblick zum Handeln da.

»Ja, du kannst auch etwas von deinen Kleidern geben, und Lippo soll von den seinen etwas bringen«, sagte die Mutter, »ich helfe euch nachher das Rechte aussuchen, wir haben ja Zeit. Morgen ist's Sonntag; am Montag werden die Kinder ihre Sachen dem Lehrer überbringen; er wird sie ja selbst versenden wollen.«

Lippo bestätigte diese Vermutung und wollte eben die Worte des Lehrers mitteilen, in denen er die Aufforderung zum Überbringen an die Klasse erlassen hatte; aber er kam nicht mehr dazu.

Kurt kam zurückgerannt und rief, jeden anderen Laut übertönend: »Mutter, ich habe vergessen, dir etwas auszurichten: Bruno kommt nicht zum Abendessen, der Herr Pfarrer ist mit ihm und den zwei anderen nach Hohenems hinaufgeklettert, sie kommen erst um neun Uhr heim.«

Die Mutter sah ein wenig erschrocken aus: »Sind die zwei anderen die beiden Mitschüler, die Amtsrichtersjungen?« Kurt bejahte.

»Wenn da nur alles gut abläuft«, fuhr sie fort. »Jedesmal, wenn die drei ausser den Unterrichtsstunden zusammen sind, kommen sie aneinander. Ich hatte mich so gefreut, als wir hierherkamen, dass Bruno sich die beiden zu Freunden machen konnte, und nun muss ich in steter Sorge sein, wenn sie zusammenkommen.«

»Ja, wenn du die beiden gekannt hättest, so hättest du dich auf diese Freundschaft nie gefreut, Mutter«, versicherte Kurt. »Wo sie jemand etwas zuleide tun können, da tun sie's sicher und immer hinterrücks. Und Bruno ist ja immer gerade wie ein gefülltes Pulverhorn: nur ein Fünkchen hinein, und gleich feuert er und knallt los.«

»Wir sollen hinein, es ist Zeit«, sagte die Mutter, nahm ihre beiden Jüngsten bei der Hand und ging dem Hause zu. Kurt folgte. Es war ihm nicht entgangen, wie sich nach seinen Worten ein Zug der Bekümmernis über der Mutter Gesicht verbreitet hatte. Das war ihm nicht recht, er sah seine Mutter nicht gern bekümmert.

»Mutter, siehst du, da ist gar kein Grund, dass du dir Sorge machst«, sagte er zuversichtlich, »was Bruno ihnen tut, das geben sie ihm doppelt zurück, nur immer auf heimtückische Weise, im offenen Felde fürchten sie ihn.«

»Meinst du wirklich, das sei ein Trost für mich, Kurt?« fragte sie, sich zu ihm kehrend. Dem Kurt kam es nun auch so vor, als ob sein Trost eigentlich gar keiner für die Mutter sein konnte. Aber einen musste es doch geben. An jedem Übel entdeckte Kurt gleich eine so gute Seite, dass das Übel dagegen fast nicht aufkam. Jetzt ersah er auch hier die gute Seite: »Weisst du, Mutter, wenn Bruno ausgedonnert hat, ist alles wieder gut. In fünf Minuten ist er wie ein ausgeputztes Flintenrohr, alles sauber und friedlich. Ist doch besser, als wenn's drinnen stecken bliebe, nicht?«

Am offenen Fenster stand Mea und winkte die Herankommenden mit lebhaften Gebärden herbei; das Abendessen stände längst bereit, und die Zeit dazu wäre auch da, meinte sie. Kurt war im Nu an ihrer Seite und teilte ihr mit, heute, wenn alles ruhig und still und die Kleinen unter der Decke seien, werde die Mutter die Geschichte vom Schloss Wallerstätten erzählen: »Pass auf, dann kommt auch der Geist von Wildenstein darin vor, darauf freue ich mich am meisten«, bemerkte er zum Schluss. Kurt hatte sich verrechnet: längst war es still und ruhig geworden, die Kleinen waren zur Ruhe gebracht und die letzten Schularbeiten beendet; aber noch war Bruno nicht heimgekehrt. Die Mutter schaute immer wieder nach der Uhr.

»Du musst nicht Angst haben, Mutter, es wird nicht so hitzig zugehen, der Herr Pfarrer ist ja dabei«, sagte Kurt tröstlich.

Jetzt hörte man rasche Schritte draussen, dann wurde die Tür aufgerissen, Bruno kam herein; er war blass vor Zorn: »Die zwei gemeinen Kerle! Die boshafte Schufte! Die heimtückischen Heuchler! Die, die -«

»Nein, Bruno, nicht weiter«, unterbrach die Mutter, »du bist ja ganz ausser dir. Komm, setzt dich her zu uns, und wenn du ruhig geworden bist, erzählst du, was dir begegnet ist, ohne zu

schimpfen.« Es währte eine ziemliche Zeit, bis Bruno so weit beruhigt war, dass er, ohne noch einmal in Zornesausrüche zu verfallen, erzählen konnte, was ihm begegnet war: In der Unterrichtsstunde war heute das Schloss von Hohenems genannt worden, und der Herr Pfarrer hatte seine Schüler gefragt, ob sie schon oben auf der Ruine des Schlosses gewesen und sie sich recht angeschaut hätten; das hatte nun keiner je getan. Der Herr Pfarrer lud sie zu einem Spaziergang dorthin ein. Es war weit, und nachdem sie die Ruine gründlich angeschaut hatten, führte sie der Herr Pfarrer noch zum nahen Gasthaus, um sie zu bewirten. So war es schon dunkel geworden, als sie auf die Dorfstrasse hinunterkamen. »Dort, wo der Fussweg, von dem grossen Bauerngut kommend, die Strasse kreuzt«, fuhr Bruno fort, »kam eben das Loneli dahergelaufen, eine volle Milchflasche am Arm. Schnell hielt der eine der Knippeljungen, Edwin, seinen Fuss vor, und Loneli stürzte der Länge nach hin, die Milchflasche flog weit weg, und die Milch rann wie ein weisses Bächlein über die Strasse hin. Die zwei Buben wollten ersticken vor Lachen. Dem Edwin konnte ich eine tüchtige Ohrfeige versetzen«, schloss Bruno, neuerdings in Zorn geratend, »dem Feigling! Er lief dann gleich dem Herrn Pfarrer nach, der voraus war und nichts gesehen hatte. Loneli ging ganz still und leise weinend davon. Alle beide hätte man packen sollen und sie tüchtig -«

»Ja, und nun wird das Loneli noch gescholten daheim von der Grossmutter, wenn es die Milch verschüttet hat«, fiel Mea ein; »sie meint immer, es sei leichtfertig und an allem selbst schuld, wenn ihm einer etwas zuleide tut, und für das geringste Fehlerchen wird es gleich abgestraft.«

»Es wert sich aber auch nicht«, sagte Kurt halb grimmig, halb mitleidig. »Die zwei sollten nur dem Clevi einmal etwas tun, die wären bald verkratzt, die Apollonie hat das Loneli verkehrt erzogen.«

»Kurt, sähest du es gerne an Loneli, wenn es einem Buben so ins Gesicht springen und ihn zerkratzen würde?« fragte die Mutter.

Kurt meinte nach einigem Besinnen: »Nein, eigentlich doch nicht.«

»Ist euch nicht allen das Loneli darum so lieb, weil es nie grob wird, immer freundlich und gefällig und auch immer heiter ist? Es ist ja auch der Grossmutter recht lieb; aber sie ist eine sehr ehrbare Frau und hat Sorge um das Kind, dass es auf guten Wegen bleibe. Sollte sie in der Aufregung über die verschüttete Milch dem Kinde die Schelte erteilt haben, die den ungezogenen Jungen gehört hätte, würde es mir ja auch leid tun, und gewiss der Apollonie selbst, wenn sie nachher hört, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält.«

»So will ich gleich noch hinlaufen und es ihr sagen«, schlug Kurt vor. Aber die Mutter erklärte ihm, dass sowohl die Grossmutter als auch die Enkelin längst im tiefen Schlafe liegen würden.

»So kommt jetzt noch die Geschichte vom Schloss Wildenstein zum Schluss?« meinte er. Aber die Mutter hatte sich schon erhoben und zeigte nach der alten Wanduhr, wo Kurt sehen konnte, wie weit die gewöhnliche Zeit des Schlafengehens schon überschritten war. Da morgen der Sonntag mit seinem ruhigen Abend, frei von aller Schularbeit, folgte, gab er sich zufrieden, in der Aussicht auf eine um so ungestörtere Zeit zum Erzählen. Auch Bruno war beruhigt. Dass die Mutter die Sache, die ihn so aufgebracht hatte, auch schändlich gefunden und für die Gemeinheit der beiden keine Entschuldigung vorgebracht, hatte ihn besänftigt. Dem Herrn Pfarrer hatte er ja keine Anzeige machen können, anklagen war verpönt; aber jemand musste die Sache wissen und mit ihm fühlen und seine Entrüstung teilen, das hatte die Mutter getan. Bald lag das Haus still und friedlich inmitten der duftenden Apfelbäume, und obenüber zog leuchtend der goldene Mond und schaute so freundlich hernieder, als hätte er ein Wohlgefallen daran, das Haus so friedlich still zu sehen, das am Tage von soviel Leben und lärmender Bewegung erfüllt war.

Allerlei Unruhe

Allerlei Unruhe

Bevor die Mutter am Sonntagmorgen zur Kirche ging, trat sie immer noch einmal in die Wohnstube ein, um zu sehen, ob sich die Kinder fest und ruhig bei ihren verschiedenen Unterhaltungen niedergelassen hatten, so dass sie hoffen konnte, es bleibe während ihrer Abwesenheit alles in guter Ordnung. So tat sie auch heute. Es sah recht friedlich aus in der Stube. Bruno und Mea sassen jedes in einem Winkel in ein Buch vertieft, Kurt hatte seine Zeichnungen vor sich auf dem Tisch ausgebreitet, Lippo und Mäzli bauten auf ihrem Tischchen ganz geruhlich eine schöne Stadt mit Kirchen und Türmen und grossen Palästen. Die Mutter war befriedigt und ging. Eine Zeitlang war alles still. Jetzt fiel ein heller Sonnenstrahl auf Kurts Zeichnung und spielte lustig um die Papiere auf dem Tisch. Kurt schaute auf und sah, wie es draussen über die Wiesen leuchtete: »Den zwei boshafte Milchverderbern von gestern gehörte, dass sie für den ganzen sonnigen Sonntag eingesperrt würden«, brach Kurt plötzlich los.

Der Mea musste die Sache auch wieder aufgestiegen sein. Sie stimmte gleich so lebhaft ein, als habe sie sich gerade mit demselben Gedanken und in ganz derselben Weise beschäftigt. Nun mussten sich die beiden noch einmal über die ganze Sache besprechen und ihrer Entrüstung über die Übeltäter, wie ihrem Mitleid für Loneli Luft machen. Bruno blieb schweigend über sein Buch gebeugt. Dem Mäzli musste das Gespräch unterhaltend vorkommen; es guckte zu den Geschwistern hinüber und liess den Lippo alles anstellen, wie es ihm gefiel, was sonst gar nicht der Fall war. Erst als die Geschwister wieder still waren, kam es zu dem Stadtbau zurück.

»Pots tausend, was hab ich vergessen«, rief Kurt, auf einmal wieder von seiner Zeichnung auffahrend, »du hättest aber auch etwas sagen können, Mea, du hast es auch gehört: morgen müssen wir dem Lehrer Kleider für die Abgebrannten bringen, und die Mutter weiss noch nichts davon.«

»Ich habe es auch vergessen«, sagte Mea ruhig und fuhr zu lesen fort.

»Die Mutter weiss es schon lange, ich habe es ihr gleich gesagt«, fiel Lippo ein, »der Lehrer hat ja gesagt, wir dürfen es nicht vergessen.«

»Ganz richtig, kleiner Schulfuchs«, erwiderte Kurt und zeichnete ruhig weiter. Da es nun so stand, dass die Mutter um die Sache wusste, hatte er sich nicht mehr darum zu kümmern.

Mäzli hatte soeben etwas vernommen, das sehr anregend auf seine Vorstellungskraft wirkte. Plötzlich warf es Häuser, Türme und Kirchen übereinander und drängte Lippo: »Komm schnell, wir wollen etwas machen, das viel lustiger ist, und die Mama ist froh darüber.«

Es wunderte Lippo, was es wohl sein könnte, worüber die Mutter so froh sein würde; aber wie auch das Mäzli trieb und drängte, er nahm erst die grosse Schachtel zur Hand und legte ordentlich ein Stück neben das andere hinein.

»So macht man's nicht, so währt es eine Stunde lang«, rief Mäzli ungeduldig; »man wirft schnell alles hinein und tut den Deckel drauf, und dann ist's fertig.«

»Das darf man nicht, das darf kein Mensch«, sagte Lippo ernsthaft. »Zuerst muss man immer ganz ordentlich das erste zusammenpacken und wegräumen, ehe das zweite kommt.«

»So lauf ich dir fort«, zeigte Mätzli an und huschte zur Tür hinaus.

Als Lippo in aller Ordnung seine Schachtel gefüllt und an ihren Platz gebracht hatte, lief er schnell dem verschwundenen Mätzli nach. Es wunderte ihn sehr, was es vorhatte. Nicht im Gang, nicht im Garten, nirgends war's zu finden. Lippo rief laut und noch lauter, es kam keine Antwort. Endlich hörte er den Gegenruf in sonderbar dumpfer Weise; doch merkte Lippo, dass er aus der Schlafstube kam. Er trat ein. Da sass Mätzli am Boden mitten in einem Kleiderhäufchen, den Kopf tief in den Schrank gesteckt, um immer noch mehr Gegenstände herauszukramen.

»Ja, ja, du machst etwas Schönes am Sonntagmorgen«, sagte Lippo, indem er seine grossen Augen auf die Kleider am Boden richtete.

»Das ist etwas Rechtes«, erwiderte Mätzli sehr bestimmt, »Kurt hat gesagt, man muss den Abgebrannten Kleider schicken, und nun muss man alle Kleider, die man nicht mehr braucht, herausnehmen und zusammenlegen; dann ist die Mama froh, weil sie dann nichts mehr zu tun hat, man kann alles morgen früh fortschicken. Du kannst deine Kleider auch holen, man legt alle auf ein Häuflein.«

Lippo schien die Sache etwas zweifelhaft zu sein; er stand nachdenklich vor all den Röckchen und Jäckchen, die vor ihm auf dem Boden lagen. Es kam ihm vor, die Sache sei nicht so ganz nach der Mutter Sinn.

»Aber wenn man etwas mit den Kleidern machen will, muss man doch immer die Mama fragen«, fing er wieder an.

Mätzli gab keine Antwort und zog geschäftig noch ein Häufchen wollener Strümpfe und einen dicken Winterkragen heraus; alles wurde vorerst auf dem Boden ausgebreitet.

»Nein, das will ich nicht tun«, sagte Lippo wieder nach längerer Betrachtung des ungewohnten Anblicks.

»Du willst nur nicht, weil es soviel zu tun gibt«, behauptete Mätzli mit einem vor Eifer ganz roten Gesicht, »ich will dir dann schon helfen, wenn ich hier fertig bin.«

»Ich will es doch nicht tun«, wiederholte Lippo jetzt ganz entschlossen; »ich will nicht, weil man nicht darf.«

Mätzli hatte nicht Zeit, ihn weiter zu überzeugen; es musste durchaus noch die dicken Schuhe hervorkrabbeln, die da drinnen sein mussten. Aber bevor es diese ans Tageslicht gebracht, ging die Tür auf, und entsetzt blickte die Mutter auf die Verheerung:

»Aber Kinder, welche abscheuliche Unordnung!« rief sie aus, »und am Sonntagmorgen! Was ist denn in euch gefahren, Kinder? Was soll überhaupt dieser Markt auf dem Boden bedeuten?«

»Jetzt siehst du, Mätzli«, sagte Lippo nicht ohne Befriedigung, da es so klar zum Vorschein kam, wie recht er hatte. Aber Mätzli suchte mit aller Macht die Mutter zu überzeugen, dass es ihr nur helfen wollte, damit sie gar nichts mehr zu tun habe und nur alles fortschicken könne.

Jetzt erklärte die Mutter dem Mätzli aber sehr bestimmt, dass es solche Hilfeleistungen nie mehr zu unternehmen habe, dass es durchaus nicht zu beurteilen habe, welche Kleider es noch brauchen und welche es verschenken solle, und dass eine solche Hilfe ihr nur gerade die doppelte Mühe mache, die sie sonst gehabt hätte. »Übrigens, Mätzli«, schloss die Mutter, »kann ich bemerken, dass dein grosser Eifer hauptsächlich daher kommt, dass du dich bei der Gelegenheit aller der Dinge entledigen möchtest, die du selbst nicht gern anziehst. Da liegt all dein wollenes Zeug, von dem du behauptest, es kratze dich, das magst du nun anderen Kindern gern gönnen,

nicht Mäzli?«

»Vielleicht haben sie es gern, weil sie frieren«, meinte Mäzli.

»Mama, die Frau Amtsrichter kommt die Strasse herauf und gerade auf unser Haus zu, sie kommt gewiss zu uns«, berichtete Lippo, der ans Fenster getreten war.

»Und ich habe noch nicht einmal meine Sachen abgelegt um dieser Unordnung willen«, sagte die Mutter erschrocken. »Geh, Mäzli, und grüsse die Frau Amtsrichter artig und führe sie in die vordere Stube. Sag ihr, ich komme sogleich, ich sei nur gerade aus der Kirche heimgekehrt.«

Mäzli lief erfreut, der Auftrag war ihm sehr angenehm. Ganz manierlich empfing es die Frau Amtsrichter und führte sie nach der vorderen Stube zum Sofa hin, dass sie sich setze; geradeso wie die Mutter es machte, das wusste Mäzli genau. Dann richtete es seinen Auftrag aus, die Mutter werde gleich kommen.

»Schon gut, schon gut, und was willst du tun an dem schönen Sonntag?« fragte die Frau.

»Spazieren gehen«, antwortete Mäzli schnell. »Sind sie noch eingesperrt?« fragte es dann angelegentlich.

»Wer? Wer? Was meinst du denn?« Die Frau Amtsrichter schaute ein wenig verweisend auf die Kleine.

»Der Edwin und der Eugen.«, antwortete Mäzli unerschrocken.

»Es nimmt mich nur wunder, woher du solches Zeug im Kopf hast«, sagte die Frau mit steigender Erregung, »warum sollten denn die Knaben eingesperrt sein, das möchte ich doch wissen.«

»Weil sie dem Loneli soviel zuleide getan haben«, berichtete Mäzli. - Jetzt trat die Mutter ein. Sie begrüßte sehr freundlich ihren Gast, erhielt aber einen kurzen Gegengruss.

»Mich nimmt nur eines wunder, Frau Pfarrer«, begann die Besuchende gleich in gereiztem Ton, »was für eine Bosheit dieses Giftkrötchen von Loneli über meine Knaben ersonnen und verbreitet hat, und noch mehr, dass Leute, denen man es nicht zutraute, daran glauben.«

Frau Maxa war sehr verwundert ihrerseits, dass die Frau Amtsrichter schon etwas von dem gestrigen Vorgang vernommen hatte, ihre Söhne hatten doch kaum davon gesprochen.

»Weil Sie doch schon um diese Sache wissen«, sagte sie dann, »so will ich Ihnen erzählen, was vorgefallen ist; denn Sie scheinen ganz unrichtig berichtet zu sein; es handelt sich nicht um eine Bosheit von Lonelis Seite. - Mäzli«, unterbrach sich die Mutter hier, zu dem Kinde gewandt, das seine Augen erwartungsvoll auf die Frau Amtsrichter geheftet hielt; denn es dachte, nun werde sie gleich berichten, ob die zwei noch eingesperrt seien -, »geh zu den Geschwistern hinüber und bleib dort, bis ich komme.«

Mäzli ging, aber ein wenig langsam; es hoffte die Nachricht komme noch, bevor es bei der Tür anlangen würde; Sie kam aber nicht, Mäzli musste verschwinden. Nun erzählte Frau Maxa der Wahrheit gemäss den Vorgang von gestern abend.

»Das ist ja nichts«, sagte die Frau Amtsrichter, als sie die Sache vernommen; »das sind Kinderscherze, alle Kinder halten sich zum Spass die Füsse vor. So etwas sollte man gar nicht beachten wie grössere Fehlen, bei denen es dann der Mühe wert ist, sie den Kindern vorzuhalten.«

»Ich bin nicht Ihrer Meinung, Frau Amtsrichter«, sagte Frau Maxa; »diese Art von Scherzen

grenzt doch ganz nahe an Roheit, und aus kleinen Roheiten werden bald grosse. Dem Loneli ist doch ein Leid geschehen durch solches Tun, da hört doch wirklich der Scherz auf.«

»Wie gesagt, es ist ja der Mühe nicht wert, darüber soviel Worte zu verlieren. Man macht überhaupt zuviel Wesens aus diesem Kinde und seiner Grossmutter. Diese Apollonie hat es immer noch im Kopf, dass sie die Schlossapollonie hiess, und trägt ihn darum heut noch hoch, und das Kind wird's bald genug auch lernen. Aber ich kam, etwas ganz anderes und viel Wichtigeres mit Ihnen zu besprechen«, und nun begann die Frau Amtsrichter ihre Mitteilungen zu machen, die ihrer Zuhörerinnen wenig erfreulich sein mussten; denn sie sah immer erschrockener aus. Ihr Mann und sie seien zu der Ansicht gekommen, hatte die Frau zu berichten, dass es nun an der Zeit sei, die Söhne nach der Stadt zu schicken, damit sie dort die höheren Klassen des Gymnasiums besuchen könnten. Der Unterricht beim Herrn Pfarrer sei ja für die ersten Jahre ganz gut gewesen; dem seien die Söhne aber nun doch entwachsen, sie gehörten nun auf eine höhere Schule. so werde es das beste sein, gleich auf den Herbst für alle drei zusammen ein Unterkommen in einem guten Kosthause zu suchen; denn Bruno werde ja natürlich dann auch mitgehen. Es sei auch für alle Zeit gut, wenn die drei zusammenblieben und sich so auf die gleiche Weise weiter entwickelten; denn später würden sie ja doch in ihrer Gemeinde am meisten zu sagen haben. So wäre es ja dann für das ganze Gemeinwesen gut, wenn sie alles so recht übereinstimmend beurteilen und behandeln würden. »So denkt denn mein Mann bald einmal nach der Stadt zu fahren und sich nach einem geeigneten Kosthause umzusehen«, schloss die Besprechung; »es wir Ihnen ja lieb sein, wenn er in dieser Weise auch für Ihren Bruno den Weg aufzutut, den Sie ja sonst selbst suchen müssten.«

Frau Maxa fielen diese Mitteilungen schwer aufs Herz. Schon sah sie die drei Jungen vor sich unter einem Dache wohnen, und alle die erschrecklichen Szenen, die aus diesem nahen Zusammensein erfolgen würden, stiegen vor ihren Augen auf. »Es wird mir so schwer, daran zu denken, dass ich Bruno schon von zu Hause wegschicken sollte«, sagte sie endlich, »ich kann auch die Notwendigkeit davon nicht einsehen. Unser Herr Pfarrer, der uns aus grosser Gefälligkeit den Unterricht angeboten hat, meinte doch, die Jungen noch bis zum Frühjahr übers Jahr zu behalten, und lernen können sie wirklich noch sehr viel bei ihm. Freilich, wenn Sie entschlossen sind, Ihre Jungen fortzubringen, so muss ich auch für Bruno daran denken. Für ihn allein die Unterrichtsstunden fortzusetzen, wäre ja dem Herrn Pfarrer nicht zuzumuten.« Für das Anerbieten, gleich auch für Bruno Wohnung zu nehmen, dankte Frau Maxa und setzte hinzu, sie habe überhaupt erst die ganze Sache mit ihrem Bruder zu besprechen, der in allen solchen Dingen ihr Berater und ja auch Vormund der Kinder sei.

Die Frau Amtsrichter war nicht recht zufrieden mit dem Bescheid. Sie meinte, soviel werde eine Mutter wohl entscheiden können, sie wollte die Sache offenbar gern gleich abschliessen.

»Vernünftig genug sind die Jungen nun wirklich, um sich auch ohne unser Dabeisein in richtiger Weise zu benehmen«, fügte sie hinzu. »Meine beiden sind es, das kann ich sagen, und wo zwei den rechten Weg gehen, da läuft der Dritte auch mit, wenn er zu ihnen gehört.«

»Mein Ältester ist nicht einer, der mitläuft«, entgegnete Frau Maxa lebhaft; »ich würde es auch nicht wünschen, auch in diesem Falle nicht. Solange es mir nur möglich ist, werde ich ihn zu Hause behalten. Geht es nicht mehr, so lasse ich ihn unter Gottes Schutz ziehen.«

»Wie Sie meinen«, sagte die Frau Amtsrichter, indem sie aufstand und sich verabschiedete; »die Wohnungsfrage kann ja immer wieder besprochen werden«, bemerkte sie noch im Fortgehen, »ist erst die Zeit da, so wird Ihnen das Vorarbeiten meines Mannes wohl willkommen sein.«

Als die Mutter, vom Begleit ihres Gastes zurückkehrend, die Tür der Wohnstube öffnete, wo die

Kinder wieder zusammensassen, rief ihr augenblicklich das Mätzli entgegen: »Hat sie noch gesagt, ob die zwei noch eingesperrt sind?«

»Was fabelst du, Mätzli?« sagte die Mutter, »vielleicht weisst du selbst nicht recht, was du meinst.«

»O ja, ich weiss ganz gut«, versicherte Mätzli, »weil Kurt das gesagt hat, habe ich die Frau Amtsrichter gefragt, ob sie noch eingesperrt seien.«

Kurt lachte laut auf: »Oh, du arger Maz und frecher Spatz! Weil ich gesagt habe, man sollte die beiden einsperren, läuft dieser Maz hin und stellt eine solche Frage an die Frau Amtsrichter.« Nun wurde der Mutter klar, woher die Frau schon von dem gestrigen Benehmen ihrer Söhne gehört hatte.

»Aber Mätzli«, sagte sie ermahmend, »vergissest du immer wieder, dass du erwachsene Leute, die zu uns kommen, nichts zu fragen hast?«

»Aber doch, was die eingesperrten Kinder machen«, meinte Mätzli, im Tone grossen Erbarmens.

»Nichts, Mätzli, gar nichts«, sagte die Mutter.

»Das listige Mätzli will die Mutter durch sein Mitleid zur Nachgiebigkeit erweichen«, bemerkte Kurt.

Plötzlich erscholl ein ungeheurer Jubelruf aus allen Kehlen. Alle Stimmen schrien zugleich: »Onkel Phipp! Onkel Phipp!« und schon waren die Schreier alle zur Tür hinaus. Kurt sprang aus dem Fenster. Es war der kürzeste Weg, auf die Strasse zu gelangen, und für ihn kein gefährlicher Sprung. Auch die Mutter lief mit Freuden, den Onkel Phipp zu begrüssen. Es war ihr einziger Bruder, der unten im obstreichen Tal von Sils auf seinem Gute wohnte und im Hause seiner Schwester jederzeit der willkommenste Gast war. Eben hatte er eine kleine Reise gemacht und war schon seit mehreren Wochen nicht in Nollagrund erschienen; daher der besondere Freudenausbruch bei seinem Erscheinen. In der Masse, die sich heranbewegte und die ganze Breite des Weges einnahm, konnte man kaum einen Onkel vermuten. Alle Fünf hatten sich auf allen Seiten so an ihn gehängt, dass es aussah wie ein festes Ganzes, das auf vielen Füssen daherkam.

»Du siehst, Maxa, ich habe keine Hand für dich«, rief ihr der Bruder entgegen; »aber ich grüsse dich nicht weniger herzlich mit Nicken des Kopfes, der mir allein noch zu freier Verfügung steht.«

»Nein, ich will eine Hand haben«, entgegnete Frau Maxa, »Lippo kann deine Rechte einen Augenblick loslassen. So, nun grüss dich Gott, Phipp, willkommen wieder daheim! Bist du glücklich gereist und hast du gefunden, was du suchtest?«

»Alles zur Zufriedenheit! Aber nun vorwärts, junges Volk, dass ich meinen Überrock niederlegen kann«, gebot der Onkel, »der ist so voller schwerer Gegenstände, dass er mich gleich zu Boden drücken wird.«

Jubelnd zogen und drängten nun die Fünfe den Onkel ins Haus hinein; was die schweren Gegenstände in den langen Taschen des Überrocks sein mochten, hatten sie im stillen schon erraten. Drinnen aber wollte der Onkel sich ganz allein seines Rockes entledigen, damit nichts zu Schaden komme, das da drinnen verborgen war. Dann musste er weggehängt werden; denn die Mutter drang darauf, dass man nun zu Tisch gehe, da die Zeit dazu längst da sei; alles andere sollte auf den Nachmittag verlegt werden. Nun musste noch die Frage erledigt werden, wer bei

Tisch neben Onkel Phipp sitzen durfte. Das war eine Hauptfrage; denn wer am nächsten bei ihm war, konnte am meisten mit ihm reden. Der Onkel entschied sich heute für die zwei Jüngsten. Die führten ihn nun im Triumph zum frisch gedeckten, einladenden Sonntagsstisch und nahmen ihn freudestrahlend in ihre Mitte. Das war ein fröhliches Mittagmahl. Alles, was die Kinder den Onkel Phipp zu fragen hatten, durften sie anbringen, und der selbst erzählte so lustige Dinge von seiner Reise, dass man das Zuhören nicht satt bekam. Als nun aber der Sonntagskuchen als Schluss der guten Dinge verspeist war, da machte Mäzli allerlei Zeichen der Ungeduld, als ob nun erst recht etwas Schönes zu erwarten sei.

»Ich glaube, Mäzli hat etwas gemerkt«, sagte der Onkel, »und so ein kleines, neugieriges Stumpfnäschen muss man nicht zu lange in die leere Luft hinausgucken lassen. Wir wollen einmal sehen, was der Überrock von der Reise mitgebracht hat.« Mäzli war schon vom Stuhl gesprungen, und da nun der Onkel aufstand, erfasste es seine Hand, um ihm recht nahe zu sein, wenn er nun die grossen Taschen leeren würde. Was waren das für prachtvolle rote Bücher, die zuerst herauskamen! Sie wurden Bruno und Kurt überreicht, die mit Freuden ihre Geschenke in Empfang nahmen.

»Das für Mama zum Stopfen«, rief Mäzli, gespannt auf des Onkels Finger sehend, was sie herausziehen würden. Es war ein zierliches Nähkästchen, das er eben aufschloss.

»Fehlgeschossen«, sagte er, »die Mutter bekommt auch ein Geschenk, aber dieses hier ist für Mea, die wird nun gleich ein junges Fräulein und spaziert dann zu den Freundinnen zu Besuch mit dem Nähkasten am Arm.«

»Oh, wie schön, Onkel, oh, wie schön!« rief Mea entzückt aus, »wenn du nur die Freundinnen gleich mitgebracht hättest, hier kann man sie suchen.«

»Ein andermal, Mea, ein andermal; ich verspreche es dir, heut hatten sie nicht Platz im Überrock«, sagte der Onkel. »Aber jetzt kommt die Hauptsache!« Aus der grössten Tasche rechts zog er nun mit Mühe eine ungeheure Schachtel heraus und aus der andern links eine ebenso grosse. »Hier für die kleine Mannschaft«, sagte er; »aber nicht verwechseln! In der einen die stampfenden Rösschen, in der anderen die dampfenden Klösschen. Welche ist für das Mäzli?«

»Die stampfenden Rösschen«, sagte es schnell.

»Glaube nicht; da nimm und lauf zum Auspacken, dann siehst du's«, sagte der Onkel. Lippo erhielt die andere Schachtel. Die Kinder liefen ihrem Tische zu. Mäzli kehrte auf halbem Wege wieder um.

»Onkel Phipp«, rief es eifrig, »hat die Mama nun auch etwas bekommen, etwas Schönes? Kann ich es sehen?«

»Ja, etwas Schönes«, antwortete der Onkel, »nur hat sie es noch nicht bekommen, und sehen kann man es nicht, nur hören.«

»Oh, ein Klavier!« riet Mäzli schnell.

»Nein, nein, Mäzli, das könnte man zur Not auch sehen«, sagte der Onkel, »du kannst es nicht erraten, es kommt auch erst heraus, wenn alles kleine Geflügel in den Nestern liegt, dass alles ganz still und ruhig ist.« Jetzt lief Mäzli zum Spieltisch. Wie nun der geöffneten Schachtel die glänzenden Kupferkesselchen, die Bratpfannen und Kochtöpfchen entstiegen, da hatte das Mäzli alle stampfenden Rösschen vergessen. Mit immer wachsendem Erstaunen wühlte es in seiner Schachtel herum; denn immer noch kamen neue wundervolle Gegenstände zum Vorschein. Lippo stellte mit strahlenden Augen seine schön gesattelten Rösslein vor sich auf und setzte den

Reitknecht in der roten Jacke von einem aufs andere. In jedem Sattel passte er und sass aufrecht und unbeweglich, ob das Ross Trab oder Galopp lief.

Der Onkel hielt die Ruhe, die der Verteilung seiner Gaben gefolgt war, weniger lange aus, als die in ihre Herrlichkeiten versunkenen Kinder. Er rief jetzt alle zum Sonntagsspaziergang zusammen. Mäzli war schnell fertig; alles in die Schachtel geworfen, Deckel drauf, ein wenig gedrückt musste er schon werden; das machte aber dem Mäzli keine Sorge, jetzt lief es schon dem Onkel zu.

»So darf man's nicht machen, Mäzli, man darf nicht«, rief ihm Lippo nach; aber es stand schon draussen an des Onkels Hand, fertig zum Abmarsch. Die anderen waren auch alle bereit, sie hatten ja jedes nur ein Stück wegzuräumen gehabt. Die Mutter gab noch ihre Befehle an die Küchen-Kathi ab.

»Komm doch, Lippo, komm, hintennachbleiben ist nichts!« rief der Onkel ins Zimmer hinein.

»Ich muss nur fertigmachen, dann komm ich gleich!« rief er zurück.

Die Mutter war nun auch herausgetreten: »Wo ist Lippo?« fragte sie, ihr Schärchen musternd.

»Drinnen sitzt er wie ein Maulwurf in seinem Loch und will nicht heraus!« rief Kurt. »Soll ich ihn holen? Dann kommt er sicher bald.«

»Nein, nein«, wehrte die Mutter, »das will ich besorgen.« Sie ging hinein. An seinem kleinen Tisch sass Lippo noch und legte langsam und bedächtig seine Rösschen eines neben das andere in die Schachtel, dass ihnen kein Leid geschähe.

»Komm, komm, Lippo, man muss den Onkel nicht wahren lassen«, sagte die Mutter.

»Aber man darf ja nicht fort, bis alles eingeräumt und im Schrank ist, Mama«, sagte Lippo ängstlich, »das darf man nie, und man muss ordentlich einpacken.«

»Ja, das ist auch wahr, komm, ich helfe dir«, und die Mutter machte sich als gute Hilfe schnell an die Arbeit, sie hatte ja selbst die Verordnung gegeben, die Lippo treulich hielt.

»Da kommt er endlich, der Stubenmarder!« rief Kurt aus.

»Nein, ihr sollt ihn nicht schelten«, sagte die Mutter, »er wollte tun, was recht ist: erst alles in Ordnung bringen, bevor er spazieren geht.«

»Bravo, das ist mein Pate, das hab ich ihm eingebunden. Komm, wir gehen zusammen«, sagte der Onkel, seine Hand ausstreckend, »und wo soll's nun hingehen?«

»Zum Schloss hinauf«, schlug Kurt schnell vor. Mit diesem Vorschlag war jedermann einverstanden, auch die Mutter sagte gleich zu; sie hatte ihre eigenen Absichten bei diesem Gang.

»Wir sagen wohl besser, gegen den Schlossberg hinauf«, bemerkte der Onkel, indem er sich mit seinen zwei kleinen Begleitern in Bewegung setzte und den Zug anführte. »Nachher wird es dann wohl heissen müssen, ums Schloss herum. Wenn der grimmige Herr Trius noch seine Wache hält, so wird man nicht hoch hinaufkommen, das Schlossgut wird eingehegt sein und geht ja weit herum.«

»Oh, man kann auf dem Wege weit hinaufgehen, bis zur Schlosspforte«, entgegnete Kurt lebhaft, »da sieht man gut in den Garten hinein; aber er ist ganz verwildert. Dort ist rechts ein Zaun von hölzernen Latten, da kann man gut hinübersteigen, und dann läuft man durch die Wiesen bis hinauf, wo dann die dicke Weissdornhecke kommt. Da fängt auf der andern Seite das Gestrüpp an, und dann kommt bald der Wald mit den alten Tannen und Föhren. Dort könntet ihr aber nicht

hinübersteigen. Dort vom Wald könnte man dann leicht zu Schloss hinüberkommen.«

»Du scheinst eine ziemlich genaue Kenntnis der Örtlichkeiten zu haben«, sagte der Onkel. »Was sagt aber der Herr Trius zu dem Zaunübersteigen? In den Wiesen dort stehen schöne Apfelbäume!«

»Er haut drauf los«, berichtete Kurt. »Wen er erwischen kann, den haut er, wenn man auch gar keine Äpfel will. Er haut schon zu, wenn er einen nur in der Nähe des Zaunes sieht.«

»Er wird eben jedem, der da herumschnüffelt, andeuten wollen, dass man da nicht hinüberzuklettern hat. Wir wollen aber auf die Mutter warten. Sie weiss alle kleinen Wege hier, sie wird sagen wo wir hinmüssen.«

Der Onkel hatte sich umgewandt, um nach der Mutter auszuschauen, die mit Bruno und Mea zurückgeblieben war. Die beiden benutzten die Zeit, da der Onkel sich mit den Jüngeren abgab, um der Mutter ihre besonderen Angelegenheiten vorzubringen, und beide redeten so eifrig auf sie ein, dass sie fast nicht vorwärtskommen konnte.«

»Auf welche Seite geht es nun? Du kennst die Wege hier am besten«, sagte der Onkel, als die drei nahegekommen waren, »wohin sollen wir gehen?«

Die Mutter entgegnete, die kleinen Wege alle ums Schloss herum kenne Onkel Phipp wohl so gut wie sie, eher besser. Wenn sie aber zu bestimmen habe, wohin heute der Spaziergang gehen solle, so schlage sie die Höhe zur Linken vor, von wo man eine ganz freie Aussicht auf das Schloss hinüber habe.

»Dann kommt man am Häuschen der Apollonie vorüber«, sagte Kurt; »das ist recht, dann kann man sehen, was das Loneli macht nach seinem Kummer; es ist das netteste Kind in der ganzen Schule.«

»So gehen wir«, stimmte der Onkel ein, »da finde ich auch noch eine alte Freundin in der Frau Apollonie, also vorwärts!«

Das Häuschen am Fuss der Höhe war bald erreicht. Es stand eben jetzt vom hellen Sonnenschein umflossen, nur der alte Apfelbaum in der Ecke warf seinen Schatten über die kleine hölzerne Bank darunter und über ein Stück des kleinen Gartens am Häuschen. Auf der Bank sassen die Grossmutter und die Enkelin; beide im sauberen Sonntagsstaat, jede mit einem Buch auf dem Schoß. Ein Wohlgeruch von Rosmarin und Reseda stieg aus den kleinen Blumenbeeten auf und erfüllte die Luft. Onkel Phipp schaute über die niedere Hecke in das Gärtchen hinein.

»Ein echter Sonntagsfrieden liegt da über alles gebreitet, komm, sieh, Maxa«, rief er der Schwester zu, »hier die Rosen und Resedabüsche; dort die Apollonie in der tadellosen Haube und glänzenden Schürze und das apfelfrische Enkelkind im sauberen Gewändlein, das sieht alles so sonntäglich schmuck und erfreulich aus.«

Eben hatte Loneli die Gesellschaft drüben am Hag bemerkt. Es schoss von der Bank auf und lief hinüber, Kurt und Mea waren ja seine besonderen Freunde.

Die Apollonie schaute nun auch auf, und wie sie die Gesellschaft erkannte, kam sie freudestrahlend herbei und wollte durchaus die Herrschaften zum Ausruhen in den Garten hereinhaben. Voller Eifer machte sie sich schon auf, um Stühle und Bänke herauszuholen, damit jeder sich niederlassen könne. Aber Frau Maxa wehrte es ihr. Sie wollten noch die Höhe besteigen, sagte sie; dazu wäre die Zeit aber zu kurz, wenn sie sich nicht gleich wieder auf den Weg machen würden. Im Vorübergehen hätten sie nur schnell das schön geordnete Gärtchen

ansehen und die Apollonie grüssen wollen.

»Wie Sie sich das alles schön eingerichtet haben, Frau Apollonie«, sagte Onkel Phipp, »im kleinen gerade so schön, wie vormals im grossen, droben auf dem Schloss. Die Rosen und die Reseden, der Kohl und die Bohnen und Rüben, ein kleiner Brunnen in der Gartenecke und die Bank unterm Apfelbaum, das sieht alles so geordnet und appetitlich aus, fast so schön, als es droben war.«

»Ja, ja, der Herr Falk spasst immer noch gern«, entgegnete die Apollonie, »fast schöner als die Rosenbeete droben, nicht wahr? Ja, wer die gekannt hat! Und meinen Gemüsegarten erst! Solche Beete voller Blumenkohl und ganze Wäldchen von grünen Bohnenstauden, und erst meine Salatbeete und meine jungen Zuckererbsen - ja, das war ein Wirtschaften in solchem Gemüsegarten herum! So etwas kommt nicht wieder! So manchmal schaue ich dort zum Schloss hinauf und muss seufzen und denken: dass so viel Schönes so für immer verloren sein muss!«

»Ja, das ist nun einmal so, da kann niemand helfen«, sagte Onkel Phipp; »aber einen Vorteil haben Sie doch jetzt: Hier in Ihrem stillen Garten, da stört kein Mensch Ihren Sonntagsfrieden, da springt Ihnen kein Junge mitten in Ihre Gemüsebeete hinein in Kraut und Kohl und Rüben, dass Sie die Hände zusammenschlagen und ausrufen müssen: 'Nein, der Falk ist doch der ärgste von allen!'«

»Nun weiss der Herr Falk auch das noch!« rief die Apollonie aus. »Ja, die drei jungen Herren haben mir manches Kräutlein zertreten; aber wie gern nähme ich das drein, wenn ich sie noch einmal pflegen könnte, meine Gemüsebeete; nur auch noch einmal sehen; aber sie sind ja gar nicht mehr, sie sind nicht mehr! Nur Heu und Äpfel will der Herr Trius einernten, alles andere wird ausgereutet. Deswegen muss aber der Herr Falk nicht denken, dass ich in lauter Frieden schwimme, weil er mir nicht mehr ins Gemüsebeet hineinstampft, noch lange nicht. Wenn man am Sonnabend zum Wochenschluss noch eine rechte Ärger- und Sorgensuppe schlucken muss, so stecken einem die Reste davon am Sonntagmorgen noch im Hals, und den ganzen Tag gibt's noch zu schlucken daran, wenn man noch so gern sein Sonntaglied in Frieden lesen möchte.«

»Sie werden wohl die Knippelsuppe von gestern abend meinen, Apollonie?« fiel Kurt hier lebhaft ein; denn eben hatte ihm Loneli gesagt, es sei nicht gut gegangen, als es gestern mit den vom Fall beschmutzten Kleidern und der leeren Milchflasche heimgekommen sei, und nun war er noch voller Grimm darüber und hatte die Andeutung der Apollonie gleich verstanden. »So will ich Ihnen nur sagen, dass das Loneli nicht schuld daran war, kein bisschen, die Knippelbuben meinen, es sei lustig, den Leuten ein Bein zu stellen und sie umfallen zu sehen.«

»Das Kind wird wohl auch nicht gewesen sein, wie es sollte, sonst hätten ihm doch des Herrn Amtsrichters Söhne nichts zuleide getan.«

»Jetzt will ich gleich den Bruno zurückholen, der kann Ihnen beweisen, dass Loneli nichts gemacht hat, er war dabei«, sagte Kurt eifrig und wollte gleich dem Bruder nachlaufen, der nicht bei den anderen geblieben, sondern voraus der Höhe zugegangen war. Aber die Mutter hielt ihn zurück. Sie wünschte nicht, dass durch die Erinnerung an den Vorgang und die Entdeckung, dass Loneli noch als schuldig behandelt worden war, bei Bruno noch einer seiner Zornesausbrüche hervorgerufen werde. Der Apollonie sagte sie aber klar, wie sich die Sache verhalten habe, der Bruno beigewohnt, und die er gleich nachher der Mutter erzählt hatte.

Lonelis blaue Augen funkelten vor Freude, als der Vorgang genau so geschildert wurde, wie er sich zugetragen hatte, und dazu von der Frau Pfarrer, deren Worte der Grossmutter mehr als alle anderen galten.

»Jetzt können Sie sehen, dass das Loneli gar nicht schuld an der Sache war!« rief Kurt, als die Mutter geendet hatte.

»Ja, ich sehe es und bin ja so froh, dass es so ist«, sagte die Apollonie; »aber wie könnte man auch glauben, dass solche Söhne, die doch eine gute Erziehung haben, ohne Not andere schädigen würden! Das hätte denn doch der junge Falk nicht getan. Er lief mir nur darum ins Gemüse hinein, weil ihn die jungen Herren vom Schlosse von beiden Seiten jagten.«

Onkel Phipp lachte: »Frau Apollonie ist doch noch gerecht. Wenn sie auch den jungen Falk tüchtig ausschimpfte, so wusste sie doch, dass er ihr nicht aus Bosheit, sondern nur aus Notwehr durchs Gemüse stampfte. Nun meine ich aber, es wäre Zeit weiterzugehen.«

Damit schüttelte er seiner alten Bekanntschaft kräftig die Hand und zog mit seinen zwei Kleinen, die ihm die ganze Zeit nicht von der Seite gewichen waren, wieder rüstig weiter.

Schloss Wildenstein stand vom Abendlicht umflossen. Von der Höhe, die nun erreicht war, konnte man frei hinüberschauen. Die Vorderseite des Schlosses mit dem freien Platz davor schimmerte im Lichte der Abendsonnenstrahlen. Leblose Stille herrschte rings um das graue Gebäude. Die alten Föhren unter dem Eckturm auf der Waldseite hingen ihre langen Äste bis tief auf den Boden, die hatte seit Jahren keine Menschenhand berührt. Wo der blühende Garten gelegen, war der Boden weithin mit Sträuchern und Gebüsch bedeckt.

Mutter und Onkel hatten sich auf einen Baumstamm, der am Boden lag, hingesetzt und schauten schweigend nach dem Schloss hinüber, während die Kinder an dem sonnigen Abhang nach Erdbeeren ausschauten.

»Da drüben sieht's schauerlich einsam und verödet aus«, sagte Onkel Phipp nach einiger Zeit, »wir wollen zurückkehren. Ist erst die Sonne fort, so wird alles noch düsterer aussehen.«

»Fällt dir nicht etwa auf, Phipp«, sagte seine Schwester, von ihren eigenen Gedanken in Anspruch genommen. »Siehst du, dass alle Fensterladen fest verschlossen sind, nur die Balkonfenster am Turme nicht; du weisst, wer jene Zimmer bewohnte?«

»Freilich weiss ich's, dort hauste der rasende Bruno«, erwiderte der Bruder.

»Wenn er wiederkäme, Phipp, weil nur allein seine Zimmer geordnet werden?«

»Wo denkst du hin, der kommt nie wieder!« rief Onkel Phipp aus, »du weisst ja auch, dass wir schon vor langer Zeit vernommen haben, er sei ein völlig gebrochener Mann und liege auf den Tod krank in Malaga. Es war doch Herr Tillmann, der Spanien bereiste, der es hörte; der muss es ja wissen. Er ist gewiss schon lange tot und zur Ruhe gekommen, der ruhelose Bruno, was willst du ihn hier suchen?«

»Dann müsste man doch hier etwas davon wissen, da wäre doch ein neuer Besitzer vom Schloss hier erschienen«, meinte Frau Maxa. »Es sind ja auch noch zwei junge Glieder derer von Wallerstätten am Leben; du weisst es ja, die Kinder von Salo und Leonore. Wo nur diese Kinder hingekommen sind? Es würde ihnen ja alles nach dem Tode des Onkels gehören.«

»Die sind schon lange enterbt!« rief der Bruder aus; »das kannst du dir denken. Wo sie sind, weiss ich nicht; ich habe freilich einen Gedanken, den will ich dir heut abend mitteilen, wenn wir ruhig zusammen sind und du nicht, wie jetzt, alle Augenblicke in Zerstretheit verfallst und sorgenvolle Blicke über den völlig soliden Rasenboden hinwirfst, als wäre er ein gefährlicher Wasserteich, wo deine Küchlein mit einem Male hineinstürzen und ihr Leben in Gefahr bringen könnten.«

Die Kinder hatten sich auf der Höhe nach allen Seiten hin zerstreut. Bruno war weit abseits gerannt und sass dort am Abhang, in ein kleines Buch vertieft, das er in die Tasche gesteckt hatte. Mea hatte die schönsten blauen Vergissmeinnicht entdeckt, die sie je gesehen; in grossen Büschen standen sie an dem hellen Bergbach. Die musste sie haben, alle, alle. Ausser sich vor Entzücken, stürzte sie von Stelle zu Stelle, überallhin, wo die blauen Blümlein leuchteten.

Kurt hatte sich auf einen Baum geschwungen und schaute vom höchsten Ast, den er erreichen konnte, forschend zum Schloss hinüber, als hätte er dort drüben noch etwas Besonderes zu entdecken. Das Mäzli hatte Erdbeeren entdeckt und Lippo mit fortgezogen, damit er sie pflücken helfe, eigentlich, damit er sie pflücke und es unterdessen wieder neue auffinden könne. So hatte die Mutter immer wieder dahin und dorthin zu schauen, ob Kurt auch nicht zu waghalsige Klettereien unternehme, ob das Mäzli nicht zu weit weglaufe, ob Lippo nicht seine Erdbeeren zur Verwahrung in die Tasche stecke, wie er auch schon getan und dadurch eine grosse Verheerung an seinen Sonntagshöschen angerichtet hatte.

»Du machst dir überhaupt viel zuviel Mühe und Sorgen mit den Kindern«, fuhr Onkel Phipp fort; »man lässt die Kinder einfach wachsen und sagt ihnen, 'wenn ihr nicht recht tut, so sperrt man euch ein'.«

»Ja, das wäre freilich am einfachsten«, sagte die Schwester, »es ist nur schade, dass du nicht ein Schärchen zu erziehen hast, Phipp, alle so lebendig und jedes vom anderen so verschieden wie die meinen, so dass ich immer das eine zu demselben Ding anzutreiben habe, wovon ich das andere zurückhalten muss. Die Sorgen kommen mir, ohne dass ich sie suche. Heute ist eine neue grosse Sorge mir aufs Herz gefallen, die auch du nicht nur so beseitigen kannst.«

Nun erzählte Frau Maxa ihrem Bruder, was die Frau Amtsrichter ihr heute mitgeteilt hatte, und wie sie nun voraussähe, dass der Unterricht für Bruno auf den Herbst zu Ende gehe, wie sie aber nicht daran denken dürfe, den Jungen mit den zwei Söhnen Knippel fortziehen und gar zusammen wohnen zu lassen. Nicht ein einziges Mal noch seien die drei zusammengekommen, ohne dass das Beisammensein mit irgendeiner Bosheit von der einen und einem schrecklichen Zornesausbruch von der anderen Seite geendet habe.

»Soll das nun nicht eine grosse Sorge für mich sein, die drei in der Ferne unter einem Dach zu wissen? Musst du das nicht selbst denken, Phipp?« schloss Frau Maxa.

»Ja, siehst du, Maxa, das ist nun eine alte Erfahrung«, antwortete der Bruder ernsthaft, »zu allen Zeiten hat es Buben gegeben, die sich durchgeprügelt, und nachher wieder Frieden gemacht haben.«

»Nein, Phipp, das ist kein Trost«, gab die Schwester zurück, »das ist auch gar nicht Brunos Art. Er schlägt sich nicht herum; aber was er in seinem Zorn und seiner Empörung über eine Ungerechtigkeit oder heimliche Bosheit anzustellen imstande wäre, das steht mit Schrecken vor mir.«

»Das hat ihm sein Namenspatron eingebunden, den niemand für alle seine Zornestaten zu entschuldigen und rein zu waschen wusste wie du, Maxa, in deiner unverwüstlichen Hochschätzung.«

Weiter konnte Onkel Phipp nicht sprechen. Die Kinder kamen alle hintereinander herangerannt. Jedes der Kleinen wollte dem Onkel und der Mutter die schönsten seiner Erdbeeren in den Mund stecken, während Mea ihren ungeheuren Vergissmeinnichtstraus ihren Augen nicht nahe genug bringen konnte, damit er bewundert werden. Bruno und Kurt waren auch herangekommen, und jeder hatte eine eigene Mitteilung für die Mutter und den Onkel bereit. Die Sonne war hinter dem

Berge niedergegangen. Das hatte sie erinnert, dass es Zeit sei, heimzukehren.

Mutter und Onkel erhoben sich von ihren Sitzen, und nun ging es rasch den Berg hinab, die Kleinen wieder an der Seite des Onkels, in hellem Jauchzen dahintrabend; denn Onkel Phipp machte solche Sprünge, dass sie dabei manchmal hoch in die Luft flogen, aber an seiner festen Hand immer wieder sicher auf den Boden kamen.

Beim Eintritt ins Haus kam Kurt ein herrlicher Gedanke: »Oh, Mutter«, rief er ganz erregt aus über die Aussicht, »heute abend kommt die Geschichte derer von Wallerstätten, das passt so gut, da man eben das Schloss so nahe betrachtet hat, dass man alle Giebel und Schiessscharten und Turmzinnen genau vor sich hat.«

Aber wieder musste die Mutter sagen: »Nein, heute geht es wirklich nicht, heut ist der Onkel da, und morgen früh muss er wieder fort, da habe ich noch vieles mit ihm zu besprechen, und ihr müsst alle bald zu Bett, sonst seid ihr morgen nach dem langen Spaziergang nicht herauszubringen.«

»Oh, wie schade! Oh, wie schade!« jammerte Kurt; denn er hoffte immer noch, bei der Geschichte komme doch etwas von dem Geist von Wildenstein zum Vorschein, obschon man ja nicht an ihn glauben konnte. Auf seinem Baum sitzend, hatte sich Kurt so recht in die Betrachtung vertieft, wo der Geist etwa hätte erscheinen können.

Wenn die Mutter am Abend zum Nachtgebet an die Betten trat, fand sie gewöhnlich das Mätzli von den Ereignissen des Tages noch so aufgeregt, dass sie immer grosse Mühe hatte, das Kind zu der notwendigen Ruhe zu bringen. Heute musste es von besonders lebendigen Eindrücken erfüllt sein, die nun, da alles ringsum still war, wieder vor ihm aufgestiegen sein mochten.

Mit funkelnden Augen sass Mätzli aufrecht in seinem Bett, und sobald die Mutter erschien, rief es ihr entgegen: »Warum darf die Knippelsuppe der Apollonie den Sonntagsfrieden stören?«

»Was hast du wieder aufgeschnappt, Mätzli?« sagte die Mutter erschrocken; denn schon sah sie den Augenblick kommen, da das Mätzli die Frau Amtsrichter mit der neuen Benennung bekannt machen würde. »Diesen Ausdruck musst du nie mehr brauchen, Mätzli, siehst du, es würde kein Mensch verstehen, was du damit meinst. Kurt konnte ihn auch nur für den einzigen Augenblick erfinden, da die Apollonie vom Verschlucken sprach; er hätte es auch da unterlassen können. Du musst nie mehr so sagen, verstehst du, Mätzli?«

»Ja, aber warum darf man der Apollonie ihren Sonntagsfrieden zerstören?« fragte Mätzli beharrlich weiter; denn die Apollonie war seine besondere Freundin, der es nichts geschehen lassen wollte.

»Das dürfte man eben nicht, Mätzli«, erwiderte die Mutter, »keiner sollte dem anderen seinen Sonntagsfrieden stören, das ist ein Unrecht.«

»Aber dann könnte ja der liebe Gott nur schnell herunterrufen: 'Tu nicht so, tu nicht so'. Dann wüssten sie, dass sie nicht dürfen«, meinte Mätzli.

»Das tut er auch, Mätzli, das tut er jedesmal, wenn einer ein Unrecht tun will«, sagte die Mutter, »ganz deutlich hört ein solcher dann die Stimme, die ihm zuruft: 'Tu's nicht, tu's nicht!' Und er weiss, es ist der liebe Gott, der ihm so zuruft. Aber manchmal tut er's doch, und schon junge Kinder, wie Mätzli eins ist, hören die Stimme, wenn sie etwas tun wollen, das sie nicht tun dürfen, und dann tun sie es doch.«

»Dann nimmt es mich nur wunder, dass der liebe Gott sie nicht gleich abstraft; das müsste er nur

tun«, eiferte Mätzli.

»Das tut er auch gleich«, antwortete die Mutter. »Gleich, wenn das Böse getan ist, ist der, der's getan hat, ohne Friede, es drückt ihn im Herzen, so dass er immer denken muss: 'Hätt ich's lieber nicht getan!' Dann ist der liebe Gott so gut und barmherzig, dass er ihn nicht noch weiter straft. Er lässt ihm dann Zeit, dass er zu ihm kommen und ihm sagen kann, wie es ihm leid ist, das Böse getan zu haben, und den lieben Gott um Verzeihung bitten kann. Wenn er aber das nicht tut, dann kommt die Strafe, dass er noch mehr Unrecht tut und davon ganz unglücklich wird.«

»Nun will ich doch recht aufpassen, ob ich die Stimme auch einmal höre«, nahm sich Mätzli vor.

»Und dann der Stimme folgen, das ist die Hauptsache, Mätzli«, sagte die Mutter. »Aber nun wollen wir ganz ruhig sein, und dann betest du, und nachher schläfst du schön ein.«

Nun sagte Mätzli recht andächtig sein Gebetlein, und da es nichts Beunruhigendes mehr auf dem Herzen hatte, legte es sich hin und war schon halb eingeschlafen, als die Mutter die Tür hinter sich schloss.

Nun wurde sie noch an vier Betten erwartet. Jedes der Kinder hatte um diese Zeit seine besonderen Anliegen der Mutter noch vorzutragen. Aber heute blieb wenig Zeit dazu mehr übrig; sie musste die Kinder auf morgen trösten; für den guten Onkel Phipp brachte man gern ein kleines Opfer. Er hatte der Schwester noch empfohlen, bald wieder zu erscheinen. Als sie nun wieder in die Stube eintrat, lief er mit ungeduldigen Schritten hin und her; er konnte es offenbar kaum mehr erwarten, endlich der Schwester die Sache mitzuteilen, auf die er schon mehrmals angespielt hatte.

»Komm doch endlich«, rief er der Schwester entgegen, »bist du denn noch gar nicht neugierig, dein Geschenk kennen zu lernen, das ich dir gebracht habe?«

»Ach, Phipp, das wird ja ein Spass sein«, erwiderte Frau Maxa; »aber etwas anderes möchte ich von dir hören, was du mit dem Gedanken meinst, den du über die Kinder von Wallerstätten hast?«

»Das ist eines und dasselbe, Maxa«, erwiderte der Bruder. »Komm hierher, setzt dich neben mich; aber hol erst deinen Flickkorb her, sonst bleibst du nicht ruhig sitzen; das kenn ich, eher rennst du wieder weg und noch drei-, viermal zu den Betten der Kinder hin.«

»Nein, Phipp, heut ist's Sonntag, heut gibt's keinen Flickkorb, und die Kinder schlafen alle friedlich. Erzähl mir nur, was hast du denn für Gedanken?«

Jetzt setzte sich Onkel Phipp geruhlich zu seiner Schwester hin: »So sicher, als ich hier neben dir sitze, Maxa«, begann er, »so sicher sass ich vor drei Tagen neben der jungen Leonore von Wallerstätten, das war ganz untrüglich das Kind der Leonore. In diesem Augenblick weilt es nur eine Stunde von dir entfernt und wird da wohl mehrere Wochen lang bleiben. Diese Nachricht wollte ich dir zum Geschenk bringen.«

Frau Maxa konnte vor Erstaunen und Überraschung erst kein Wort sprechen.

»Bist du dessen wirklich sicher, Phipp?« fragte sie jetzt, nach neuer Versicherung verlangend; »aber wie konntest du zu der Gewissheit kommen, dass, die du gesehen, das Kind der Leonore ist?«

»Erstens, weil kein Mensch, der Leonore gekannt hat, je vergisst, wie sie aussah, und dieses Kind jeden Zug von ihr hat und gerade mit demselben Blick aus den Augen schaut, wie Leonore. Zweitens, weil das Kind Leonore genannt wurde; drittens, weil ihm dieselben braunen Locken

über die Schultern fielen wie der Leonore und es mit derselben Stimme sprach, wie Leonore, so weich und so anmutig, wie sonst kein Mensch, und viertens und fünftens und sechstens, weil dieses Kind nur der Leonore gehören kann und niemand anderem, denn sie war nicht doppelt da.« Onkel Phipp war vor eifrigen Beweisen ganz warm geworden.

»So erzähl doch, wie es war, wo du das Kind sahst, erzähl mir doch alles genau«, drängte nun die Schwester.

Nun erzählte der Bruder: Als er vor drei Tagen, von seiner Reise zurückkehrend, unten in der Stadt angekommen war, gab er gleich Befehl im Hotel, dass ein Wagen bereit gemacht werde, er wollte den Abend noch daheim, in Sils im Tal ankommen. Der Wirt habe ihm dann mitgeteilt, dass soeben auch ein Wagen von zwei Damen bestellt worden sei, die nach Sils am Stein hinaufzufahren gedächten. Dass diese alle nur möglichen Erkundigungen über die Fahrt eingezogen hätten, da sie des Weges ganz unkundig seien, und dass sie es gewiss mit Freuden begrüßen würden, wenn er sich zu der Fahrt ihnen anschließen wollte, da sie ja doch denselben Weg zu machen hätten. Er habe dann dem Wirt überlassen, die Sache anzuordnen, da er nichts dagegen hatte und, wie es schien, die Damen auch nicht; denn bald nachher seien sie erschienen, sich ihm vorzustellen. Dann sei der Wagen vorgefahren, und beim Einsteigen habe sich erwiesen, dass sie noch ein Töchterchen mithatten, dem dann an seiner Seite auf dem Rücksitz der Platz zur Reise angewiesen wurde.

»Und dieses Töchterchen war das Kind der Leonore, dessen bin ich so sicher, als meiner Verwandtschaft mit dir«, schloss der Bruder.

Frau Maxa war sehr erregt.

Sollte wirklich eines der Kinder, nach denen sie seit Jahren vergeblich gefragt und gesucht und ein solches Verlangen im Herzen getragen hatte, plötzlich in ihrer Nähe sein! Würde sie es sehen können? Wer waren die Damen, zu denen es gehörte?

Eine Menge von Fragen stieg in ihr auf. Der Bruder sollte sie beantworten; er sollte noch vieles wissen und zu erzählen haben. Aber alles, was er noch weiter wusste, war, dass die Damen in der Nähe von Hannover lebten, dass das Töchterchen zu ihnen gehörte und Leonore genannt wurde. In einem Blatte hatten sie gelesen, dass in Sils am Stein eine kleine Villa für die Sommermonate zu vermieten wäre. Diese hatten sie für einige Zeit übernommen und waren nun auf dem Wege dahin. In Sils im Tal hatte er den Damen seinen Wohnsitz gezeigt, sich auch zu allen Dienstleistungen anboten, die ihnen vielleicht im fremden Lande angenehm sein könnten, und sich dann von ihnen verabschiedet.

Der Name Leonore hatte in Frau Maxa so viele Erinnerungen an die schönen Tage ihrer Kindheit und Jugendzeit wachgerufen, dass sie nicht müde wurde, dem Bruder alle die herrlichen Tage wieder vor die Augen zu bringen, die so dort auf dem Schlosse mit der unvergesslichen Leonore und ihren Vettern zugebracht hatten, und heute war der Bruder auch mehr als je geneigt, auf alle die Erinnerungen einzugehen. Ja, wenn die Schwester abzubrechen schien, fing er von neuem an und wusste der merkwürdigen Ereignisse und der mit den Freunden vollführten Taten immer noch mehr.

»Weisst du, Maxa«, schloss er endlich aufstehend, »wir hatten bessere Spielgenossen, als deine Kinder jetzt haben, und wenn dein Bruno seine zwei Kameraden etwa ein bisschen hauen möchte, so gefällt's mir noch besser, als wenn er ihre Art annehmen würde«

So lange hatten die Geschwister seit langer Zeit nicht mehr in die Nacht hinein geplaudert, und doch kam nachher noch lange kein Schlaf in Frau Maxas Augen. Immer wieder stand jene

Leonore mit den langen braunen Locken und dem gewinnenden Blick der glänzenden Augen vor ihr, und immer lebendiger wurde das Verlangen in ihr, das Mädchen zu sehen, das ihr so ähnlich war, dass es als ihr Kind erkannt werden konnte.

Schloss Wildenstein

Schloss Wildenstein

Am frühen Morgen, als Lippo und Mäzli eben zum Tageslauf ausgerüstet aus der Mutter Händen entlassen worden waren, stiegen die beiden wie gewöhnlich in lebhafter Unterhaltung zur Wohnstube hinunter. Mäzli hatte dann immer schon erfahren, was ausgeführt werden sollte, wenn Lippo aus der Schule heimkommen würde, und machte ihm Mitteilung davon.

Die Mutter hatte rasch noch eine andere Arbeit abzutun, dann folgte sie den Kindern nach. Sie standen alle fünf um das Klavier geschart. Der Eintritt der Mutter brachte Kurt plötzlich zu einem lauten Schreckensruf: »Oh, Mutter, wir haben die Abgebrannten vergessen, und heute morgen sollten wir alles mitbringen!«

»Ja, und der Lehrer hat zweimal gesagt, wir dürfen es nicht vergessen«, jammerte Lippo. »Aber weisst du, ich habe es nicht vergessen.«

»Ihr könnt ruhig sein, es ist alles in Ordnung«, sagte die Mutter. »Eben habe ich Käthi mit einem Korb voller Sachen zum Lehrer geschickt; er war zu schwer zu tragen für euch.«

»Oh, wie angenehm! Es ist so bequem, dass man eine Mutter hat«, sagte Kurt erleichtert.

Jetzt setzte sich die Mutter ans Klavier.

»Wir wollen unser Morgenlied singen«, sagte sie, »auf den Onkel können wir nicht warten. Es möchte zu spät werden, bis er von seinem Morgenspaziergang zurückkehrt.« Nun schlug sie ihr Buch auf und stimmte an: »Die goldene Sonne - Voll Freud und Wonne.«

Und die Kinder alle fielen ein und sangen frisch und sicher mit; denn sie kannten das Lied wohl. Auch Mäzli sang laut und eifrig mit, und wo die Worte des Liedes ihm entfallen waren, da setzte es ohne Zögern die eigenen ein und fuhr lobsingend fort. Zwei Strophen waren gesungen, da sagte Kurt: »Nun müssen wir aufhören, es wird sonst zu spät. Wir müssen frühstücken, dann ist's Zeit für die Schule.«

Die Mutter fand, er habe recht, stand auf und ging zum Tisch, die Tassen zu füllen.

Aber nun erhob Lippo ein ganz klägliches Geschrei und rief, die Mutter zurückziehend: »Tu's noch nicht! Tu's noch nicht. Wir müssen fertig singen! Wir müssen fertig singen! Komm zurück, Mutter, komm zurück!«

Sie wollte seine kleinen, festen Hände von ihrem Kleide lösen und ihn beruhigen; aber er hatte sich so fest daran geklammert, dass sie es nicht vermochte, und immer ärger schrie er: »Komm wieder zurück, du hast ja gesagt, gar nichts dürfe man liegen lassen, wenn es nicht fertig ist, und wir sind nicht fertig, wir müssen das Lied fertig singen.«

Aber nun fing auch Kurt zu schreien an: »Lass los, du Zwingzange, wir kommen ja alle zu spät in die Schule!«

Und Mea liess ihre Stimme auch in aufgeregten Ausrufungen gegen den fort und fort die Mutter drängenden Lippo erschallen, der vor Anstrengung und Eifer, sein Ziel zu erreichen, laut stöhnte.

In diesem Augenblick trat Onkel Phipp ein.

»Was geht denn hier vor?« rief er erstaunt in den Aufruhr hinein.

Nun fingen alle miteinander an zu erklären.

Lippo liess los, um dem Onkel nahe zu kommen und Hilfe von ihm zu erreichen. Kurt hatte die lauteste Stimme, er drang durch.

Der Onkel vernahm nun, um was es sich handle und was Lippo mit Hartnäckigkeit durchführen wollte.

»Lippo hat recht«, entschied Onkel Phipp, »was man angefangen hat, das soll man zu Ende führen, solchen guten Grundsatz muss man mit Hartnäckigkeit aufrechterhalten. Das hat Lippo von seinem Paten geerbt, der wird ihm auch beistehen. Komm, Lippo, gleich setzen wir uns hin und singen das Lied miteinander fertig bis zum letzten Wort.«

»Aber Onkel Phipp, das Lied hat zwölf Strophen, wir müssen ja in die Schule; es ist die höchste Zeit, und Lippo muss ja mit«, rief Kurt in grosser Aufregung; »wenn der Lehrer fragt, warum Lippo nicht komme, kann ich doch nicht sagen, er muss daheim sein Morgenlied fertig singen.«

»Das ist richtig, nun hat Kurt recht«, sagte der Onkel; »aber siehst du, Lippo, ich weiss einen Ausweg. Heute abend wird ja wieder gesungen, da muss mir die Mutter versprechen, das Lied mit euch zu Ende zu singen, damit ist es doch noch fertig geworden«

»Das kann man nicht, das kann man nicht«, jammerte Lippo, »es ist ein Morgenlied, am Abend kann man kein Morgenlied singen; jetzt gleich muss man es fertig singen. Wart noch, Kurt!« schrie er auf, als er sah, dass Kurt seinen Schultornister auf den Rücken nahm.

»Was muss man denn machen? Wo ist die Mutter? Warum läuft sie gerade in einem solchen Augenblick davon?« rief Onkel Phipp in hilfloser Aufregung. »Ruf die Mutter herbei, das kann ja nicht so gehen!«

Lippo hatte sich, nachdem er seinen Angstschrei ausgestossen hatte, dass Kurt ihm nicht davonlaufe, an das Klavier gedrückt und leise, aber ganz kläglich zu weinen begonnen. Kurt riss die Tür auf und rief nach der Mutter mit einer Stimme, die weit über das Haus hinaus ihr Ohr erreicht hätte. Die Anstrengung wäre nicht nötig gewesen, die Mutter stand dicht neben ihm an der Tür. Bruno hatte sie hinausgezogen, weil er ihr gern noch eine Mitteilung machen wollte, bevor auch er für seine Unterrichtsstunden das Haus verliess, und zu seinen Mitteilungen wollte er die Mutter allein haben.

»Komm doch herein, Mutter«, rief Kurt, doch jetzt in gemildertem Ton, »komm und hilf, dass dieser zweibeinige Gesetzesparagraph einmal Vernunft annimmt! In fünf Minuten geht die Schule an.«

Die Mutter trat wieder in die Stube.

»So komm doch, Maxa, wo bist du denn hingekommen?« rief ihr der Bruder zu, »es ist ja die allerhöchste Zeit. So hilf doch dem Buben zurecht. Da steht er ganz unglücklich und klammert sich an das Klavier an und soll doch gleich gehen, Kurt hat ja recht.«

Die Mutter nahm den kläglich Schluchzenden bei der Hand und zog ihn, sich auf den kleinen Klaviersessel setzend, vor sich hin.

»Komm, Lippo, das ist nun gar nichts so Schlimmes«, sagte sie beruhigend; »ich will dir etwas erklären: Siehst du, es ist sehr gut, dass du fertig machen willst, was du angefangen hast; aber es gibt Dinge, die man nicht gleich hintereinander fertig machen kann, wenn sie einmal angefangen sind. Dann teilt man diese Dinge in mehrere Teile und nimmt sich vor: Heute mache ich den

ersten Teil fertig und morgen den zweiten, und so bis zum Schluss. Dann hat man jeden Tag fertig gemacht, was dahin gehörte, und das Ganze auch fertig gebracht. Nun sagen wir: Unser Lied hat zwölf Strophen, jeden Morgen sollen nun zwei davon gesungen werden, und am sechsten Tag haben wir das ganze Lied fertig gebracht und nicht unbeendet liegen lassen. Verstehst du das, Lippo, und bist du nun beruhigt?«

»Ja«, sagte Lippo und schaute wirklich ganz befriedigt zur Mutter auf.

Jetzt musste ein ungewöhnlich kurzer Abschied von Onkel Phipp genommen werden.

»Komm nur bald wieder«, scholl's noch dreimal von der Treppe zurück, dann ging es endlich der Schule zu.

Die Mutter schaute den dreien noch aus dem Fenster nach; sie besorgte, die beiden Älteren könnten den Kleinen gar zu weit zurücklassen, da er das späte Fortkommen verschuldet hatte. Wirklich liefen Kurt und Mea ziemlich voraus. Was hatte aber auch Lippo für einen sonderbar grossen Schulsack auf dem Rücken? musste sich die Mutter fragen.

»Kannst du erkennen, was Lippo aufgepackt hat, Phipp?« fragte sie den Bruder.

Der Deckel des Schultornisters stand hoch emporgestossen von einem dicken Gegenstand, der gar nicht in den Tornister hineingebracht werden konnte und jedenfalls nicht hineingehörte.

»Was er nur mitschleppt! Siehst du was es ist?«

»Ich sehe nur ein graues Papier um einen runden Gegenstand gewickelt«, erwiderte der Bruder, »es ist jedenfalls nichts Böses darin. Das muss ich sagen, er ist ein durchaus guter und gehorsamer und auch ein recht vernünftiger Junge. Sobald man ihm das rechte Wort sagt, kommt alles ins Geleise. Warum hast du aber auch so lange gewartet, ehe du's ihm sagtest, Maxa?« Onkel Phipps Ton wurde ganz vorwurfsvoll. »Erst läufst du fort und lässtest ihn jammernd zappeln, wo er sich nicht zu helfen weiss. Er wollte ja doch etwas ganz Rechtes, nur zu unrechten Zeit; man musste ihm nur auf den rechten Weg verhelfen. Warum hast du das doch nicht gleich getan, anstatt fortzulaufen?«

»Ich konnte doch ruhig Brunos Anliegen schnell anhören, es war auch notwendig«, sagte die Schwester, »den Lippo wusste ich ja unterdessen in guten Händen. Ich dachte, du würdest ihm schon ein Wort sagen, das ihn beruhigen könnte, er hört ja so sehr auf dich.«

»Ja, ja, das ist ja alles recht«, gab Onkel Phipp zu; »aber wenn da so ein kleiner Kerl eine rechte Sache hat und man soll sie ihm widerlegen, und er nimmt dann alles noch so genau, dass er behauptet, man könne kein Morgenlied am Abend singen, und jammert in seiner Hilflosigkeit, dass man's nicht anhören kann, da kommt einem auch nicht sogleich das rechte Wort in den Sinn, das liegt nicht immer so auf der Hand.«

Die Schwester lächelte.

»Nicht wahr, Phipp, so ganz einfach ist das Kindererziehen doch nicht?«

»Da ist etwas Wahres daran. Aber auf der anderen Seite sieht die Sache doch auch wieder nicht so schlimm aus«, sagte der Bruder mit einem Blick auf Mäzli, das jetzt still und friedlich am Tische sass und recht säuberlich und ordnungsgemäss seine Milch und Brocken behandelte. Während der grossen Aufregung von Lippo hatte es die Tätigkeit unterbrechen müssen; denn da musste es mit aller Aufmerksamkeit den Vorgang verfolgen; das Begonnene wurde nun in aller Ruhe zu Ende gebracht.

Jetzt gewahrte Onkel Phipp, dass die Zeit, die er zu seinem Fortgehen bestimmt hatte, längst

überschritten war. Schnell nahm er Abschied von seiner Schwester und wollte davoneilen; aber einen Augenblick hielt sie ihn noch fest.

»Nicht wahr, Phipp, das tust du mir zu Gefallen?« bat sie dringend, »wenn du kannst, suchst du zu vernehmen, wohin das Mädchen gehört, mit dem du gereist bist? Denk doch, wenn deine Vermutung richtig wäre, wenn das Kind der Leonore hier in unserer Nähe wäre, da müsste ich es ja einmal sehen, nur einmal, das könnte mir doch niemand wehren!«

»Wollen sehen, wollen sehen«, gab der Bruder eilig zurück, dann war er verschwunden.

Der bewegte Tagesanfang hatte soviel Zeit weggenommen, dass Frau Maxa nun alle Hände voll zu tun vor sich sah, um nur mit dem Nötigsten fertig zu werden, bevor die vier aus der Schule zurückkamen und wohl jedes wieder ein eigenes Anliegen vorzubringen haben würde.

Mäzli hatte sich nach der Mutter Anweisung auf sein Stühlchen gesetzt und strickte nun ganz tugendhaft an einem weissen Lappen, der einen schönen roten Rand bekommen sollte und dazu bestimmt war, den Staub von Onkel Phipps Schreibtisch wegzuwischen. An seinem Geburtstag sollte er mit dem schönen Werke überrascht werden. Dieser Gedanke und noch andere, die der belebte Vorgang dieses Morgens in Mäzlis Kopfe angeregt hatte, bewirkten, dass es heute trotz der Abwesenheit der Mutter auf dem Arbeitsstühlchen sitzen blieb und keine Streifzüge unternahm, wozu das Mäzli sonst eine starke Neigung hatte. Die Mutter bewegte in ihrem Herzen allerlei Gedanken auf ihren verschiedenen Gängen durch das Haus, die nicht mit diesen zusammenhängen konnten, weder mit der Wäsche, die sie eben in der Küche angeordnet, noch mit den Kochäpfeln, die sie nachher im Keller ausgelesen hatte. Manchmal hatte sie eine Weile lang die Hand unbeweglich auf den Äpfeln ruhen lassen und hatte wie abwesend vor sich hingeblickt. Dann war sie mit ihren Gedanken droben im Schlossgarten, wo sie mit einer lieblichen jungen Leonore unter den rauschenden Föhren hin und her wanderte und mit ihr sang und fröhlich plauderte und wieder sang.

Des Bruders Mitteilung hatte die Erinnerung so lebendig wachgerufen. Dann wieder seufzte sie vor sich hin, denn eine andere Mitteilung stieg vor ihr auf und beunruhigte sie: Bruno hatte ihr gesagt, man solle nicht mit dem Mittagessen auf ihn warten; er werde wohl kommen, nur vielleicht ein wenig später; denn er wolle seine zwei Studiengenossen an einer Schandtat verhindern. Was diese war und wie er sie verhindern wollte, hatte er nicht mehr ausgesprochen; es war der Augenblick, da Kurt die Tür geöffnet und mit Donnerstimme nach ihr gerufen hatte. Sie hatte nur noch Bruno ermahnen können, doch nicht seinen Zorn über sich Herr werden zu lassen, was es auch sei, das ihn empöre. Viel schneller noch, als sie erwartet hatte, hörte die Mutter Kurt heranrennen und schon unter der Haustür mit erhobener Stimme nach ihr rufen.

»Hier bin ich, Kurt«, ertönte es ruhig aus dem Wohnzimmer, wo die Mutter nach Beendigung ihrer Morgenarbeiten sich vor kurzem neben Mäzli niedergelassen hatte. »Tritt nur erst in die Stube ein, solche Eile werden deine Mitteilungen ja nicht haben.«

Kurt war schon an der Mutter Seite.

»Weisst du, man ist nie sicher, ob du zuoberst oder zuunterst im Haus bist, wenn man aus der Schule kommt, Mutter«, sagte er, »da muss man sich denn beizeiten erkundigen, wo du bist, und heute ist soviel zu berichten. Jetzt sollst du hören: zum ersten lässt der Lehrer danken für die Gaben der Abgebrannten und lässt dir sagen, da du es für zweckmässig erachtest, ihnen einen Kartonhelm mit rotem Federbusch zukommen zu lassen, so werde er diesen beilegen, oder ob du etwa eine besondere Bestimmung dafür im Auge habest?«

»Ich verstehe kein Wort von allem, was du da redest, Kurt«, sagte die Mutter.

Eben öffnete Lippo die Türe, er kam immer später an; denn zur Heimkehr erwartete der Ältere den Jüngeren nicht.

»Da kommt er gerade, der erklären kann, was du dem Lehrer geschickt haben sollst, Mutter, er hat es überbracht«, sagte Kurt.

Die Mutter begrüßte erst den fröhlich herantrottenden Lippo, der sich ganz rote Backen gelaufen hatte. Dann sagte sie: »Sag mir, Lippo, hast du in deinem Schultornister heute früh noch etwas für die Abgebrannten mit fortgetragen?«

»Ja, meinen Helm von Onkel Phipp«, antwortete Lippo.

»Gelt, du hast gedacht, wenn so ein armer kleiner Kerl kein Hemd mehr hat, so kann er doch noch einen Helm mit rotem Federbusch auf den Kopf bekommen«, sagte Kurt lachend.

»Du brauchst nicht so zu lachen«, sagte Lippo ein wenig kläglich, »die Mutter hat ja gesagt, man müsse den Abgebrannten nicht nur schicken, was man selbst nicht mehr wolle, darum habe ich den Helm gegeben, ich wollte ihn sehr gern für mich behalten.«

»Du musst ihn nicht auslachen, Kurt, so habe ich wirklich gesagt«, bestätigte die Mutter; »er hat etwas Rechtes tun wollen, nur hat er nicht den rechten Weg gefunden. Du hättest mir nur sagen sollen, was du im Sinne hattest, Lippo, so hätte ich dir dazu helfen können, damit du mit deiner guten Absicht auch etwas Gutes hättest erreichen können. Ein andermal sag mir lieber, was du Gutes tun möchtest; es ist besser, wir tun es zusammen.«

»Ja, ich will«, versprach Lippo beruhigt.

»Jetzt hör nur weiter, Mutter«, drängte Kurt, »zweitens erfolgte etwas, das dich nicht freut, und uns auch nicht; denn die ganze Klasse hält es mit Loneli, und heute musste Loneli auf der Schandbank sitzen.«

»Oh, warum denn? Das arme Kind!« rief die Mutter aus. »Was hat es denn getan? Die Grossmutter in ihrer Ehrenhaftigkeit wird einen schrecklichen Jammer erheben, wenn sie nur das arme Loneli nicht auch noch für die Strafe bestraft, dass es auf der Schandbank gesessen hat.«

»Nein, das darf sie durchaus nicht«, eiferte Kurt, »der Lehrer selbst hat laut vor der ganzen Schule gesagt, nur ungern setze er Loneli auf die Schandbank; denn es sei eine brave und gehorsame Schülerin, wie er nur wenige habe; aber sein Wort müsse er halten. Er habe nun einmal gesagt, um dem leidigen Schwatzen ein Ende zu machen, den ersten Schüler oder die Schülerin, die er beim Schwatzen entdecke, werde er auf die Schandbank setzen. Da musste sich denn das Loneli hinsetzen, ganz allein, und es weinte so schrecklich, dass es uns allen ganz leid tat. Und du kannst auch denken, Mutter, ein Mensch schwatzt doch nicht allein, nicht wahr? Also hätte Loneli doch nicht allein dort sitzen müssen. Aber der Lehrer hatte eben gefragt: 'Wer hat dort geschwätzt? Wenn's auch nur geflüstert war, so hab ich's wohl gehört. Wer war's?' Da antwortete das Loneli leise: 'Ich', und dann kam das Urteil. Nun hätte doch eine der Nachbarinnen auch 'ich' rufen müssen; denn eine hatte mitgeschwätzt, das ist klar.«

»Loneli kann auch eine Frage getan und keine Antwort erhalten haben«, meinte die Mutter.

»Das wird Mea berichten, sie lief nach der Schule dem Loneli nach. Jetzt geht's weiter, Mutter«, fuhr Kurt fort, »also drittens sind heute früh zwei Buben aus meiner Klasse von Herrn Trius durchgeprügelt worden. Sie stiegen in aller Frühe über den Zaun am Schlossgut und wollten ein wenig nachsehen, wie es um die Rosenäpfel stehe, auf der anderen Seite des Zaunes. Aber der Herr Trius war schon auf den Füßen. Mit einem Male stand er da mit seinem dicken Stock und

ihm Hui hatte jeder ein paar Triushiebe auf dem Rücken. Denn weisst du, der Zaun ist hoch und fest, so schnell ist man nicht wieder auf der anderen Seite. Jetzt noch viertens hat des Haldenbauern Marx, der hinter dem Schloss wohnt, erzählt: gestern nacht, wie sein Vater ganz spät erst nach zwölf vom grossen Viehmarkt aus dem Tal heraufgekommen sei, habe er eine grosse, ganz verschlossene Kutsche hinter sich herkommen und dann in den Schlossweg einlenken gesehen. Ganz sicher sei die Kutsche zum Schloss hinaufgefahren; aber was da drin hinaufgebracht worden sei, könne kein Mensch wissen. So, jetzt hast du mir endlich auch recht zugehört, Mutter, bis jetzt warst du gar nicht so aufmerksam, ich habe es wohl gemerkt. Dann hat Marx noch etwas von seinem Vater erzählt; aber du wirst böse, wenn ich dir das wiederhole.«

»So ist es etwas Unrechtes, Kurt, sonst würdest du das nicht sagen, dann will ich auch lieber, du wiederholst es nicht«, sagte die Mutter.

»Nein, gewiss, es ist nichts Unrechtes, nur etwas Merkwürdiges, weisst du, etwas, von dem du nichts wissen willst; aber ich glaube ja auch gar nichts von dieser Geschichte, so kann ich es ja wohl sagen. Marx hat noch erzählt, sein Vater habe gesagt, mit diesem Fuhrwerk sei es nicht richtig gewesen. Er sei weit aus dem Weg gegangen; denn der Kutscher habe ausgesehen, wie wenn er nur einen halben Kopf gehabt hätte; der Mantelkragen sei so hoch aufgeschlagen gewesen, als müsse er verdecken, was darunter war, und auf die Rosse habe er losgehauen, dass sie im hellen Galopp den ganzen Schlossberg hinaufgejagt und ihnen lauter Feuerfunken aus den Hufen geflogen seien.«

»Wie kannst du so etwas nacherzählen, als wäre dabei wirklich etwas Geisterhaftes, Kurt«, verwies ihn die Mutter; »denn darauf soll es natürlich herauskommen, der Geist von Wildenstein habe wieder herumgespukt. Das kannst du doch jeden Tag sehen, dass Pferdehufe an den Steinen Funken schlagen und dass ein Kutscher seinen Mantelkragen aufschlägt, wenn der Wind recht geht. Es kommt mir vor, Kurt, trotz allem, was ich dir über dieses unsinnige Gerede der Leute sage, kannst du nicht anders, als immer wieder irgendwie dich mit der Sache beschäftigen. Ich hoffe, dass sei nun bei dir abgetan.«

Kurt war froh, dass eben jetzt Mea eintrat; denn gerade heute hatte er sich in einer Weise mit dieser Sache beschäftigt, die wohl der Mutter nicht so ganz gefallen würde, doch beruhigte er sich damit, dass er doch ganz in ihrem Sinne handle, wenn er den Leuten beweise, dass der ganze Spuk eine leere Erfindung sei und dadurch dann für ihn und alle anderen alles für abgetan gelten würde.

»Warum hast du denn so verweinte Augen?« rief er der Schwester entgegen.

Jetzt brach Mea los, halb zornig, halb klagend, immer wieder mit den Tränen kämpfend: »Ja, du solltest nur wissen, Mutter, wie schwer es ist, mit der Elvira Freundschaft zu halten. Sie nimmt alles gleich übel, und dann wird sie so verstimmt und spricht nicht mehr und bleibt böse auf ganze Tage lang. Und wenn ich ihr noch etwas Gutes mitteilen will und ihr entgegenlaufe und ein bisschen an sie herankomme, so ist sie schon beleidigt und meint, ich habe ihr die Blumen auf dem Hut verdorben, weil sie ein wenig geschüttelt worden waren, und kehrt mir den Rücken und will nichts mehr von mir wissen.«

»Ja, das hab ich wohl gesehen letzthin«, warf Kurt ein, »und gestern hab ich ein Lied auf sie angefangen, das soll ihr gesungen werden. Nun will ich dir's gleich vorlesen:

‘Lied auf das bekannte Fräulein.

Ein Fräulein schönen Angesichts,
Die kehrt dir gern den Rücken,

Von lautem Lärmen weiss sie nichts,
Sie weiss von stillen Tücken'.«

»Nein, das darfst du nicht singen, Kurt, das Lied darfst du nicht weitermachen«, rief Mea in neuer Aufregung.

»Mea hat recht, dass sie ihre Freundin nicht in dieser Weise besingen lassen will«, sagte die Mutter, »und wenn sie sich dagegen wehrt, kannst du es auch wohl lassen, Kurt.«

»Ich bin aber der Bruder, Mutter, ich will nicht zusehen, wie diese Freundin meine Schwester unterjocht und tyrannisiert. Das ist überhaupt gar keine rechte Freundin«, eiferte Kurt, »und wenn mein Lied sie so erzürnte, dass die ganze Freundschaft darüber verkrachen würde, so wäre dieses Erlebnis nicht zu beweinen.« Aber Mea wehrte sich leidenschaftlich für ihre Freundin und gab nicht nach, bis Kurt versprach, er werde das Lied nicht fortsetzen.

Nun wünschte die Mutter zu wissen, was denn eigentlich Mea zugestossen sei, dass sie so verweinte Augen habe. Sie erzählte, sie sei dem Loneli nachgegangen, weil es unter Schluchzen und Weinen die Schule verlassen habe; sie hätte es gern ein wenig trösten wollen. Loneli habe ihr dann mitgeteilt, wie es mit dem Schwatzen gegangen sei: Elvira, Lonelis Nachbarin auf der Schulbank, hatte gefragt, ob es auch am Sonntag auf die Kirchweih nach Sils im Tal gehen dürfe, und es hatte geantwortet: 'Nein'. Dann wollte Elvira wissen, warum nicht, worauf Loneli geantwortet hatte, es wolle ihr nach der Schule alles erklären, hier dürften sie ja nicht so miteinander schwatzen. In dem Augenblick hatte der Lehrer gerufen, und Loneli hatte sich angezeigt.

»Nicht wahr, Mutter, da hätte doch Elvira sagen müssen, sie habe Loneli etwas gefragt, dann hätte gewiss der Lehrer nicht Loneli allein auf die Schandbank geschickt, vielleicht hätte er den zweien dann auch eine andere Strafe gegeben«, sagte Mea in Aufregung.

»So, nun hat sie auch noch Loneli auf die Schandbank gestossen!« fiel Kurt ein, »Loneli ist meine gute Freundin, nun muss sie auch noch mehr Verse haben.«

»Gewiss, das hätte Elvira tun sollen«, bestätigte die Mutter. »Ja, nun hör nur, wie es weiter ging«, fuhr Mea immer eifriger fort. »Ich lief dann von Loneli weg, weil ich noch Elvira einholen wollte. Ich habe aber das arme Loneli immer noch schluchzen hören, es fürchtete sich so sehr heimzugehen, es musste ja der Grossmutter sagen, was geschehen war, und es wusste, sie werde sehr böse sein, dass es sich eine solche Schande zugezogen habe. Elvira habe ich gleich nachher angetroffen und habe ihr gesagt, es sei doch nicht recht, dass sie sich nicht auch gemeldet habe, vielleicht wäre es dem Loneli dann auch nicht so schlimm gegangen. Da wurde sie so böse auf mich und sagte, ich sei eine schöne Freundin; ich hätte mich noch gefreut, wenn sie auch hätte auf der Schandbank sitzen müssen. Das hätte sie mir doch nicht sagen sollen, nicht wahr Mutter? Sie wusste wohl, dass das unmöglich war. Das sagte ich ihr auch und dann noch, dass ja jetzt die Sache für sie vorüber sei; aber für Loneli nicht, und dass sie darum dem Lehrer sagen sollte, wie es war. Er würde dann wohl etwas sagen in der Schule, dass die Kinder alle wüssten: Loneli habe nur eine Antwort versprochen, um sie nicht in der Schule geben zu müssen, und sei darum nicht so schuldig gewesen. Da ist die Elvira noch viel böser geworden und hat gesagt, wenn ich nur immer predigen wolle, so solle ich eine andere Freundin suchen; sie wolle nichts mehr von mir wissen, und dann hat sie sich umgekehrt und ist fortgelaufen.«

»Desto besser!« rief Kurt aus, »nun brauchst du aber nicht wieder demütig der Elvira entgegenzugehen, als wärst du die Schuldige, wie du sonst tust, nur damit sie wieder gut ist.«

»Wenn Mea ihrer Freundin wieder freundlich entgegengehen will, Kurt, so hat sie recht«, sagte

die Mutter. »Elvira weiss recht gut, wer die andere beleidigt und ihr die Freundschaft gekündigt hat, sie wird Meas Entgegenkommen um so freundlicher aufnehmen.«

Kurt wollte noch eine Einwendung vorbringen; aber sie wurde nicht mehr gehört; Lippo und Mäzli kamen hereingerannt und verkündeten mit lauter Stimme die wichtige Nachricht, Käthi werde gleich die Suppe auf den Tisch bringen, und nun sei dieser noch gar nicht gedeckt.

Die Mutter hatte heute mit den Vorbereitungen zum Mittagessen absichtlich ein wenig gezögert. Immer wieder hatte sie ihre Blicke während des Gesprächs mit Kurt und Mea auf das Pförtchen am Garten gerichtet, ob Bruno nicht endlich dort eintreten würde. Noch war er nirgends zu sehen. Nun ging sie schnell daran, mit Mea den Tisch zu ordnen; noch hilfreichere Hand leistete ihr Lippo dabei. Er wusste genau, wo jedes Ding im Schrank zu finden war und wo es auf dem Tisch seinen Platz hatte. Dahin trug er es und legte es in schönster Ordnung hin, wie es sein musste, und wenn Mea nach ihrer Weise schnell einen Löffel dahin und die Gabel dorthin warf, wohin sie ungefähr gehörten, und diese durch die schnelle Beförderung etwas schief auf die Stelle gelangten, ging er sorglich hin und brachte Löffel und Gabel in ganz gerade Stellung und legte sie genau dahin, wo sie liegen mussten.

Kurt lachte auf: »Lippo muss ein Gastwirt werden, seine gedeckten Tische werden alle aussehen, als seien sie mit dem Zirkel hergestellt.«

»Lasst mir Lippo in Ruh«, sagte die Mutter, »mir wäre sehr lieb, wenn jedes von euch seine kleinen Arbeiten so pünktlich ausführen würde, wie er es tut.«

Schon war das Mittagessen zu Ende gekommen. Die Mutter schaute immer ängstlicher auf den Weg hinaus. Bruno hatte sich noch nicht eingestellt.

»Jetzt kommt er«, rief Kurt plötzlich, »er hat seine grosse Peitsche mit; die braucht man sonst nicht in den Unterrichtsstunden, da hat's was abgesetzt.« Voller Erwartung öffnete er dem Herankommenden die Tür. Die Mutter sah so erschrocken aus, dass auch Bruno es bemerken musste, trotz der Aufregung, die in ihm kochte und deutlich auf seinem Gesicht zu sehen war.

Gleich bei seinem Eintritt rief er: »Ich will dir nun gleich sagen, Mutter, was vorgegangen ist, damit du dir nicht etwas viel Ärgeres vorstellst: Ich habe sie nur durchgepeitscht, alle beide, wie sie es verdient haben.«

»Das ist doch wohl arg genug, Bruno. Wie schrecklich! Du verrohst mir ja ganz!« jammerte die Mutter. »Wie konntest du nur so etwas tun?«

»Das will ich dir nun gleich erklären, und dann sage du selbst, Mutter, ob ich anders hätte handeln können; es musste so sein«, versicherte Bruno. »Am Sonnabend haben mir die zweie angezeigt, heute müsste eine Tat ausgeführt werden, an der ich auch teilnehmen sollte. Sie hatten entdeckt, dass an dem schönen Pflaumenbaum hinten im Pfarrgarten die prächtigsten grünen Zuckerpflaumen eben reif geworden seien, die sollten geholt werden. Um zwölf Uhr, nachdem unsere Unterrichtsstunden zu Ende sind, geht der Herr Pfarrer nach der vorderen Stube zu Tisch, da sieht kein Mensch, was dann hinten im Garten vorgeht. Gleich heute sollte diese Zeit benutzt werden, den Baum zu schütteln und alle Taschen mit den Pflaumen zu füllen, ich müsse mitmachen. Da habe ich ihnen gesagt, es sei eine Schande für sie, mich dazu aufzufordern; ich würde auch Mittel finden, sie selbst an ihrer Schandtät zu verhindern. Dann haben sie sehr gelärmt: ich sei ein Verräter, wenn ich sie angäbe. Sie selbst hätten mir ihren Plan mitgeteilt, und Verraten sei eine ganz andere Schandtät als Pflaumenschütteln. Ich sagte ihnen, ich hätte nicht im Sinne, sie anzugeben; aber ich würde mit der Peitsche kommen, und sobald sie den Pflaumenbaum berührten, würde ich sie auch berühren und so, dass sie daran denken würden. Sie

haben dann nur gelacht und gehöhnt; vor meiner Peitsche zu Hause fürchteten sie sich nicht. Und wie nun heut um zwölf Uhr der Unterricht zu Ende war und die beiden gleich nach dem Garten hinten ums Haus herum liefen, holte ich meine Peitsche hervor, die ich im Hausgang versteckt hatte, und lief ihnen nach. Da war Edwin schon halb oben, und Eugen fing eben zu klettern an. Erst drohte ich nur und wollte dadurch den einen zwingen, herunterzukommen, und den andern, nicht weiter zu steigen. Aber sie höhnten nur fort, bis Edwin den ersten Zweig erreicht hatte und ihn nun mit solcher Gewalt schüttelte, dass die schönsten Pflaumen klatschend auf den Boden schlugen. Da wurde ich so ergrimmt, dass ich drauflos hieb, einmal auf den oberen und einmal auf den unteren, immerzu. Da kugelte der obere auf den unteren herab, und dann liefen beide stöhnend davon; denn ich hieb immer noch auf sei ein. Die Pflaumen liessen sie schön liegen, und nun lief ich auch.«

»Es ist schrecklich, Bruno, immer und immer wieder kommen solche Auftritte zwischen dir und den zweien vor«, jammerte die Mutter, »und du bist immer der Wilde, der tobt und im Zorn so dreinfährt, dass man dich nicht entschuldigen kann, wenn auch deine Absicht gut war. Wenn ich doch einen Weg wüsste, dass du gar nicht mehr mit den beiden zusammenkämst!«

»Heut war's aber gut, dass er recht zornig wurde, Mutter«, bemerkte Kurt, »siehst du, dann bringt ihn keiner unter, nicht einmal zwei. Wäre er aber ohne Zorn gewesen, so hätten ihn die beiden überwältigt, und der Herr Pfarrer wäre um seine Pflaumen gekommen.«

Ob diese Erklärung ein Trost für die Mutter war, konnte man nicht wissen. Sie war mit einem Seufzer hinausgegangen, um für Brunos verspätetes Mittagessen zu sorgen. Gleich war ja auch die Zeit da, dass alle miteinander sich wieder auf ihre verschiedenen Arbeitsplätze zu begeben hatten.

Als am Abend die Kinder alle zusammen vergnüglich um den Tisch sassen, die Grossen an ihren Schularbeiten, die Kleinen bei ihrem Spiel, kam Kurt hinter den Stuhl der Mutter geschlichen und fragte leise: »Kommt heute die Geschichte?«

Die Mutter nickte bejahend: »Wenn die Kleinen zu Bett gebracht sind.« Mäzli spitzte die Ohren.

Wenn alle Arbeiten abgetan waren, folgte am Abend gewöhnlich noch ein gemeinsames Spiel. Kurt, der sonst immer der erste war, der seine Hefte zusammenpackte, kritzelte immer noch auf seinem Papier fort, als Mea ihre Bücher in den Schrank brachte. Sie schaute ihm über die Schulter auf sein Heft: »Nun schreibt er wieder Verse«, rief sie aus, »wen hast du wieder angesungen, Kurt?«

»Ich will dir's gleich vorlesen, dann kannst du raten«, sagte der Bruder, »der erste Vers steht anderswo, also zweite Strophe, pass auf, Mea:

‘Sie wirft die Blicke her und hin,
Die alle sagen wollen:
Bin ich allhier nicht Königin,
So hätt ich's werden sollen.

Die Freundin glaubt es demutsvoll
Und bindet ihr die Schuhe.
Das Fräulein denkt: ‘s ist wie es soll,
Es schickt sich, dass sie's tue!

Doch zeigt die Freundin noch so sacht
Dem Fräulein seine Tücken,

Gleich ist die Freundschaft ganz verkracht,
Das Fräulein kehrt den Rücken.'«

Erst hatte Mea ein wenig über die Beschreibung des demutsvollen Wesens lachen müssen, in dem sie doch nicht so ganz das ihrige erkannte; aber nun beim Schluss stieg ihr die betrübende Erinnerung wieder auf. »Weisst du, Mutter«, brach sie erregt los, »das ist nicht das Ärgste, dass sie mir den Rücken gekehrt hat; aber dass man gar nie mit ihr einer Meinung sein kann, und dass jedesmal, wenn ich etwas schön und gut finde, sie das Gegenteil sagt, und wenn ich von etwas sage: das ist recht oder gemein, dann lässt sie es wieder nicht gelten, auch wenn ich meine Meinung gar nicht erfunden habe, sonder ganz gut weiss, dass du dasselbe auch schon gesagt hattest. So kann man ja gar keine rechte Freundschaft mit ihr halten; alle Augenblicke kommt man wieder in einen Streit, wenn man es gar nicht im Sinne hat.«

»Lass sie nur fahren, so geht es einem gerade mit ihren Brüdern«, sagte Bruno, »mit denen will ich auch keine Freundschaft, gar nichts mehr will ich von ihnen.«

»Lieber ihnen noch etwas geben, so wie heut«, bemerkte Kurt.

»Ich begreife Mea wohl«, sagte die Mutter, »sie hatte sich gleich, wie wir herkamen, in Freundschaft an Elvira angeschlossen, sie hat mehr das Bedürfnis nach Freundschaft als ihr.«

»Mutter, ich habe hier sechs oder acht Freunde, das ist doch nicht wenig«, schaltete Kurt ein.

»Sie sind auch danach«, sagte Bruno schnell.

»So muss es Mea weh tun«, fuhr die Mutter fort, »dass Elvira so wenig geeignet ist, eine Freundin für sie zu sein. Dass du ihr sagst, was du für unrecht hältst, ist ganz recht, Mea, das brauchst du nicht zu verbergen. Zeigst du ihr daneben deine Anhänglichkeit und bist du nicht gleich empfindlich bei jeder kleinen Verschiedenheit eurer Ansichten, so kann nach und nach eure Freundschaft doch vielleicht noch besser werden.«

Lippo und Mäzli fühlten, dass die Zeit zum allgemeinen Spiel gekommen war, und drängten sich nun immer näher an die Mutter heran, um ihr begreiflich zu machen, dass sie nun einmal auch wieder etwas von ihr wollten. Sie ordnete nun auch das Spiel an, und bald waren alle im grössten Eifer dabei.

Aber leider geschah auch heute, was fast jeden Tag vorkam, wenn man eben im besten Zug war und alles andere vergessen hatte, so fing plötzlich die alte Uhr an der Wand überlaut zu schlagen an und schlug unerbittlich fort, bis keine Hoffnung mehr übrig blieb. Es war die Stunde, die allem Spiel ein Ende setzte und den Gesang des Abendliedes und darauf das Abtreten der Kleinen forderte. So wurde denn trotz aller Einwände das angefangene Spiel wohl zu Ende gebracht, aber kein neues mehr begonnen, und während nun die älteren Kinder die Spielsachen zusammenräumten, ging die Mutter zum Klavier, um das Lied aufzuschlagen, das gesungen werden sollte.

Mäzli war ihr schnell nachgelaufen: »Darf ich auch einmal das Lied aussuchen, das man singen soll, Mama?« fragte es angelegentlich.

»Gewiss, wenn dir ein Lied besonders lieb ist, so darfst du es nennen«, erlaubte die Mutter.

Mäzli ergriff sehr geschäftig das Gesangbuch.

»Aber Mäzli, du kannst ja nicht lesen«, sagte die Mutter, »was soll dir das Buch helfen? Sage mir, wie dein Lied anfängt, oder was du daraus weisst.«

»Ich will es schon gleich finden«, behauptete Mäzli, »lass mich nur ein wenig suchen, Mama.«

Und nun suchte es und suchte mit einem Eifer, als gelte es, ein längst vermisstes Gut zu finden.

»Hier, hier!« rief es bald und hielt das gefundene Lied hocheifrig der Mutter hin.

Sie nahm das Buch und las:

»Geduld ist euch vonnöten,
Wenn Sorge, Gram und Schmerz -

Mäzli, könntest du mir sagen, warum du dieses Lied so besonders gern singen willst?« unterbrach sie sich hier.

Kurt war auch herangekommen und schaute der Mutter über die Schulter ins Buch hinein. Jetzt lachte er laut auf: »Du schlaues Mäzli du, gelt, du hast das längste Lied gewählt, das du entdecken konntest. Du hast gedacht, Lippo werde dann schon dafür sorgen, dass die allerletzte Silbe ausgesungen werde, bevor man ins Bett muss.«

»Ja, und du gehst noch viel ungerner ins Bett«, sagte Mäzli ein wenig rachsüchtig; denn dass sein schöner Plan so schnell durchschaut war, hatte seinen Zorn erweckt, »und wenn du gehen musst, so seufzest du überlaut und rufst wie gestern: ‘Oh, wie schade! Oh, wie schade!’ und meinst, es sei ein Unglück.«

»Ganz richtig, pffiffiges Mäzli!« lachte Kurt.

»Kommt, kommt, Kinder, nun singen wir, und keines ereifert sich mehr«, mahnte die Mutter.

»Wir wollen singen: ‘Der Mond ist aufgegangen’, da kannst du alle Verse auswendig und kannst mitsingen, Mäzli, von Anfang bis zu Ende.«

Nun wurde das Lied angestimmt und im Frieden fertig gesungen.

Als später die Mutter von ihrer Begleitung zu den Schlafstätten der beiden Jüngsten zurückkehrte, sassen die drei Älteren erwartungsvoll um den Tisch herum. Kurt hatte verkündet, dass heute die Geschichte der Familie von Wallerstätten erzählt werde. Man hatte vorsorglich den Strickkorb vor den Sessel der Mutter auf den Tisch gestellt; denn ohne das Strickzeug in der Hand würde die Mutter nicht erzählen, das wussten sie wohl.

Die Mutter lächelte, als sie herzutrat: »Da ist alles gut vorbereitet«, sagte sie, »so kann ich denn gleich beginnen.«

»Ja, und recht von vorn, von dort, wo es mit dem Geist anfing«, sagte Kurt.

Die Mutter schaute ihn fragend an: »Ich habe immer noch das Gefühl, Kurt, du meinst doch irgendetwas von einem solchen Geist in Erfahrung bringen zu können, was ich dir auch dagegen sage. Davon will ich erzählen, woran das Gerede über einen Geist von Wildenstein sich geknüpft hat. Das Auftauchen dieser Gerüchte geht in eine ferne Zeit zurück.

Droben auf dem Schloss hängt ein Bild«, begann die Mutter nun zu erzählen, »das ich oft als Kind angeschaut habe und das mir immer einen tiefen Eindruck gemacht hat: es stellt einen Pilger vor, der an seinem Stabe fortwandert, rastlos fort, durch das weite Land, obschon er alt und verwittert aussieht und ihm eisgraue Haare das Haupt umflattern. Das soll das Bild des Ahnherrn derer von Wallerstätten sein. Der Name soll in früheren Zeiten etwas anders gelautet haben.

Dieser Ahnherr nun soll ein sehr wilder und jähzorniger Herr gewesen sein und soll in seinem Jähzorn viele Untaten begangen haben, worüber seine Frau sich nicht trösten konnte und tagelang in der Schlosskapelle auf den Knien lag, um für ihn zu beten. Da starb sie eines plötzlichen Todes. Das erschütterte den Herrn so sehr, dass er nicht mehr auf dem Schlosse weilen konnte. Er

meinte, als büssender Pilger für seine unruhige Seele Ruhe zu finden. Da nahm er einen Pilger in sein Wappen auf und änderte seinen Namen in Wallerstätten um. Dann verliess er sein Schloss und seine Söhne und kehrte niemals wieder.

In späteren Jahren lebten zwei Brüder auf dem Schlosse, Nachkommen dieses Ahnherrn, und waren beide sehr beliebt und hoch geachtet. Sie taten viel für das Land, dass es gut angebaut werden konnte und die Bauern zu schönen Gütern kamen. Aber alle beide hatten den schrecklichen Jähzorn ihres Ahnherrn geerbt, wie es denn unter seinen Nachkommen immer wieder so schreckliche jähzornige Glieder gegeben haben soll. Was zwischen den Brüdern vorgefallen war, wusste niemand; aber eines Morgens wurde der eine von ihnen tot auf dem Boden des grossen Fechtsaales gefunden. Nur der Schlosswart wusste zu berichten, die Herren hätten einen Streit mit den Waffen auszufechten gehabt. Gleich darauf verschwand der andere Bruder, und nach wenigen Tagen wurde auch er tot auf das Schloss zurückgebracht. Er war hoch oben im Gebirge, wohin er gestiegen war, über eine Felswand gestürzt und dort gefunden worden. Diese Vorfälle verbreiteten einen grossen Schrecken über die ganze Gegend.

Da war es nun, dass zuerst das Gerücht auftauchte, oben auf Wildenstein gehe ein Geist umher; es müsse der unruhige Geist des Schlossherrn sein, der den Bruder beim Fechten getroffen hatte. Das war viele Jahre, bevor mein Vater, euer Grossvater hier in Nollagrund als Pfarrer einzog. Damals hatte sich das Gerücht ziemlich verloren; wir Kinder hörten nichts davon, nur zuweilen verstanden wir, dass der Vater sich sehr gegen jemand ereiferte, der ihm von diesem Gerede gesprochen hatte. Euer Grossvater war der nahe Freund der Familie des Herrn von Wallerstätten auf dem Schlosse, den man 'Herr Baron' zu nennen hatte. Seiner erinnere ich mich nur noch aus einzelnen Augenblicken, da er mir einen besonderen Eindruck gemacht hatte. So sehe ich den hochgewachsenen Herrn mit raschem Schritt durch den Schlosshof gehen oder das unruhige Pferd besteigen, das sich jeden Augenblick bäumen wollte, was mir besonders frisch in der Erinnerung geblieben ist. Bevor ich fünf Jahre alt war, starb der Herr Baron. Ich hörte oft meinen Vater zur Mutter sagen, es sei ein Unglück für die zwei Söhne, dass sie keinen Vater mehr hätten, und sie taten mir so leid deswegen, dass ich manchmal plötzlich mitten im Spiel einhalten und zur Mutter laufen musste und sie fragte: 'Kann ihnen niemand helfen in dem Unglück?' Sie tröstete mich dann und sagte, der liebe Gott könne in jedem Unglück helfen. Da habe ich lange Zeit immer vor dem Einschlafen gebetet: 'Lieber Gott, hilf ihnen doch im Unglück!' Die beiden waren auch immer so lieb und freundlich mit mir. Ich kam viel aufs Schloss, die Frau Baron Maximiliana von Wallerstätten war meine Patin. Mein Vater unterrichtete die zwei Söhne und war auch sonst in allen Dingen der Helfer und Ratgeber der Frau Baron. Jeden Morgen wanderte er zum Schloss hinauf, auf der einen Seite meinen Bruder, euren Onkel Phipp, an der anderen mich an der Hand führend. Mein Bruder nahm den Unterricht gemeinsam mit den beiden Söhnen droben, die nur ein Jahr auseinander waren, Phipp war gerade zwischen den beiden im Alter. Bruno war der ältere -«

»Nach dem heiss ich, nicht wahr, Mutter?« schaltete Bruno hier ein.

»Salo war ein Jahr jünger -«

»Nach dem heiss ich«, sagte Mea schnell. »Nicht wahr, Mutter, weil du gern einen Salo gehabt hättest und ich kein Junge war, musste ich Salomea heissen?«

Die Mutter nickte bejahend.

»Und ich heisse wie mein Vater!« rief Kurt, um daran zu erinnern, dass sein Name auch von guter Abstammung war.

»Ich kam mit aufs Schloss«, fuhr die Mutter fort, »weil meine Frau Patin es wünschte. Sie hätte gern selbst ein Töchterchen gehabt, und nun gab sie sich so liebenswürdig mit mir ab, als gehörte ich zu ihr. Sie lehrte mich schöne Sachen sticken, feine Arbeiten machen, dann ging sie mit mir im Garten umher und durch das ganze Gut, ich musste alle Blumen und alle Bäume kennen lernen. Dann durfte ich wieder gehen und alle die duftenden Veilchen holen, die unter den Hecken am Gut und am Rande des Wäldchens so reichlich zwischen den grünen Gräsern hervorguckten. Oh, es waren herrliche Tage, und sie sollten noch schöner werden.

Ein tiefer Eindruck aus diesen frühen Zeiten ist mir lange im Herzen geblieben und hat mich manchmal in diesen schönen Tagen erschreckt, wie eine drohende Gewalt, so dass ich eine ganze Weile lang nicht mehr froh sein konnte. Mein Vater war eines Tages so schweigsam, als er vom Schloss herunterkam, dass die Mutter ihn fragte, ob droben etwas vorgefallen sei. Er antwortete, wie ich ihn jetzt noch hören kann: 'Dieser junge Bruno von Wallerstätten hat den ganzen Jähzorn seines Ahnherrn geerbt. Nicht umsonst fürchtet sich seine Mutter davor mehr, als vor jedem anderen Unheil'.

»Siehe oben«, sagte Kurt trocken, einen Blick nach dem oberen Teile des Tisches werfend, wo Bruno neben der Mutter sass. Ein drohender Blick aus Brunos Augen war die Antwort.

»Erzähl doch schnell weiter, Mutter«, drängte Mea, die keineswegs gesinnt war, die Geschichte durch eine Fehde der Brüder unterbrochen zu sehen.

»Es war mir so schrecklich«, fuhr die Mutter wieder fort, »dass dieser gute, grossmütige Bruno, der für mich nie andere als freundliche Worte hatte und mich bei jeder Gelegenheit mit Guttaten überhäufte, etwas in seinem Wesen haben sollte, vor dem seine Mutter sich fürchten musste. Oft ging ich ganz still in einen Winkel und weinte leise darüber, dass so etwas sein konnte. Dass es wirklich so war, musste ich auch bald selbst erkennen; denn wenn die drei Jungen einmal uneinig wurden, oder sonst jemand tat, was Bruno missfiel, so konnte er ganz ausser sich geraten und tun, was ihm gewiss nachher selbst leid war. Denn das muss ich wiederholen, er war eine so edle und grossmütige Natur, er wollte gewiss keinem Menschen unrecht tun, und etwas Gemeines hätte er nie getan. Aber zu Gewalttaten konnte sein furchtbarer Zorn ihn hinreissen.

Sein Bruder Salo wurde nie so zornig, aber er gab dem wenig älteren Bruder auch niemals nach. Er hatte seinen Eigenwillen und hartnäckiges Festhalten an seinem Recht so gut wie der Bruder. Dazu hatte er bei allen Uneinigkeiten meinen Bruder Philipp auf seiner Seite; denn die beiden waren grosse Freunde. Bruno war viel zurückhaltender und verschlossener als sein Bruder. Auch hatte dieser eine viel fröhlicherer Natur; er sang und lachte durch die Hallen, dass es oft von allen Gewölben widerhallte. Auch die Frau Baron konnte so herzlich lachen. Darum meinte Bruno, die Mutter liebe den Jüngeren mehr als ihn, und er liebte seine Mutter sehr und konnte den Gedanken nicht ertragen. Aber das war nicht so, die Frau Baron liebte ihren Ältesten besonders, das konnten alle sehen, die ihr nahe standen.

Ich war zehn Jahre alt, mein Bruder Philipp fünfzehn und die Söhne auf dem Schloss also etwas älter und etwas jünger als er, da trat in unseren Kreis eine so liebliche und ungewohnte Erscheinung, dass wir gleich alle von ihr entzückt waren, ich gewiss am meisten. Aber auch unsere Freunde auf dem Schlosse, sogar mein Bruder Phipp, der gar nicht leicht von Begeisterung erfasst wurde, alle drei waren begeistert von unserer neuen Spielgenossin. Sie war ein Mädchen von elf Jahren, nur ein Jahr älter als ich; aber wie überragte sie mich in ihrem Wissen und Können, in ihrem Benehmen, in ihrem ganzen Wesen, ich war völlig hingerissen von ihrer ganzen Erscheinung.

Leonore hiess sie. Sie war eine Verwandte der Frau Baron und kam vom hohen Norden herunter

aus Holstein. Dort war auch meine Frau Patin geboren und hatte alle ihre Verwandten dort. Leonore war die Tochter einer solchen Verwandten. Sie hatte früh ihren Vater verloren, und da vor kurzer Zeit nun auch ihre Mutter gestorben war, hatte die Frau Baron den Entschluss gefasst, das Mädchen zu sich zu nehmen, da es sonst ganz allein gestanden hätte und auch, wie sie sagte, weil eine sanfte Schwester zwischen den zwei eigenwilligen Brüdern einen wohlthuenden Einfluss auf beide ausüben müsste. Für mich fing eine Zeit an, so schön, wie ich sie mir nie hätte ausdenken können. Die mancherlei Unterrichtsstunden, die Leonore schon genommen hatte, sollten fortgesetzt und noch neue begonnen werden. Die Frau Baron hatte wohl schon vorher dafür gesorgt; denn bald nach Leonores Ankunft erschien ein feines Fräulein auf dem Schlosse, auch eine Deutsche, eine vorzügliche Lehrerin, was mir aber erst lange nachher ins Bewusstsein getreten ist.

Meine Frau Patin hatte angeordnet, dass ich alle Unterrichtsstunden mit Leonore teilen, daher die ganzen Tage auf dem Schlosse zubringen und nur je am Abend heimkehren sollte. So brachten wir unsere Tage unzertrennlich zusammen hin und oft noch die langen Abende bis in die Nacht hinein; denn bei schlechtem Wetter liess meine gütige Frau Patin mich am Abend nicht nach Hause zurückkehren. Leonore hatte einen unumschränkten Einfluss auch mich, und das war zu meinem Besten. Überall konnte ich zu ihr aufschauen, ihrem edlen Wesen war alles Niedrige und Gemeine völlig fremd. Der nahe Umgang mit ihr war nicht nur der schönste Genuss meiner Kinder- und Jugendjahre; er hat mir einen Gewinn für mein ganzes Leben gebracht.«

»Ja, du hast es gut gehabt, Mutter«, brach Mea hier leidenschaftlich los.

»Und Onkel Phipp auch mit zwei solchen Freunden«, setzte Bruno hinzu.

»Ja, ich weiss wohl«, sagte die Mutter. »Ach Kinder, wie oft habe ich sehnlich gewünscht, dass euch solche Freunde zuteil werden möchten.«

»Weiter, Mutter, weiter«, bat Kurt ungeduldig, »wo sind sie denn alle hingekommen? Man weiss ja gar nichts mehr von ihnen.«

»In allen Freistunden, die unsere Brüder hatten, wie wir sie nannten«, nahm die Mutter die Erzählung wieder auf, »waren sie unsere liebsten Spielgenossen. Wir schätzten ihre anregende Gesellschaft sehr und freuten uns immer herzlich, wenn durch irgendein Ereignis eine ihrer zahlreichen Unterrichtsstunden ausfiel und sie uns mit Freudenlärm herbeiholten; denn sie wollten uns auch gern bei ihren Spielen haben, das konnten wir wohl bemerken. Die Frau Baron hatte auch richtig vorausgesehen: seit Leonore unter uns war, kamen die Fehden zwischen den Brüdern gar nicht mehr so häufig vor, und wer den Bruno recht kannte, konnte wohl bemerken, wie er in ihrer Gegenwart seine Zornesausbrüche unterdrückte. Er hatte wohl gesehen, wie Leonore vor Schrecken totenblass geworden war, als sie einmal einem solchen Ausbruch beigewohnt hatte.

Gegen vier Jahre waren uns so in wolkenlosem, sonnigem Glück dahingegangen; da trat eine grosse Veränderung für uns alle ein. Die jungen Barone hatten das Schloss verlassen, um in Deutschland höhere Lehranstalten zu besuchen. Mein Bruder Phipp wurde auf eine landwirtschaftliche Schule gebracht. Von nun an sahen wir die Brüder nur noch einmal im Jahre, im Sommer, wenn sie für eine für uns kurze Ferienzeit nach Hause kamen. Das waren dann lauter Festtage, die vom ersten Morgenlicht bis in alle Nacht hinein ausgenossen wurden, alle mit Musik beginnend und mit Musik endend, oft in Musik vollständig aufgehend.

Die beiden Wallerstätten waren durch und durch musikalisch und hatten herrlich Stimmen. Leonores Gesang bewegte aller Herzen. Die Frau Baron sagte, ob Leonore heitere oder ernste

Lieder singe, ihre Stimme bringe ihr immer die Tränen in die Augen. So ging es mir auch; aber man hätte sie immerfort mögen singen hören. Ich hatte eben mein siebzehntes, Leonore ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, als wir einem Sommer entgegengingen, der grosse Entscheidungen bringen sollte. Mein Bruder Phipp wurde nicht erwartet, er stand schon seit dem vergangenen Sommer in einer Verwalterstelle auf einem Gute im Norden, das die Frau Baron kannte und für ihn ausgefunden hatte. Die jungen von Wallerstätten hatten nun auch ihre Studien beendet, und ihre Mutter sah voraus, dass sie sich bei ihrem Besuch über ihre Pläne für die Zukunft aussprechen würden. Sie meinte, vielleicht wollten sie nun noch alle beide reisen, wünschte aber, einer von ihnen hätte den häuslichen Sinn, heimkehren zu wollen, so dass sie alle Mühe und Sorgen um das Schlossgut auf seine Schultern legen könnte. Die Brüder mussten sich bald nach ihrer Ankunft in einer Weise gegen die Mutter ausgesprochen haben, die sie beunruhigte. Sie ging schweigend und geängstigt umher und wich allen unseren Fragen aus. Bruno lief mit flammenden Blicken stundenlang auf der Schlossterrasse hin und her und sprach kein Wort. Nur mit Salo konnten wir noch verkehren. Er setzte sich zwar zu uns; aber wenn wir ihn fragten, was denn vorgehe, blieb auch er stumm. Es war gar nicht wie sonst, wenn die Brüder heimgekehrt waren; aber der peinliche Zustand währte nicht lang. Am fünften oder sechsten Tag nach ihrer Ankunft erschienen die beiden nicht zum Frühstück. Die Frau Baron lief gleich in höchster Unruhe nachzufragen, ob sie das Schloss verlassen hätten, ob jemand gesehen, wohin sie sich gewendet hätten. Niemand wusste etwas von ihnen; nur Apollonie hatte sie früh am Morgen gesehen, wie sie miteinander die Treppen hinaufstiegen. Sie wurde nach den Turmzimmern hinaufgeschickt, fand diese aber leer. Aus eigenem Antrieb öffnete dann Apollonie den alten Fechtsaal. Hier sass, an die Steinwand gelehnt, Salo halb ohnmächtig auf dem Boden. Er sagte, es sei nichts, er habe nur einen Augenblick das Bewusstsein verloren. Sie musste ihm aber aufstehen helfen, und auf ihren Arm gestützt kam er herunter. Er blutete aus einer Kopfwunde. Die Frau Baron sprach kein Wort. Sie begleitete den Sohn nach seinem Zimmer und blieb bei ihm, bis der gerufene Arzt erschienen war und sich wieder entfernt hatte. Dann kehrte sie zu uns zurück, setzte sich zu Leonore und mir hin und sagte, wir müssten nun auch wissen, was sich ereignet habe. Sie war anscheinend ganz ruhig, aber so blass, wie ich sie nie gesehen hatte. Sie erzählte uns, die Söhne hätten nie miteinander über ihre Zukunftspläne gesprochen, und als nun die Mutter sie darüber befragte, habe jeder erklärt, sein Entschluss stehe seit Jahren fest, nach Beendigung seiner Studien wollte er heimkehren, um mit der Mutter und Leonore auf Wildenstein zu leben. Die Entdeckung, dass Salo denselben Entschluss gefasst hatte wie er und daran festhalten wollte, brachte den Bruno ausser sich. Er forderte seinen Bruder auf, die Waffen entscheiden zu lassen, welcher von ihnen beiden in der Heimat bleiben solle; denn nebeneinander hätten sie da nicht mehr Platz. Salo war bald verwundet hingefallen und hatte das Bewusstsein verloren. Bruno, wohl Schlimmeres befürchtend, war verschwunden. Der Arzt hatte Salos Wunden nicht so sehr gefährlich gefunden, doch sollte alle Vorsicht angewandt werden, da er zarter Natur war. Als ich an dem Tage das Schloss verliess, hatte ich das Gefühl, es sei alles zertrümmert, was ich als Glück und Freude auf Erden gekannt hatte, und noch lange blieb mir dieses Gefühl. Bald nach dem traurigen Ereignis rüstete die Frau Baron sich zu einer Reise. Sie wollte mit Salo und Leonore den Winter im Süden zubringen. Salo hatte sich nicht so schnell erholt, als man gehofft hatte, und Leonore war, anstatt in unserer Höhenluft kräftiger zu werden, nur immer zarter und schwächer geworden. Von dem Sohne Bruno hatte die Mutter einmal Nachricht erhalten. Er schrieb in kurzen Worten, sie solle sich nicht um ihn ängstigen, er reise fürs erste nach Spanien. Dass der Bruder lebte, hatte er in Erfahrung gebracht. Nun waren sie alle, die ich lieb gehabt hatte, fortgereist, und zum ersten Male sah ich das Schloss so traurig und leblos dort oben stehen und nicht mehr mit funkelnden Augen allabendlich zu uns ins Tal niederschauen. Seine Augen waren geschlossen und blieben es.«

»Oh, oh! Kamen sie nie mehr zurück?« rief Kurt im höchsten Bedauern aus.

»Nie wieder«, entgegnete die Mutter. »In diesem Augenblick war es denn, dass plötzlich das, wie wir glaubten, längst erloschene Gerücht wieder auftauchte, der Geist von Wildenstein gehe um im Schloss, und der und jener wollte ihn gehört und andere ihn gesehen haben, und bis auf den heutigen Tag spukt der Geist von Wildenstein in den Köpfen der Leute.«

»Siehe unten, kann nun hier angewandt werden«, sagte Bruno trocken, nach dem unteren Ende des Tisches blickend, wo Kurt sass. »Erzähl doch fertig, Mutter«, bat dieser eilig, »wo sind sie denn alle hingekommen. Und der verschwundene Bruder?«

»Was ich noch zu erzählen habe, ist kurz und traurig«, sagte die Mutter. »Leonore schrieb mir getreulich. Nachdem der erste Winter im Süden zugebracht worden, zeigte es sich, dass die Gesundheit der Frau Baron erschüttert war. Sie wünschte nicht, auf das Schloss zurückzukehren. Sie sandte ihre Anordnungen an Apollonie, die sich mit dem Schlossgärtner verheiratet hatte und mit ihm das Schloss hütete. Drei Jahre nachher starb die Frau Baron, ohne je wieder heimgekehrt zu sein. Kurze Zeit vorher war Leonore Salos Frau geworden. Nicht lange sollten die beiden zusammenbleiben, nicht viel mehr als drei Jahre, da starb Salo an einem hitzigen Fieber, und Leonore folgte ihm wenige Monate nachher, ein ganz kleines Mädchen und einen auch noch kleinen Jungen zurücklassend. Eine Tante aus Holstein war nach Nizza gekommen, wo Leonore nach dem Tode ihres Mannes ganz alleinstand, und hatte dann die Kinder mit sich nach Holstein genommen. Diese letzte Nachricht hörte ich durch die Apollonie, der von jener Tante die letzten Anordnungen der Leonore zugesandt worden waren. Von diesen Kindern habe ich nie mehr etwas gehört. Von dem verschwundenen Bruder habe ich durch Apollonie einmal noch Nachricht erhalten. Der junge Pfarrer Bergmann, euer seliger Vater, hatte mich um dieselbe Zeit, da die Nachricht vom Tode der Frau Baron kam, in sein Pfarrhaus nach Sils im Tal geholt, wohin ich ihm um so lieber folgte, als mein Bruder Phipp sich soeben dort ein Gut gekauft hatte und mich auch gern in seiner Nähe haben wollte. Dorthin nun kam eines Tages Apollonie in grosser Aufregung, um mir von einem Ereignis zu berichten, von dem sie ganz erfüllt war: nach wohl acht Jahren Abwesenheit, ohne je ein Wort von sich hören zu lassen, war plötzlich Baron Bruno auf dem Schloss angekommen mit einem Begleiter, der sich Herr Demetrius nannte. Der Baron glaubte, auf dem Schlosse Mutter und Bruder und die einstige Spielgenossin zu finden. Als er von Apollonie alles vernahm, was sich seit seiner Entfernung zugetragen hatte, brach er in einen furchtbaren Zorn aus; denn er glaubte, man habe ihm absichtlich keine Nachrichten zukommen lassen. Apollonie konnte ihm zwar aus den Briefen der Frau Baron beweisen, dass sie immer alle ihre Anordnungen im Hinblick auf die Rückkehr des ältesten Sohnes gab, dem sie auch, wie sie schrieb, immer wieder Nachrichten zu senden versuche, freilich ohne eine Antwort zu erhalten. Bei dem unsteten Leben, das Baron Bruno führte, hatten ihn keine Briefe erreicht, obschon er behauptete, auf den Posten der Hauptstädte dafür gesorgt zu haben, dass er gefunden werde. Erzürnt und verbittert, hatte der Baron gleich wieder das Schloss verlassen, und bis auf die heutige Stunde weiss man nichts mehr von ihm. Der Herr Demetrius, Herr Trius, wie er nachher von jedermann genannt wurde, kam vor einigen Jahren allein in das leere Schloss zurück. Apollonie hatte unterdessen ihren Mann verloren, hatte alle Räume des Schlosses zugemacht und die frühere Gärtnerwohnung bezogen, das Häuschen, wo sie noch jetzt wohnt. Von der Zeit an, da er wieder erschienen war, bis heute, führt dieser Herr Trius ein abgeschlossenes Leben dort oben und verkehrt mit keinem Menschen, als etwa mit Apollonie, und auch mit ihr nur, wenn er sie durchaus nötig hat. Von seinem Herrn gab er durchaus keine Nachricht, Apollonie konnte sich darum bemühen, wie sie wollte. Nun wisst ihr, wie mein Jugendleben mit dem Schlosse zusammenhing und könnt begreifen, dass es mich nach dem Tode eures Vaters vor dem Jahr

wieder hierherzog, um so mehr, als ein naher Bekannter meines Vaters ihm als Pfarrer hier gefolgt war. Von diesem wusste ich auch, er würde meinem Bruno noch für einige Jahre den Unterricht erteilen, den er in den Landschulen nicht mehr fand, so dass ich ihn dann noch zu Hause behalten könnte. Nun wisst ihr auch, warum, trotz des traurigen Anblickes des verlassenen Schlosses, es mich immer wieder dorthinauf zieht, um nach der Stätte so vieler schöner Erinnerungen hinüberzuschauen.«

»Erzähl doch noch ein wenig weiter, Mutter«, bat Kurt dringend, als diese sich jetzt erhob.

»O ja, bitte Mutter«, stimmte Mea ein, »erzähl noch etwas von deiner Freundin Leonore!«

»Ja, erzähl doch weiter, Mutter«, bat nun auch Bruno. »Man sollte noch vieles wissen. Ist denn der Baron Bruno immer in Spanien herumgereist?«

»Ich glaube meistens, so bestimmt kann ich das nicht sagen«, entgegnete die Mutter. »Von all dem weiss ich ja nur durch Apollonie, die ihre Mitteilungen von Herrn Trius hatte, der entweder nicht sprechen wollte, oder selbst wenig von seinem Herrn wusste. Und nun ist alles zu Ende erzählt, und ihr zieht euch so schnell als möglich zurück; denn die richtige Zeit dazu ist längst überschritten.«

Nun half kein Fragen und kein Bitten mehr, und bald war alles still im Haus. Nur leise ging die Mutter noch einmal durch die Schlafzimmer der Kinder. Da lag ihr Ältester, der so schrecklich zürnen konnte, jetzt mit heller Stirn und friedlichem Ausdruck vor ihr. Er war ja ein so ehrenhafter Junge; aber wenn die unglückliche Anlage immer mehr Macht in ihm gewinnen sollte, wie musste es dann kommen? Bald vielleicht musste sie ihn ganz von ihrer Seite lassen, und von wem in der fremden Umgebung durfte sie ein liebevolles Verständnis für ihn erwarten, was allein ihn zur Beruhigung brachte? Es lag ja nicht in ihrer Macht, ihre Kinder vor Leid und Schuld zu bewahren; aber Frau Maxa kannte die Hand, die alle Kinder führt und festhält, die ihr übergeben werden, die sie schützt und rettet, wo keine Mutterhand und keine Mutterliebe mehr mächtig ist. Sie faltete ihre Hände und ging so, von einem Bett zu anderen, ihre Kinder alle dem Schutze ihres Vaters im Himmel zu übergeben, der ja am besten wusste, wie nötig sie seine Hilfe hatten.

Eine unerwartete Erscheinung

Eine unerwartete Erscheinung

Kurt hatte am anderen Tag soviel vor, dass er schon am Morgen auf dem Weg zur Schule davonrannte, als habe er keine Minute zu verlieren. Mea und Lippo, die mit ihm auf die Strasse getreten waren, schauten mit Erstaunen seinen ungewöhnlich hohen Sprüngen nach. Als er beim Schulhaus angekommen war, sah er eben von der anderen Seite das Loneli mit gesenktem Kopf und gar nicht in seiner gewohnten Weise, in lustigem Aufhüpfen, herankommen.

»Was hast du, Loneli?« fragte Kurt, als es nahe kam, »warum hast du denn schon verweinte Augen, noch ehe es nur acht Uhr geschlagen hat? Sei du nur fröhlich, ich will dir helfen. Wer hat dir etwas zuleide getan?«

»Niemand, aber ich kann nicht mehr fröhlich sein«, und Loneli hatte schon wieder Tränen in den Augen. »Du solltest nur wissen, wie die Grossmutter ist, seit ich auf der Schandbank sass; nicht nur böse, das wäre mir noch gleich; denn dann ist sie immer bald wieder gut; aber ganz traurig ist sie, und am Morgen, wenn ich in die Schule will, ist es am ärgsten, und sie sagt, ich hätte über sie und über mich eine Schande gebracht, die ihr das Haar grau mache. Ihr ganzes Leben lang sei ihr die Ehrenhaftigkeit über alles gegangen, und sie habe auf dem Schlosse bei den hochachtbarsten Herrschaften wohnen dürfen, und jetzt dürfe jeder ihr sagen, sie habe ihr Tochterkind zur Schandbank erzogen, und die Schande bleibe nun unser Leben lang auf uns sitzen, auf ihr und auf mir.« Jetzt brach das Loneli erst recht in Tränen aus; denn die ganze, nie mehr endende Schmach, die es über sich und die Grossmutter gebracht hatte, kam ihm samt den nie mehr endenden Vorwürfen der Grossmutter ganz erdrückend vor.

»Nein, nein, du brauchst gar nicht so zu weinen, das ist gar nicht so, wie es die Grossmutter aufnimmt«, sagte Kurt tröstend, »ich will schon nächstens kommen und es ihr erklären, sei du nur wieder fröhlich, das kommt schon in Ordnung.«

»Glaubst du?« fuhr Loneli in freudiger Überraschung auf, und seine Augen waren schon wieder hell; denn was Kurt sagte, stand bei ihm fest. Er schoss nun zu der lärmenden Schar hinüber, die drüben stand; denn er hatte Wichtiges mit den Versammelten zu besprechen. Es kam Kurt sehr zustatten, dass er so zahlreiche Freundschaften geschlossen hatte; denn seine Pläne waren öfter derart, dass er zu Ausführung derselben einer grösseren Zahl von Anhängern bedurfte. Zwei grosse Unternehmungen hatte Kurt für heute im Kopf. Da galt es nun, die Genossen zur Ausführung anzuwerben, und Kurt erklärte nun mit Mund und Händen sein Vorhaben so eifrig, dass die ersten Schläge der Turmglocke, die acht rief, ganz überhört wurden. Beim letzten aber fuhr die Versammlung plötzlich auseinander wie eine Schar aufgeschreckter Vögel und stürzte dem Schulhause zu. Kurt war heute wieder zuerst daheim. Mit einem grossen Bogen Papier trat er vor die Mutter hin

»Sieh, Mutter, nun hat der Herr Trius sein Lied bekommen. Gestern abend hat er noch vier meiner Freunde mit seinem Stock bedroht, sie konnten sich aber gerade noch retten. Es ist, als habe er vier Augen und vier Ohren, die in alle Ecken sehen und hören. Nun habe ich sein Lied fertig gemacht, ich will dir's vorlesen.«

»Ich wollte viel lieber, du hättest keine Freunde, die Herr Trius mit dem Stock zu bedrohen

Ursache hat«, sagte die Mutter, »ich will nur hoffen, dass du niemals in eine solche Lage kommst.«

»Er kann aber auch Unschuldige bedrohen«, meinte Kurt, »hör nur zu, es ist die wahrhaftige Beschreibung dieses Menschen:

Das Lied auf Herrn Trius, den Prügler.

Herr Trius lebt von alters her
Und ist ein Mann von Stolz,
Und wen er trifft, den prügelt er
Mit seinem Stock von Holz.

Herr Trius wandelt fest einher
In seinem gelben Rock,
Doch alle Kinder rennen sehr,
Seh'n sie den dicken Stock.

Herr Trius mit dem Zipfelhut
Geht um und um und schweigt,
Und wenn er keinen prügeln tut,
Ist's, weil sich keiner zeigt.

Herr Trius denkt: Es ist zum Heil
Für jeden Bubenkopf,
Bald haut er mit dem Vorderteil,
Bald haut er mit dem Knopf.

Herr Trius macht ein scharf Gesicht,
Bringt er den Stock in Gang,
Und stirbt Herr Trius vorher nicht,
So prügelt er noch lang.«

Eines kleinen Lächelns hatte die Mutter während der Vorlesung sich nicht enthalten können, jetzt aber sagte sie ernsthaft: »Das Lied soll aber nicht etwa Herrn Trius in die Hände gespielt werden; er könnte es vielleicht nicht als Scherz aufnehmen, und beleidigen darfst du ihn nicht. Überhaupt rate ich dir, Kurt, den Herrn Trius in keiner Weise herauszufordern; er könnte dir auf eine Art antworten, die du nicht erwartest. Der Herr hat seine eigenen Mittel und Wege, sich die Leute vom Hals zu schaffen.« Kurt wollte gern noch die Erlaubnis von der Mutter haben, heute abend mit seinen Freunden ein wenig im Mondschein herumlaufen zu dürfen, was die Mutter bewilligte. »Es wird ja doch keiner der berüchtigten Apfelstreifzüge sein, an dem du teilnehmen möchtest«, setzte sie bedingend hinzu. Aber Kurt versicherte ein wenig empört, dass er doch so etwas nicht tun würde. Jetzt wurde er aber von Lippo auf die Seite gedrängt, der schon seit einigen Minuten alle Anstrengungen gemacht hatte, um Kurt ein wenig seitwärts zu schieben und an die Mutter heranzukommen. Jetzt war es gelungen, Kurt räumte sogar das Feld nun völlig.

»Der Herr Pfarrer lässt dich grüssen, und ob du ihm eine Antwort geben wolltest, und hier ist ein Brief«, berichtete Lippo.

»Woher bringst du den Brief?« fragte die Mutter.

»Ich habe nicht den Brief gebracht, die Lise aus dem Pfarrhaus hat ihn gebracht«, berichtete Lippo. »Aber vor der Haustür hat die Lise mich gesehen und gesagt, ich solle den Brief mit hinaufnehmen und dir geben und ihr dann sagen, ob du dem Herrn Pfarrer auch eine Antwort

geben wolltest oder nicht.«

»So, das ist wirklich eine genaue Berichterstattung«, sagte die Mutter lächelnd; »siehst du, Mätzli, ich wollte, du könntest ein klein wenig von Lippo lernen, wie du berichten solltest, so hätte ich weniger Mühe, zu unterscheiden, was du erlebt und was du dir vorgestellt hast.«

Mätzli, das eben sein Strickgarn in einen unauflöslichen Knäuel verwirrt hatte, war sehr froh, aus der Mutter Worten die Aufforderung zu einer neuen Tätigkeit zu vernehmen. Es warf eilig das verworrene Strickzeug weg, sprang vom Stühlchen auf und wiederholte sehr sicher die Rede.
»Ich habe nicht den Brief gebracht, die Lise aus dem Pfarrhaus -«

»Nein, nein, so meine ich es nicht«, unterbrach die Mutter, »ich meine deine eigenen Berichte, Mätzli, die du mir zu bringen hast und die oftmals etwas fabelhaft klingen, für diese könntest du gern ein wenig von Lippos Genauigkeit annehmen.«

Die Mutter hatte unterdessen den Brief aufgemacht und sah plötzlich sehr erschrocken aus. »Sag dem Mädchen, ich würde selbst zum Herrn Pfarrer kommen, es habe auf keine Antwort zu warten«, trug sie Lippo auf. Da hatte Frau Maxa die gefürchtete Aussicht mit Bestimmtheit vor sich. Der Herr Pfarrer schrieb, er habe sich überzeugen müssen, für seine Schüler sei die Zeit da, in andere Hände überzugehen; er habe beschlossen, sie auf den Herbst zu entlassen, werde aber gerne Frau Maxa mit seinem Rat für die weiteren Studien ihres Sohnes beistehen, Bruno sei ihm jederzeit ein lieber Schüler gewesen.

Frau Maxa sass eine Weile schweigend in ihren Gedanken vertieft, die Hände in den Schoß gelegt, was sie selten und niemals für lange zu tun pflegte.

Schon stand Mea mit leidenschaftlichen Gebärden vor ihr und zwang sie, ihre Teilnahme den lebhaften Mitteilungen der Sprechenden zuzuwenden: »Gewiss, du kannst mir's glauben, Mutter«, eiferte Mea, »die Elvira ist so aufgebracht gegen mich, dass sie nichts mehr mit mir zu tun haben will, nie mehr. Am meisten hat es sie böse auf mich gemacht, dass ich es unrecht gefunden habe, dass sie nicht eingestehen wollte, sie habe auch geschwätzt. Sie sagte so verächtlich, wenn ich ihr um eines lumpigen Lonelis willen einen Verweis geben könne, so solle ich mich nur zu einer solchen Freundin halten, nicht mehr zu ihr.«

»So lass es nun auch für diesmal so sein«, sagte die Mutter, »du bist ihr immer wider nachgegangen, und das war recht. Nun lass ihr den Willen. Loneli sollte sie nicht lumpig nennen, das ist sehr unrecht; so ehrenhaft und ordentlich wie die Apollonie und ihre Enkelin sind recht wenige unserer Leute.«

Mea hätte der Mutter gern noch allerlei geklagt; denn sie hatte das Bedürfnis, alles vor die Mutter zu bringen, was sie bewegte; aber sie sah, dass sie ihre weiteren Mitteilungen auf eine stille Stunde der Abendzeit sparen musste.

Eben war Bruno hereingekommen und hatte sich gleich an die Mutter gewandt. »Was hat der Herr Pfarrer geschrieben, Mutter?« fragte er gespannt, »hat er die Pflaumendieberei entdeckt?«

»Vielleicht, den Entschluss würde diese nicht herbeigeführt, wohl aber vielleicht befördert haben. Da lies«, sagte die Mutter, ihm den Brief übergebend.

»Das ist nun eigentlich nicht so schlimm«, fand Bruno, nachdem er den Brief gelesen hatte, »du musst mich nun nach der Stadt schicken, und so komme ich doch endlich los von den zwei, mit denen ich einmal nicht zusammen sein kann. Du weisst, dass sie gemeines Zeug treiben, und was gemein ist, gefällt ihnen.«

»Aber sie gehen ja natürlich auch nach der Stadt, da seid ihr wieder zusammen und niemand ist da, der sich um dich kümmert und auf den du hörst«, jammerte die Mutter.

»Da sei du nur ganz ohne Sorge, Mutter; die Stadt ist gross, da kommen wir nicht so nah zusammen wie hier; von denen will ich mich fern genug halten, da kannst du ruhig sein«, tröstete Bruno.

Kurt war heute von seinen Gedanken und bevorstehenden Anordnungen so sehr in Anspruch genommen, dass er am Mittagessen vor lauter Nachsinnen es nicht bemerkte, als sein bevorzugtes Gericht erschien. Lippo schaute ihn ernsthaft an: »Jetzt gibst du nicht einmal acht, wenn doch Apfelstrudel auf den Tisch kommt«, sagte er vorwurfsvoll; denn solche Gleichgültigkeit kam ihm wie ein Unrecht vor.

Aber selbst den Apfelstrudel schluckte Kurt heute in Zerstreutheit hinunter, und sowie dies geschehen war, fragte er die Mutter, ob er gleich wieder gehen dürfe, er habe vor Beginn der Schule noch so vieles mit seinen Freunden zu ordnen. »Nachher will ich dir dann alles erzählen, Mutter; es ist etwas Rechtes, was getan sein muss«, versicherte er, »wenn ich jetzt nur fort kann.« Dann stürzte er, da die Mutter Erlaubnis gegeben hatte, davon und, beim Schulhaus angekommen, mitten in die Bubenschar hinein, die seiner hier harrte. Bevor aber ausgeführt werden konnte, was er jetzt mit ungeheurer Anstrengung in die Menge hineinschrie und erklärte, mussten noch zwei lange Stunden auf den Schulbänken abgesehen werden. Sie wollten heute nicht zu Ende gehen.

Lux, der lustige Küsterbub, der viel lieber das Glockenseil zog und sich davon in die Höhe schnellen liess, als dass er auf der Schulbank sass, zupfte seinen Nachbar am Ärmel: »Wie spät ist es, Marx?«

»Weiss nicht.«

»Marx«, flüsterte Lux wieder, »der zweite Auszug wird viel lustiger sein als der erste. Ich freue mich viel mehr auf den zweiten, und du?«

»Du kannst dich zu allererst auf die Schandbank freuen, wenn du nicht schweigst«, gab Marx zurück, indem er aus den Augenwinkeln zum Lehrer hinüberschielte. Wirklich hatte dieser eben die Augen forschend auf die Seite der Flüsternden gewandt. Jetzt duckte sich Lux auf sein Heft nieder und schwieg. Endlich schlug die ersehnte Stunde, und in wenigen Minuten stand der ganze Schwarm draussen. Mit vielem Lärm, aber so regelmässig, als es in der grossen Eile möglich war, ordnete sich nun ein langer Zug und bewegte sich dann mit ziemlichem Getümmel dem Häuschen der Apollonie zu. Hier wurde halt gemacht. Kurt bestieg die aufgeschichteten Baumstämme, die am Strässchen lagen, und stellte sich hochaufgerichtet auf den obersten, während nun alle anderen sich in einem Knäuel um ihn drängten. Die Apollonie machte ein wenig das Fenster auf, stellte sich aber dahinter; sie musste aber erst wissen, was es geben sollte. Loneli stand hinter ihr, es war atemlos eben angekommen; denn es hatte gehört, es komme ein Zug vor der Grossmutter Haus.

»Frau Apollonie«, rief jetzt Kurt mit lauter Stimme, »wir sind zwei ganze Klassen, und wir sind alle gekommen, um Ihnen zu sagen, dass das Loneli nicht schuld war, dass es auf der Schandbank sitzen musste, das kam nur aus den guten Eigenschaften seines Charakters her. Aus lauter Höflichkeit und Dienstfertigkeit hat es eine Frage beantwortet, die jemand getan hatte, und als der Lehrer wissen wollte, wer geschwätzt hatte, hat es aufrichtig sich genannt; aber es hat nicht sagen wollen, dass es nur geantwortet habe; denn sonst hätte es jemand angeben müssen. Nun wollen wir Ihnen das alles sagen, damit Sie nie mehr denken, es sitze eine Schande auf Loneli,

sondern dass Sie das Loneli betrachten, wie wir es tun, und wissen, dass es eines der freundlichsten und gefälligsten Kinder von der ganzen Schule ist.«

»Hoch das Loneli!« rief auf einmal der Lux mit solcher Wucht in die Luft hinaus, dass die ganze Schar unwillkürlich losschrie: «Hoch das Loneli!« und das Echo laut vom Schlossberg her nachhallte: »Das Loneli.«

Jetzt öffnete die Apollonie das Fenster ganz, streckte den Kopf hinaus und rief hinüber: »Ihr seid brave Kinder, dass ihr es nicht haben wollt, dass eine Schande auf dem Loneli sitze, und ihr es rechtfertigt, und ich danke euch. Und ich möchte euch auch eine Freude machen, wartet einen Augenblick.«

Dann verschwand die Apollonie vom Fenster und bald nachher trat sie aus der Haustür mit einem grossen Korb voll frisch duftender Äpfel am Arm. Diesen stellte sie vor die Kinder hin und sagte ermunternd: »Nun greift zu!«

»Potztausend!« rief der Lux aus, als er seinen saftigen Apfel unter den Zähnen hatte, »die kenn ich, die wachsen nur auf dem Schlossgut, dort an den zwei Bäumen rechts in der Ecke beim Lattenhag. Weisst du, Kurt«, sagte er dann vertraulich, »mich nimmt's nur wunder, wie sie einen solchen Korb voll erwischen konnte, ohne..., du weisst« - dabei machte er die unverkennbare Gebärde des Herrn Trius mit dem wohlbekanntem Züchtigungsmittel.

»Was meinst du denn!« fuhr ihn Kurt entrüstet an, »die Frau Apollonie musste die Äpfel nicht erwischen, Herr Trius kann ihr schon ein paar Körbe voll Äpfel geben für alle Hemden, die sie ihm näht und flickt.«

»Ah so, das ist etwas anderes«, sagte Lux, eines Besseren belehrt.

In kürzester Zeit war der grosse Korb voll duftender Äpfel geleert, und nach vielen Ausrufungen des Dankes stob die Schar nach allen Richtungen auseinander, jedes dahin, wohin es gehörte. Kurt eilte so rasch davon, dass keiner ihn eingeholt hätte. Jetzt galt es, seine Schularbeiten schnell fertigzubringen; denn für später war ja ein zweiter Ausmarsch geplant. Bei der Haustür angelangt, bemerkte er, dass hinter ihm die Frau Amtsrichter einherschritt und dem Hause nahte. Er rannte zu, riss die Tür der Wohnstube auf und rief hinein: »Räumt das Mätzli aus dem Wege, sonst kommt sicher wieder etwas Schreckhaftes zum Vorschein, aber schnell!« dann lief er wieder weg. Bruno und Mea, die an ihren Beschäftigungen im Zimmer sassen, fanden es nicht für nötig, Kurts Befehl Folge zu leisten, konnte er doch selbst tun, was ihm so notwendig schien; sie blieben beide sitzen. Mätzli war schnell aufgestanden und schaute mit grossen Augen erwartungsvoll nach der Tür, was sich nun ereignen würde. Jetzt trat die Frau Amtsrichter ein.

»Warum kommt etwas Schreckhaftes zum Vorschein, wenn die Frau Amtsrichter kommt?« fragte Mätzli mit lauter Stimme.

Mea stand schnell auf und zog das Mätzli zur Tür hinaus; sie wolle die Mutter holen, sagte sie, um ihren eiligen Rückzug ein wenig zu erklären. Sie musste doch das schreckliche Mätzli entfernen; man konnte ja nicht wissen, was es noch alles sagen würde. Gerade wo es am wenigsten am Platze war, brachte es seine ärgsten Einfälle an. Die Mutter war schon auf dem Wege und trat eben ein, als Mea mit Mätzli hinauslief. Jetzt huschte ihnen auch Bruno schnell nach; er hatte nur gewartet, bis die Erscheinung der Mutter auch ihm die Flucht erlaubte.

»Ihre Kinder sind wirklich ein wenig sonderbar, Frau Pfarrer«, begann die Frau Amtsrichter, »ich muss es jedesmal wieder denken, wenn ich mit ihnen zusammenkomme. Was hilft's, dass Sie so viel Ermahnungen geben? So wie die Art ist, kommt sie doch heraus. Keines meiner Kinder hat

sich je so überfrei, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen, ausgedrückt, wie Ihr kleines Töchterchen jetzt schon.«

»Es tut mir sehr leid, dass Sie mir das sagen müssen«, erwiderte Frau Maxa, »sollte nicht das Kind, ohne es zu wissen ein überfreies Wort gesprochen haben? Ich hoffe, von den grösseren Kindern haben Sie so etwas doch noch nie erfahren.«

»Nein, das will ich nicht sagen«, entgegnete die Frau Amtsrichter; »aber das Predigen haben sie alle ein wenig geerbt, besonders Ihre Tochter Mea. Kinder können doch auch mal ungleicher Ansicht sein, ohne dass das eine das andere immer abzukanzeln braucht.«

»Auch meine Kinder sind öfters ungleicher Ansicht; aber ich könnte nicht sagen, dass sie einander gerade in Predigtform widerlegen«, sagte Frau Maxa.

»Mea hat wirklich die Art, sie wird darum immer mit ihren Freundinnen in Zerwürfnisse geraten. Von unserem Herrn Pfarrer werden Sie ja auch den Absagebrief erhalten haben?« Hier ging die Frau Amtsrichter in einen weniger gestrengen Ton über.

Frau Maxa bejahte die Vermutung.

»So ist ja die vorausgesehene Veränderung nun wirklich da«, fuhr die Frau Amtsrichter fort, »und mein Mann war einig mit mir, dass gleich gehandelt werden sollte. Er reist nun morgen nach der Stadt, eben ist er fort; denn er will auf dem Wege noch seine Schwester besuchen. In der Stadt wird er dann gleich ein gutes Haus aussuchen, wo die drei Kameraden im Herbst einziehen können.«

»Sie wollen doch nicht sagen, dass der Herr Amtsrichter gleich auch für Bruno Quartier bestellen wird!« sagte Frau Maxa mit Schrecken.

»Doch ja, darum schickt mich mein Mann zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, dass er das gern für Sie tut«, erwiderte beruhigend die Frau Amtsrichter; »er ist ja natürlich überzeugt, dass Sie froh sind, wenn er alles gut in Ordnung bringt, so wie es ihm und Ihnen gefallen kann.«

»Aber ich bin ja noch gar nicht vorbereitet, Frau Amtsrichter, noch habe ich gar nicht darüber mit meinem Bruder gesprochen, und Sie wissen ja, er ist der Vormund der Kinder.« Frau Maxa konnte ihre Aufregung nicht verbergen.

»Sie können ganz ruhig sein, auch daran haben wir gedacht«, sagte die Frau Amtsrichter mit überlegenem Lächeln. »Die Schwester meines Mannes wohnt ja nicht weit weg von Herrn Falk in Sils; mein Mann nahm sich darum vor, auch ihn zu besuchen und alles mit ihm zu besprechen.«

Ein wenig wurde Frau Maxa beruhigt durch diese Mitteilung; ihr Bruder wusste ja, wie es jetzt schon zwischen den zusammengezwungenen Studiengenossen stand, und auch, wie wenig sie ein Zusammenleben der drei wünschen konnte. Aber es stieg doch wieder in ihr auf: Warum sollte doch ein solches erzwungen werden?

»Eigentlich begreife ich nicht, warum die drei Jungen zusammenwohnen sollen«, sagte sie lebhaft, »ihre Freundschaft ist nicht so gross, dass sie selbst diesen Wunsch hatten; denn sie suchen sich gegenseitig niemals auf, und Sie selbst, Frau Amtsrichter, haben von der Art meiner Kinder keinen so besonders günstigen Eindruck, dass Sie das stete Zusammenleben mit einem von ihnen für Ihre Jungen wünschen sollten.«

»Es schickt sich nicht anders«, entgegnete die Frau Amtsrichter, »das findet auch mein Mann. Was würde man auch in der Stadt sagen, wenn die Söhne der beiden angesehensten Familien hier, und dazu Studiengenossen, nicht einmal zusammenwohnen würden. Man müsste ja denken,

da sei etwas Besonderes zwischen die Familien gekommen, anstatt dass beim Zusammengehören beide Teile im Ansehen gewinnen werden.«

»Ich glaube kaum, dass es in der Stadt Aufsehen machen wird, was die drei Jungen tun«, sagte Frau Maxa ein wenig lächelnd.

In diesem Augenblick wurde die Tür weit aufgeschlagen, und mit frohlockendem Gesicht, ganz so, als wollte es sagen: »Seht, wen ich euch da bringe«, stand Mätzli auf der Schwelle, die Apollonie an der Hand führend. Diese wich eilig wieder zurück.

»Nein, nein, Mätzli«, sagte sie erschrocken, »du hättest mir sagen sollen, dass Besuch da ist!«

Die Frau Amtsrichter hatte sich erhoben, um sich zu verabschieden. »Es scheint, derartige Besuche werden von Ihren Kindern mit besonderer Freude herbeigeführt! Es ist ein eigener Geschmack«, sagte sie, der Tür zugehend.

»Apollonie ist eine alte Bekannte unseres Hauses. Die Kinder sind ihr wirklich alle sehr zugetan, vielleicht ist dies auch ein Erbteil«, erwiderte Frau Maxa lächelnd.

»Das eine will ich doch noch bemerken«, sagte die schon auf der Schwelle Stehende, sich noch einmal umwendend. »Was Ihr Kurt heute mit seiner Bande wenig auserlesener Mitschüler vor dem Hause der Apollonie aufgeführt hat, kann man doch nicht anders als einen Spektakel nennen.«

Noch wusste Frau Maxa nicht, was Kurt verübt hatte; sie bat um Aufklärung. Aber die Frau Amtsrichter wandte sich nun zum Gehen; sie meinte, soviel darüber zu sprechen wäre nicht der Mühe wert. Sobald das Feld frei war, schoss Mätzli aus einem Hinterhalt hervor, die Apollonie nach sich ziehend, die sich nun sehr entschuldigte, dass sie so an die offene Tür herangekommen war. Sie hatte eben Mätzli gesagt, sie möchte zur Mutter, und es hatte sie ohne weiteres dahin gebracht. Sie sei gekommen, um der Frau Pfarrer etwas mitzuteilen, was diese gewiss kaum glauben werde; aber es sei wirklich geschehen.

Frau Maxa fand für gut, hier die Apollonie zu unterbrechen. Denn das Mätzli horchte schon mit beiden Ohrlein auf, was kommen werde.

»Mätzli, geh hinüber«, sagte die Mutter, »Lippo soll mit dir spielen, bis ich komme.«

»Sag mir's dann nachher auch, Apollonie«, ordnete Mätzli noch an, da es doch jetzt fort musste, um zu spielen.

Die Mitteilungen der Apollonie dauerten lange. Es war später als gewöhnlich, als man sich zum Abendessen setzen konnte, erst jetzt hatte sie sich entfernt.

Kurt verschlang sein Essen mit allen Zeichen der Ungeduld. Sobald es anging, stürzte er fort; noch hatte er der Mutter versprechen müssen, nicht spät heimzukehren. Nun galt es erst, die guten Freunde zu treffen, die sich alle zu dem Streifzug verbündet hatten. Als Kurt sich dem Sammelplatz näherte, war er ein wenig enttäuscht. Schon war die Dämmerung eingetreten; aber er konnte deutlich erkennen, dass nur eine geringe Anzahl von den Verbündeten sich eingefunden hatte; das war durchaus nicht die Schar von heute mittag, und doch hatten sich fast alle als Teilnehmer gemeldet, wenigstens die Buben.

»Sie fürchten sich! Sie fürchten sich!« schrien alle Stimmen miteinander dem Kurt entgegen, und nun wurde ihm berichtet, indem immer einer den anderen überschrie, dass viel mehr Buben dagewesen seien und auch Mädchen; aber wie es zu dunkeln angefangen habe, sei einer nach dem anderen entwichen und alle Mädchen bis auf vier.

»Das tut nun nichts, wir sind noch genug Leute«, sagte Kurt, »wer sich fürchtet, soll nur laufen! Nun können wir gleich gehen; denn es ist weit. Wir gehen nicht den bekannten Schlossweg hinan, dort passt natürlich der Herr Trius bis um Mitternacht allen Apfeljägern auf. Aber das ist nun gerade recht für uns, der darf nichts hören. Wir gehen auf die hintere Seite des Schlosses und steigen dort zum Wäldchen hinauf. Dort singen wir unsere Herausforderung erst einmal - dann Pause, dass der Geist Zeit hat, dann noch einmal - dann Pause, dann zum dritten und letzten Mal. Nun wäre natürlich der Geist erschienen, wenn es einen gäbe; denn er liesse sich nicht von uns hänseln, das begreift ihr; wenn er nun aber nicht erschienen ist, dann wollen wir allen Menschen erzählen, was wir getan haben, dass sie sehen, es ist alles Aberglauben, und es gibt keinen Geist von Wildenstein, der umherwandert. Jetzt vorwärts!«

Voller Übermut und Unternehmungslust zog die Gesellschaft aus. Zu fürchten gab es nichts. Der Geist war abgetan, das hatte Kurt ja bestimmt angezeigt. Und nun hinzugehen und dem Abgetanen das so recht laut vorzusingen und dann die Tat überall zu verkünden, das war ein Hauptspass: Immer rascher ging es vorwärts, nicht die Hälfte der gewohnten Zeit nahm der Weg in Anspruch. Es wurde dunkel; aber nun trat der Mond aus den Wolken und leuchtete fröhlich über die Felder.

Jetzt war die hintere Seite des Schlossbergs erreicht, man stürmte die Höhe hinan. Nun ging es in den Föhrenwald hinein. Er war nicht sehr gross; aber die Bäume standen dicht aneinander. Es war recht dunkel hier, dazu ging der Mond wieder hinter die Wolken. Die laute Schar wurde stiller, immer stiller. Da und dort schlich einer auf die Seite und kam nicht wieder zum Vorschein. Drei der Mädchen flüsterten eine Weile geheimnisvoll miteinander, dann waren sie verschwunden. Die vorderen schauten nicht zurück, sie liefen den vordersten nach; hinter ihnen knisterte es so sonderbar im Gesträuch. Ganz vorn war Kurt mit Lux und dessen unternehmender Schwester Clevi.

Wie es so still wurde, kehrte sich Kurt um.

»Kommt doch nach, wo seid ihr denn alle?« rief er zurück.

»Wir kommen ja«, entgegneten drei Stimmen, es waren die Zunächstfolgenden, Marx, Hans und Simi, dann kamen Stöffe und Rudi noch nachgelaufen, dann kam nichts mehr. Die vordersten hielten an.

»Wo ist denn der ganze Trupp?« fragte Kurt. »Wir wollen warten, dass sie nachkommen, oben müssen wir alle zusammensein.« Es kam niemand mehr nach. Auf Kurts Rufen kam keine Antwort, nur eine Eule heulte ein wenig.

»Die sind fort, die haben sich sicher gefürchtet«, sagte Marx, »am Anfang vom Walde waren wir noch alle beisammen.«

»Ihr Feiglinge, ihr«, rief das erboste Clevi, »sich vor den Bäumen zu fürchten, das ist auch lustig.«

»Wir werden uns wohl nicht fürchten, sonst wären wir nicht mehr da. Ruf doch denen nach, die nicht mehr da sind«, rief der Marx zurück.

»Kommt, kommt, vorwärts!« befahl Kurt, »wir sind doch noch acht, wir singen dann um so lauter.«

Nun ging's rasch weiter. Jetzt wurde das Wäldchen lichter, man musste dem Ausgang nahe sein. Richtig, dort schaute einer der alten grauen Türme durch die Bäume, man war dem Schloss nahegekommen.

»Hier wird haltgemacht; wir treten nicht aus dem Wald heraus«, sagte Kurt. »Der Geist von Wildenstein kann zu uns herankommen, wenn er auf der Terrasse spazierengeht. Jetzt angestimmt.«

Kurt begann, und alle stimmten mit vollen Kräften ein:

»Heraus du Geist von Wildenstein,
Denn wir sind keine Hasen;
Wir kommen heut im Mondenschein,
Ein Liedlein dir zu blasen.
Heraus, heraus! Wir freu'n uns sehr,
Denn fürchten tut dich keiner mehr!«

Jetzt war's wieder still, ringsum ganz still, nur oben in den alten Föhren säuselte der Nachtwind. Zwischen den Bäumen durch konnte man nach der Terrasse hinübersehen. Der Mondschein lag hell darauf; still und leer lag der ganze Platz vor dem Schlosse.

»Wir müssen noch einmal singen, er hat uns nicht gehört«, sagte Kurt, »wenn er diesmal keine Antwort gibt, so werden wir ihm sagen, was wir wissen. Mit ungeheurer Macht wird dann der Schlusschor gesungen:

Hurra, hurra! Stimmt alle ein,
Es gibt keinen Geist von Wildenstein!

Also noch einmal angefangen.«

Jetzt sang das stimmbegabte Clevi eifrig los: »Heraus, du Geist von Wildenstein ->

Und die Buben fielen donnernd ein: »Denn wir sind keine Hasen ->

»Was kommt denn dort zu Vorschein? Was könnte das sein?« Kurt starrte nach der Terrasse.

Mit langsamen Schritten kam über die Terrasse eine so hohe Gestalt herangewandelt, dass es kein Mensch sein konnte; aber es war kein Baum, es bewegte sich ja ganz langsam, es kam wirklich dem Walde zu. Sah er denn auch wirklich recht, oder war es der Mondschein, der nur einen beweglichen Schatten warf?

In diesem Augenblick machte plötzlich der grosse Marx kehrt und stürzte davon, alle vier anderen ihm nach im Galopp. Nur Lux und Clevi standen noch fest neben Kurt.

Die schreckliche Gestalt kam näher und näher. Jetzt fiel der helle Mondschein auf den Wandelnden. - Er war gepanzert, das war deutlich zu erkennen; der Panzer glänzte im Mondlicht, wie der hohe Helm mit dem wehenden Federbusch. Ein langer Mantel hing von den Schultern zu den hohen Reiterstiefeln herab und verhüllte zur Hälfte die ungeheure Gestalt. Konnte das ein Mensch sein? Nein, unmöglich, so schreckhaft gross konnte kein lebender Mensch sein. Stumm, gemessenen Schrittes kam er jetzt gerade auf die alten Föhren zu, unter denen die drei lautlos stauenden Sänger standen.

Plötzlich stürzte Lux zwischen den Bäumen durch und flog wie ein Rasender den Waldhang hinab. Clevi schaute noch einmal mit weit aufgerissenen Augen den langsam Herannahenden an; so recht sehen, wie er aussah, wollte es doch gern, dann stürzte es dem Bruder nach.

Nun stand Kurt allein, und der Schreckliche kam wirklich heran. Mit einem furchtbaren Sprung flog Kurt auf die Seite, aus dem Wäldchen heraus, den Weisen zu, jagte den Berg hinab, setzte über die Hecke, dann noch über eine und stürzte weiter, bis er am Garten des heimatlichen Hauses stand, wo ihm aus der Wohnstube ein friedlicher Lichtschimmer entgegenblickte.

Jetzt atmete er tief auf und lief hinein. Die Mutter kam ihm unter der Tür entgegen.

»Ah, du bist's, Kurt«, sagte sie freundlich, »ein wenig spät kommst du doch. War denn der Mondschein gar so schön, dass ihr euch so schwer davon trennen konntet? Oder gefiel euch das nächtliche Jagen sonst so gut? Aber du bist ja noch ganz ausser Atem, Kurt! Komm, setz dich noch einen Augenblick zu mir nieder, dann gehst du zu Bett, die anderen sind soeben dahin verschwunden.«

Was dem Kurt sonst da liebste war, sich so allein zur Mutter hinzusetzen und ihre ganze Aufmerksamkeit für sich und seine Mitteilungen zu haben, das konnte er jetzt nicht geniessen. Die Mutter könnte ja weiter nach seinem Spaziergang fragen, was sollte er dann sagen? Er wollte lieber gleich zu Bette gehen, sagte er, und die Mutter begriff es gut, dass er nach so atemlosem Laufe gern zur Ruhe ging. Erst jetzt, da Kurt ruhig und sicher in seinem Bette lag, konnte er nachdenken über das, was sich ereignet und wie er sich dabei benommen hatte.

Es gab ja doch keinen Geist, der da umherwanderte, das hatte doch die Mutter so bestimmt gesagt. Wen hatte er denn da oben in Panzer und Helm und langem Reitermantel gesehen? Herr Trius war es jedenfalls nicht; denn der kurze, dicke Mensch und der baumhohe Nachtwanderer konnten nicht dieselbe Person sein. Aber konnte denn nicht eine Wache oben umhergehen müssen? Vielleicht hatten die alten Schlossherren von jeher gewollt, dass die Wache so gepanzert einhergehe. Wenn er doch nur nicht so fortgelaufen wäre! Er hätte ja ganz gut die Wache herankommen lassen können und dann erklären, was er zu tun im Sinne gehabt hätte. Die Beseitigung des alten Aberglaubens hätte ja dem Wachestehenden nur gefallen können. Hätte er doch so gehandelt!

Jetzt, da Kurt so sicher unter der Decke lag und Bruno neben ihm so laute, seine Nähe verkündende Atemzüge zog, fand es Kurt so leicht, in solcher Weise zu handeln; hätte er es doch nur getan. Nur das eine war ihm doch unbegreiflich: wie konnte ein wirklicher Mensch so erschreckend gross sein? Es war doch fast unmöglich; zuinnerst fühlte Kurt ganz deutlich, es war wirklich unmöglich.

»Wenn ich doch nur mit der Mutter darüber sprechen könnte!« seufzte er bei sich; aber er musste sich ja so schrecklich schämen. Die Mutter hatte ihm so bestimmt gesagt, sie wolle nicht, dass er sich mit dieser Sache abgebe, und wenn er ja auch nur erreichen wollte, dass der Aberglaube vertilgt werde, so hatte er doch ihren Worten zuwider gehandelt, und was hatte er nun erreicht? Erst recht würde morgen das ganze Dorf davon voll sein, der Geist von Wildenstein gehe wieder um, und er wusste gar nicht, was er dagegen sagen sollte. Wenn nur die furchtbare Grösse nicht gewesen wäre!

Als die Mutter später von einem Bett der Kinder zum anderen wanderte, wie sie immer tat, blieb sie bei Kurt länger stehen; denn er stöhnte jämmerlich im Schlaf, dass sie dachte, er sei unwohl.

»Kurt«, sagte sie leise, »tut dir etwas weh?«

Er erwachte: »Oh, bist du's, Mutter?« sagte er, ihre Hand ergreifend, »ich habe geglaubt, der Geist von Wildenstein strecke seinen furchtbar langen Arm nach mir aus.«

»Du hast geträumt, denk nur an solches Zeug auch am Tage nicht«, sagte die Mutter freundlich. »Hast du auch dein Nachtgebet gesagt nach allen unruhigen Gedanken des Tages?«

»Nein, es kam mir noch soviel in den Sinn, und dann habe ich es vergessen«, gestand Kurt.

»Tu es jetzt, dann wirst du ruhig einschlafen«, sagte die Mutter. »Aber Kurt, vergiss eines nicht, der liebe Gott hört unser Gebet nur dann an und tröstet und beruhigt uns, wenn wir erst unser

Herz ganz vor ihm aufschliessen und kein Unrecht vor ihm verbergen wollen. Das weisst du ja, Kurt, nicht wahr?«

Kurt stöhnte leise: »Ja.«

Die Mutter gab ihm den Gutenachtkuss und verliess ihn.

Schwere Luft

Schwere Luft

Seit einigen Tagen war es, als ob im Hause der Frau Maxa ein Druck auf allen Gliedern läge, so dass die gewohnte Fröhlichkeit gar nicht mehr aufkommen konnte. Die Mutter selbst ging schweigsamer als gewöhnlich umher. Der Gedanke, wie es nun mit Bruno kommen sollte, lag ihr schwer auf dem Herzen. Sie hatte an ihren Bruder geschrieben, er möchte doch bald kommen, damit sie die Sache besprechen und gemeinsam einen Entschluss fassen könnten. Er hatte geantwortet, dringende Geschäfte zwängen ihn sofort zu einer Reise nach Süddeutschland, doch werde ja nach seiner Rückkehr noch vollauf Zeit dazu da sein, die Sache in Ordnung zu bringen.

Den Bruno, der um die Sache wusste, hatte die Möglichkeit eines gemeinsamen Wohnens mit den zwei Studiengenossen so aufgeregt, dass er heimlich die kühnsten Pläne schmiedete, um solch unerträglichem Zustand entgehen zu können. Warum sollte er nicht einfach verschwinden, wie der junge Baron von Wallerstätten getan hatte, und nach Spanien reisen? Freilich hatte wohl der Herr vom Schloss droben Geld mitzunehmen gehabt, er aber hatte keines. Aber er konnte sich als Schiffsmatrose anstellen lassen und nach China oder nach Australien fahren und dort die Merkwürdigkeiten des Landes und der Einwohner studieren und dann grosse Werke darüber schreiben, so hatte er eine einträgliche Arbeit. Oder konnte er sich nicht einer Gesellschaft herumreisender Sängers anschliessen? Die Mutter hatte ja gesagt, seine Stimme klinge gut, sie wünschte, dass er später Unterricht im Gesang nähme. Mit gerunzelter Stirn konnte Bruno ganze Abende ohne ein Wort zu sprechen dasitzen und seinen Plänen nachsinnen; denn es kostete eine grosse Anstrengung, zu unterscheiden, welcher von allen der beste sein möchte, und dann noch den Weg auszufinden, wie er ausgeführt werden könnte.

Auch auf der Stirn der Mea hatten sich dichte Wolken gelagert; doch war sie dabei nicht so schweigsam wie ihr Bruder. Alle Augenblicke entfuhr ihr ein Ausruf einmal des Schmerzes und einmal der Entrüstung. Wie war es ihr aber auch ergangen?

Als ihre Familie von Sils herauf nach Nollgrund kam, um sich hier niederzulassen, da hatte Elvira sich gleich alle Mühe gegeben, der Mea näherzukommen und Freundschaft mit ihr zu schliessen.

Die Frau Amtsrichter liess eine Einladung nach der anderen ergehen, um den Freundschaftsbund zu beschleunigen, ganz so, wie sie es mit Bruno tat, der auch der nahe Freund ihrer Söhne werden sollte. Freilich, Bruno hatte von Anfang an erklärt, mit den beiden wollte er nicht Freundschaft schliessen, und dass er dieselben Unterrichtsstunden mit ihnen zu nehmen hatte, führte zu nie endenden Kämpfen und Kriegsszenen. Aber Mea hatte ein freundschaftsbedürftiges Herz.

Sie war übergelukkig über das Entgegenkommen der Familie Knippel und gab sich gleich mit vollem Vertrauen und den wärmsten Gefühlen der neuen Freundin hin. Freilich zeigten sich bald grosse Verschiedenheiten im Wesen und in den Anschauungen der Freundinnen; aber das störte Mea erst gar nicht in ihrer schwärmerischen Freude, eine Freundin gefunden zu haben. Nach und nach würden sie sich dann wohl verstehen, dachte sie, wenn sie nur erst recht nahe Freundinnen würden, dann würden sie alles ganz gründlich miteinander besprechen und natürlich ganz einig werden. Jetzt kannten sie einander doch noch nicht so recht. Aber je näher nun die Freundinnen bekannt wurden, je mehr und je tiefergreifende Verschiedenheiten kamen zutage, und der

Versuch, sich darüber zu verständigen, endete regelmässig in weiterem Auseinanderkommen.

Frau Maxa suchte ihre Kinder nicht nur gegen alles Unrecht und Böse mit Abscheu zu erfüllen, auch alles, was unschön und unedel war, alles Gemeine, das ihr in der Seele zuwider war, suchte sie von ihren Kindern fernzuhalten, ihnen Widerwillen dagegen einzupflanzen. Wenn nun Mea in solchen Dingen auf eine andere Auffassung bei Elvira traf, so hatte sie die Überzeugung, im Recht zu sein, die Mutter hatte ihr ja ihre Anschauung beigebracht. Es musste die rechte sein, und Elvira musste davon überzeugt werden. Dann kehrte Elvira sich von ihr ab, sie wolle keine Predigten, sagte sie.

So war aus der Freundschaft immer noch nicht geworden, was Mea meinte und trotz aller Widerreden des Bruders Kurt immer noch erhoffte. Seit dem Vorgang mit Loneli und den Worten, die Mea in ganz guter Absicht gesagt hatte, weil Elvira ja ihre Freundin war, hatte diese nie mehr mit ihr gesprochen und verharrte durchaus in ihrem Zustand des Grollens. Mea war keine Schmollnatur. Wenn sie sich beleidigt fühlte, dann erstürzten ihr die Worte der Empörung wie einem Krater die feurigen Lavasteine. Nachher war's wieder gut. Nun musste sie Tag für Tag mit der fort und fort Schmollenden stundenlang auf derselben Schulbank sitzen, dann wieder - ohne ein Wort zu hören und zu sprechen - sich von ihr entfernen. Dieser Zustand war ihr jetzt schon fast unerträglich geworden, und so sollte es nun fortgehen?

Mea stöhnte auf bei dieser Aussicht. Über eines war sie froh in dieser Zeit der Bedrängnis, darüber, dass Kurt in einer so seltsam gedrückten Stimmung war, dass er kaum sprach, sonst hätte er gewiss schon mehrere schreckliche Lieder auf ihre Erlebnisse in der Freundschaft und auf die schmollende Elvira gemacht.

Wirklich ging auch Kurt, der sonst immer fröhliche, seit einiger Zeit so gedrückt umher, als ob er ein schweres Gewicht mit sich zu tragen hätte. Er hatte der Mutter absichtlich etwas verschwiegen. Das wurde nun immer schwerer und schwerer in ihm, darum sah er so gedrückt aus. Warum hatte er auch nicht gleich alles bekannt? Aber die Mutter hätte ihm doch nicht geglaubt, dass er eine Gestalt gesehen hätte, die kein Mensch sein konnte, und er hatte sie doch gesehen. Und dass er schuld daran war, dass nun erst recht alle Leute in Nollagrund an den Geist von Wildenstein glaubten, nachdem die wunderbare Erscheinung gesehen worden war, das kam ihm vor wie ein Verrat an der Mutter; er durfte sie kaum mehr recht anblicken. Oh, wenn er sich doch zu helfen wüsste und wieder froh werden könnte! Das war der einzige Wunsch, der sein Herz erfüllte.

Nur Lippo und Mäzli gingen vergnügt ihre gewohnten Geleise und wussten nichts von beschwerenden Gedanken.

Sobald Mäzli bemerkte, dass im Hause nicht alles mit der gewohnten Fröhlichkeit zuging, suchte es schnell für eine Weile in etwas andere Luft zu kommen; denn eine gedrückte Stimmung war nicht, was ihm behagte. Es wusste auch immer eine Zufluchtsstätte: »Nun muss ich gewiss wieder einmal Apollonie besuchen, Mama«, sagte Mäzli in kurzen Zwischenräumen, immer wieder mit Überzeugung, und die Mutter, die ein grosses Vertrauen in die schützende Hand der Apollonie setzte und auch wusste, wie willkommen ihr diese Besuche waren, liess das Mäzli öfters seinen Weg ziehen. Diesen fand es nun auch ganz gut allein und legte ihn immer ordentlich und ohne Abschweifungen zurück. Kam es dann am Abend wieder, meistens von Loneli begleitet, einen grossen Blumenstraus in der Hand - denn ohne dieses Geschenk liess Apollonie das Mäzli niemals ziehen -, dann hielt es schnell die Blumen der Mutter hin und rief: »Sie sind wieder da! Sieh nur, sie sind wieder da!«

Und die Mutter schaute erfreut den Strauss und sagte: »Ja, da sind die echten, alten, herrlichen

Resedablumen aus dem Schlossgarten wieder, die hat Apollonie in den ihrigen verpflanzt. Aber im Schlossgarten waren sie noch viel prächtiger, wie dort sind sie nirgends sonst zu finden.« Dann zog sie mit Wonne den süssen Blumenduft ein.

Mäzli steckte dann schnell sein Näschen auch in den Strauss und stiess einen Laut grösster Wonne aus.

Loneli hatte wieder so lustige Augen wie immer und war voller Fröhlichkeit. Seit Kurt seine Rede gehalten und mit all den anderen Schülern Lonelis guten Namen hergestellt hatte, war die Grossmutter wieder so gut mit ihm als nur je, und sagte niemals mehr ein Wort von der Schandbank. Loneli hatte eine solche Dankbarkeit im Herzen für Kurt, dass es nur immer dachte, wenn es ihn doch nur auch einmal aus einer Not erretten könnte. Es hatte wohl bemerkt, wie Kurt seit einiger Zeit gar nicht mehr war wie sonst, der Fröhlichste und Unterhaltendste von allen und der Anführer zu allen lustigen Taten. Was konnte ihn nur so niedergeschlagen machen? Ihn so zu sehen, tat dem Loneli leid, dass es immer nachgrübeln musste, was ihm begegnet sein könnte, das ihn so verändert hatte.

Loneli hatte ein vorzügliches Spürnäschen, und es war ihm bald aufgefallen, warum man denn nie recht deutlich vernehmen konnte, wie jener nächtliche Zug zum Schloss hinauf ausgefallen war.

Die Buben gaben immer nur dunkle Andeutungen, wie der Geist von Wildenstein mehr als je da droben zu sehen sei. Da aber keiner sagen wollte, dass er davongelaufen sei, bevor er ihn nur recht gesehen hatte, liessen sie alle am liebsten nur unbestimmte erschreckende Worte über die Sache fallen.

Auch das beherzte Clevi, das sonst so gern von seinen gefahrvollen Unternehmungen erzählte, wenn sie geglückt waren, schwieg mäuschenstill, und tat Loneli einmal eine ganz klare Frage in der Sache, die eine klare Antwort erforderte, dann lief Clevi davon, und Loneli konnte der Antwort nachsehen. Das musste einen Grund haben, und gerade seit jenem Abend, da Kurt kurz vorher so gut für Loneli gesorgt hatte und dazu noch so fröhlich gewesen war, hatte er sich so verändert.

Nun setzte sich Loneli alle seine Beobachtungen zusammen, und nun stieg auf einmal ein solcher Zorn in ihm auf, dass es noch am gleichen Tag, sobald die Schule zu Ende war, auf das erstaunte Clevi losstürzte und ausrief: »Ich weiss, was ihr getan habt, ihr habt dem Kurt nicht folgen wollen, und er war doch der Führer; aber ihr seid ihm davongelaufen, weil ihr euch gefürchtet habt, und habt ihm alles verdorben.«

»Ja, und er? Er hat sich auch gefürchtet!« rief Clevi nun auch aufgeregt zurück; denn der Vorwurf hatte es getroffen. »Ich habe wohl gesehen, in welchen furchtbaren Sprüngen er den ganzen Berg herabgestürzt kam.«

»Hat er sich denn wirklich gefürchtet, glaubst du? Aber wovor denn?« forschte nun Loneli.

»Ja, wovor! Du hast gut sagen: wovor! Du hättest nur die schreckliche Riesengestalt sehen sollen, die vom Schloss herkam.«

Und jetzt, da es einmal heraus war, dass man sich gefürchtet hatte, erzählte Clevi eingehend von dem furchtbar grossen gepanzerten Ritter mit den hohen Stiefeln, dem langen Mantel bis hinab zu den Stiefelrohren. -

»War der Mantel blau?« unterbrach das gespannt lauschende Loneli hier plötzlich.

»Es war ja ganz Nacht, was meinst du denn, da wird man die Farben wohl nicht so genau sehen«, sagte Clevi tadelnd; »aber blau oder grün, das ist nicht die Hauptsache, aber die Länge, die Länge, das sah ganz schreckhaft aus! Und auf dem Kopf hatte er einen hohen Helm, und auf dem Helm einen noch viel höheren schwarzen Federbusch, der winkte so schaurig einem zu!«

Ein Freudenschein blitzte in Lonelis Augen auf. Plötzlich schoss es davon wie ein Pfeil und flog dem Hause der Frau Maxa zu. Dort stand Kurt an der Weissdornhecke vor dem Garten, das Schulränzlein noch auf dem Rücken. Er war nicht, wie sonst seine Gewohnheit war, den anderen voraus heimgestürmt, um der Mutter seine Mitteilungen zu machen und sie noch allein für sich zu haben, bevor die anderen kamen.

Mit gerunzelter Stirn stand er da und rupfte ein Blatt nach dem anderen von der Hecke und schleuderte sie weg, als ob er mit jedem einen unangenehmen Gedanken fortwerfen wollte.

»Kurt«, rief Loneli schon von weitem, »wart nur, geh noch nicht hinein, ich muss dir etwas sagen.«

Als es nun neben ihm stand, war Loneli ein wenig verlegen.. Es fühlte ganz gut, was es zuerst sagen musste, würde so klingen, als ob es den Kurt ausfragen wollte; das hielt Loneli auf einmal zurück, es wusste gar nicht, wie es anfangen sollte.

»Sag du nur, was du von mir möchtest, Loneli«, sagte Kurt ermunternd, als es immer noch zögerte.

Jetzt begann Loneli.

»Ich habe dich fragen wollen, ob - ob - kannst du etwa darum nicht mehr recht lustig sein, weil es mit dem Geist oben beim Schloss so gegangen ist, und du doch wusstest, dass es keinen gibt?«

»Von dem will ich nichts mehr wissen, gar nichts«, sagte Kurt abweisen, riss hintereinander eine Menge Blätter von der Hecke und warf sie grimmig zu Boden.

»Aber«, fuhr Loneli ganz zahm fort, »wenn es doch nur ein Mensch war.«

»Ja, ja, das ist geschwind gesagt. Was willst du doch davon reden, Loneli, du hast ja gar nichts von ihm gesehen.«

Ungeduldig warf Kurt die letzten Blätter weg und wollte gehen. Aber Loneli gab noch nicht nach.

»Wart nur noch einen Augenblick, Kurt«, bat es, »ich habe ihn wohl nicht gesehen; aber Clevi hat mir erzählt, wie er aussah, und ich weiss, wie er's gemacht hat, dass er so gross war, und weiss auch, wo er den Panzer und den langen, blauen Mantel und den Helm mit dem hohen schwarzen Federbusch genommen hat.«

»Was!« fuhr Kurt auf und starrte Loneli an, als wäre es selbst ein rätselhaftes Gespenst, »wie kannst du davon etwas wissen?«

»Ja, gewiss, ich weiss etwas davon«, versicherte Loneli, »hör nur: meine Grossmutter war ja lange oben auf dem Schloss und hat mir soviel erzählt von allem, was sie dort erlebt hat. Da ist unten im Schloss ein grosser, alter Saal, wo alle Wände voll Waffen hängen und lauter solche Sachen und Panzer und Helme hängen überall herum, und in einer Ecke steht ein ganz geharnischter Ritter, der hat den Helm auf dem Kopf mit dem hohen, schwarzen Federbusch. Und wenn die jungen Herren vom Schlosse einen Hauptspass machen wollten, dann ging einer und nahm den geharnischten Ritter auf seine Schultern, und der lange Mantel wurde ihm über die Schultern gehängt und deckte dann den Träger noch bis zu den hohen Stiefeln herab, und die Gestalt sah so schrecklich aus, dass am hellen Tag alles davonlief, wenn sie plötzlich über die

Terrasse daherkam, und die zwei jungen Fräulein schrien laut auf, wenn sie mit einem Male den grässlichen Ritter erblickten, und das freute die jungen Herren noch besonders.«

»Oh, dann hat ihn ja meine Mutter auch gesehen und weiss ganz gut, wie er aussieht«, rief Kurt, plötzlich aus seinem Zustand atemloser Gespanntheit auffahrend.

»Ja natürlich, sie war ja eins der zwei Fräulein«, sagte Loneli.

»Aber jetzt ist ja gar niemand auf dem Schloss, als der Herr Trius, der konnte doch nicht gleich zur Stelle sein«, meinte Kurt. »Ich weiss ja, dass er jeden Abend bis ganz spät unten in den Wiesen herumschleicht und den Buben auflauert, die den Äpfeln nachstreichen. Und das ist so weit weg vom Wäldchen oben, dass er uns gar nicht hätte hören können.«

»Es war doch der Herr Trius, das kannst du glauben«, versicherte Loneli. »Meine Grossmutter hat schon oft gesagt, der Herr Trius wisse immer alles, was vorgehe, er stecke immer hinter den Hecken, und wo man es am wenigsten erwarte, komme er plötzlich zwischen den Bäumen hervor. Und du weisst wohl, die Buben haben schon manchen Tag vorher gewusst, was ihr tun wolltet, und die reisen nicht leise, und den Äpfeln sind sie jeden Abend nachgestrichen. Da kannst du wohl denken, dass der Herr Trius deutlich genug gehört hatte, was ihr im Sinne hattet.«

»Ja, das ist wahr, nun muss ich gleich zur Mutter«, rief Kurt und war schon auf dem Wege; aber er kehrte schnell noch einmal zurück. »Ich danke dir vielmals, Loneli«, sagte er, mit aller Macht die Hand der Freundin schüttelnd, »du hast mir einen so grossen Gefallen getan, wie du gar nicht weisst, dass du gekommen bist, mir das alles zu sagen. Gar nichts hätte mich so froh machen können, wie das, was du mir gesagt hast.«

Nun lief er ins Haus hinein, und Loneli hatte eine solche Freude im Herzen, dass es nur in hohen Sprüngen seinen Weg heim zur Grossmutter zurücklegen konnte.

»Wo ist die Mutter? Wo ist die Mutter?« stürmte Kurt auf den Lippo ein, den er im Hausflur traf und samt der grossen Wasserflasche, die Käthi ihm anvertraut hatte, fast umgerannt hätte.

»Man weiss wohl, wo die Mama ist, wenn man gleich zu Mittagessen muss, und du bist auch zu spät aus der Schule gekommen«, antwortete Lippo, sachte weitertrippelnd mit seiner zerbrechlichen Last.

»Das bin ich, Wächter der Ordnung«, lachte Kurt, an dem Kleinen vorbei der Wohnstube zurennend.

Nun konnte Kurt wieder lachen.

»Oh, seid ihr schon an dem«, rief er erstaunt aus, als sich hier alle anschickten, sich zu Tisch zu setzen. »Wie schade, ich hätte dir so gern noch etwas gesagt, Mutter!«

Sie schaute ihn fragend an. Lange hatte er nicht mehr seine dringenden Mitteilungen an sie zu machen gehabt, lange auch hatte sie die helle Stimme und die fröhlichen Augen bei ihm nicht mehr gesehen, wie sie jetzt wieder da waren.

»Nach Tisch, Kurt«, sagte sie freundlich, »du kommst auch so spät heute?«

»Ja, ich habe zuerst so ein wenig geschlendert«, berichtete Kurt, »und dann kam mir das Loneli nachgelaufen und hatte mir etwas zu erklären, das es herausgefunden hatte. Ich habe schon manchmal gesagt, das Loneli ist das gescheiteste Kind im ganzen Flecken Nollagrund und dazu noch das allerfreundlichste und gefälligste und dienstfertigste, das überhaupt zu finden ist. Und wenn es auch nur von einer einfachen Apollonie erzogen ist, so ist es inwendig viel feiner, als eine andere, die sich auswendig mit den schönsten Bändern und Blumen aufputzt, und ich wollte

lieber ein einziges Loneli, als tausend Elviren!«

Lippo hatte schon lange beunruhigt nach Kurts Teller geblickt.

»Da kommen schon die Bohnen herein, und du hast noch deinen ganzen Teller voll Suppe«, sagte er jetzt in Aufregung.

»Ich finde auch, Kurt, du tätest besser, nun an deine Suppe zu gehen, als solche Ungeheuerlichkeiten auszudenken. Wir sind ja ohnedies alle deiner Ansicht, dass Loneli ein besonders nettes und ein feinführendes Kind ist.«

»Gelt, Kurt«, fiel das beobachtende Mätzli ein, »weil du gestern und vorgestern und vorvorgestern so wenig geredet hast, darum musst du heute auf einmal so viel zusammenreden?«

»Gerade darum, du findiges Mätzli«, sagte Kurt lachend, und da nun alles wieder rüstig vor sich ging bei ihm, hatte er auch seine Suppe in kürzester Zeit bewältigt.

Erst nach der Schule, als die grösseren Geschwister an ihren Beschäftigungen sassen und die jüngeren einen Gang zur Apollonie unternommen hatten, konnte Kurt die Mutter ganz allein für sich gewinnen. Sie hatte verstanden, dass er gründlich mit ihr sprechen wollte, und hatte darum diese ruhige Abendstunde abgewartet. Jetzt machte Kurt ein ehrliches Bekenntnis seines Ungehorsams und suchte nicht mehr seine Tat damit zu rechtfertigen, dass er vorbrachte, er hätte ja nur der Mutter helfen wollen, den Aberglauben auszurotten. Nun konnte er auch ohne Rückhalt der Mutter sagen, wie schrecklich es ihn alle diese Tage gedrückt hatte, dass er nicht mit ihr sprechen konnte, weil er etwas auf dem Herzen hatte, das er nicht bekennen wollte. Einmal, weil er sich so sehr des kläglichen Ausgangs seiner Unternehmung schämte, und dann auch, weil er befürchtete, die Mutter würde ihm doch nun bestimmt wiederholen, es gebe keinen Geist von Wildenstein, und er hatte doch die ganze unerklärliche Erscheinung gesehen. Nun hatte Loneli etwas erzählt, das war ihm wie eine Erlösung, so musste ja die Mutter wissen, wie jene schreckliche Erscheinung aussah, und begreifen, dass er nicht glauben konnte, das könne ein Mensch sein.

»Aber gelt, Mutterchen, nun bist du nicht böse auf mich, dass ich das getan habe«, bat Kurt jetzt herzlich, »ich will gewiss nie mehr so etwas tun, wenn ich weiss, du willst es nicht; ich weiss nun schon, wie es peinigt. Ich wusste wohl, dass es die Strafe war, weil ich diese Sache angestiftet hatte, die dir nicht recht war.«

Nun die Mutter sah, dass Kurt sein Unrecht erkannte und die Strafe dafür demütig angenommen hatte, sagte sie ihm auch nichts Strafendes mehr. Was Loneli ihm von dem gepanzerten Ritter mitgeteilt hatte, bestätigte sie alles. Auch war sie ganz überzeugt, dass der überall wachsame Herr Trius längst entdeckt hatte, was Kurt mit seinen Freunden auszuführen gedachte, und dass er mit jener schreckhaften Erscheinung sie strafen und für immer verscheuchen wollte.

»Nicht wahr, Kurt«, schloss die Mutter, »darauf kann ich mich nun verlassen, dass du in Zukunft in keiner Weise mehr mit dieser Fabel vom Geist von Wildenstein etwas zu tun haben willst.«

Das konnte Kurt ehrlich versprechen; er hatte genug bekommen von seinem Versuch, den Geist wegzubeweisen. Dass dieser für ihn selbst nun wirklich abgetan und alles Unbegreifliche der Erscheinung aufgeklärt war, und besonders, dass Kurt wieder ohne alle Hemmung mit seiner Mutter verkehren konnte, machte ihn so glücklich, dass er mit einem lauten Freudengesang nach der Stube zu den Geschwistern zurückkehrte.

Frau Maxa war auch erfreut, dass ihr Kurt sich wieder zurechtgefunden und wieder seine wohlthuende Fröhlichkeit erlangt hatte. Was aber jetzt an ihr Ohr drang, war nicht mehr Kurts

Gesang, das war ein entschiedenes Freudengeschrei. Sie öffnete die Tür, und nun schallte der bekannte Jubelruf: »Onkel Phipp! Onkel Phipp!« zu ihr herüber. So musste ja der ersehnte Bruder in der Nähe sein. Richtig, da führten die zwei Jüngsten, die auf ihrem Heimgang den Onkel getroffen hatten, ihn mit Freudelärm herbei, und die drei Älteren schrien mit nicht weniger kräftigen Lungen dem Onkel ihr Willkommen zu.

»Wie froh bin ich, dass du endlich kommst«, rief Frau Maxa dem Bruder entgegen, »sei willkommen! Tritt doch herein, Phipp!«

»Sobald es mir möglich wird«, erwiderte er keuchend, und zunächst war es wirklich nicht möglich für ihn; denn - an jeder Hand ein Kind und drei zwischen den Füßen, die ihn alle noch stürmisch bewillkommneten, konnte er unmöglich vorwärts kommen.

Nach und nach bewegte sich dann der ganze Knäuel ins Haus hinein und dem Lehnstuhl des Onkels zu, in den er von zehn hilfreichen Händen festgesetzt wurde, damit er sobald nicht wieder entweiche.

»Ihr Schelme!« rief Onkel Phipp erschöpft aus, »wer bei euch mit dem Leben davonkommt, der kann schon von Glück sagen. Lippo, willst du deinen Paten erwürgen? Wer wird denn zwei dicke, viel zu kurze Arme um den Hals seines Paten schlingen! Du bist wohl hinten auf meinen Stuhl geklettert und hältst deinen Fuss auf der Lehne; glitscht der aus, so bin ich erdrosselt. Wer kann dann wissen, für wen eine Mundharmonika bestimmt war, die in den Tiefen meiner Rocktasche sitzt und die wundervollsten Melodien von sich gibt, die man ihr zu entlocken versteht?«

Eine Mundharmonika war das Herrlichste, was Lippo kannte. Sein Nachbar auf der Schulbank, des Pfeifertonis Toneli, besass eine solche und konnte ganze Lieder darauf blasen, und das war so wundervoll! Wenn die Harmonika für ihn bestimmt wäre! Lippo liess schnell los.

Mit beiden Händen fuhr jetzt Onkel Phipp in seine tiefen Taschen.

Wirklich, da wurde der lange bewunderte und für sich so stark ersehnte Gegenstand herausgezogen. Aber wieviel grösser und schöner sah er aus, als Tonelis kleines Instrument, was musste diese Harmonika für Töne von sich geben können! Jetzt hielt Lippo den Schatz in der Hand, er konnte es nicht glauben; aber Onkel Phipp hatte wirklich gesagt: »Da nimm sie, für dich war die Harmonika bestimmt.«

Auch für die anderen entstieg allerlei neue Herrlichkeiten den Tiefen der Taschen, und eins der Kinder nach dem andern rannte davon, um seinen Schatz der Mutter zu zeigen. Lippo sah und hörte nichts mehr. In gespannter Erwartung der Melodien, die da ertönen würden, stand er da und entlockte seinem Instrument ganz ohrzerreissende Jammertöne.

»Ja, Lippo, das muss man erst ein wenig lernen, alles muss gelernt sein. Komm, gib her«, sagte Onkel Phipp, »siehst du, so macht man's.« Jetzt setzte er das Instrument an seinen Mund und fuhr hin und her damit, und nun gab es so lustige Weisen und Klänge von sich, dass Lippo in sprachloser Bewunderung zu seinem Paten aufschaute. Onkel Phipp konnte also alles, auch sogar Harmonika blasen, was doch sonst nur die Buben konnten. Und wie tat er es! Solche Töne konnte gewiss kein anderer Mensch mehr hervorbringen.

Lippo wurde in seiner staunenden Bewunderung gestört durch die lärmende Rückkehr der Geschwister, die den Onkel zum Abendbrot abholten, und nun wurde er inmitten der Schar wie ein Kriegsgefangener unter Siegesgeschrei zu Tisch gebracht.

Die Mutter hatte absichtlich die Zeit des Abendessens etwas früher angesetzt als gewöhnlich. Sie

konnte merken, dass der Bruder damit einverstanden war. Wenn aber Onkel Phipp im Sinne hatte, heute die Zeit, die er mit den Kindern zubringen wollte, etwas zu kürzen, so hatte er gar nicht im Sinn, den Kindern an der Unterhaltung etwas abgehen zu lassen. Er brachte im Gegenteil eine solche Menge von lustigen Dingen vor, dass die Kinder meinten, soviel Kurzweil wie heute abend habe der Onkel noch gar nie mitgebracht. Jetzt war's still geworden im Wohnzimmer. Onkel Phipp sass allein drinnen, seine Schwester erwartend, die mit den Kindern verschwunden war.

»Nun vor allem, Phipp«, sagte sie zurückkehrend und sich zu ihm hinsetzend, »wie machen wir's mit Bruno? Du hast doch Herrn Knippel bestimmt gesagt, dass er nicht auch für ihn Wohnung bestellen soll?«

»Im Gegenteil, ich habe ihm alle Vollmacht dazu gegeben«, erwiderte der Bruder. »Knippel hat mir auch die Sache so dargestellt, als seist du jedenfalls auch einverstanden damit und herzlich froh, wenn er die Sache auch für dich in die Hand nähme. So dachte ich, es sei ja auch das Einfachste, und so arg wird das Zusammensein der drei Burschen ja auch nicht werden; du musst dir nur nicht gleich das Schlimmste vorstellen. Jetzt habe ich dir aber noch etwas mitzuteilen.«

Es war, als sei es dem Onkel Phipp selber lieb, etwas rasch über den bösen Punkt wegzukommen; er ahnte, dass diese Mitteilung seine Schwester in eine grosse Aufregung bringen würde.

So war es auch. Vor Schrecken über seine ersten Worte hatte sie die letzten nun gar nicht mehr vernommen.

»Wie konntest du mit dies tun, Phipp!« brach sie jetzt in Jammer aus. »Was daraus entstehen wird, sehe ich klar vor mir, ohne mir willkürliche Vorstellungen zu machen. Die geringe Gesinnung der zwei Burschen reizt Bruno fortwährend zum Zorn, zu voller Wut, er kann sich nicht mässigen, es ist ja mein grösster Kummer. Nun sollten die drei täglich, ja fast immer zusammensein, ganz zusammenwohnen, was wird daraus werden? Die Sache ängstigt mich mehr, als du weisst, und ändern kann ich sie nun nicht mehr, da du deine Zustimmung dazu gegeben hast.«

»Siehst du, Maxa, ich konnte nicht anders handeln; Knippel wollte es durchaus haben, und du weisst ja, er wird so bald beleidigt, weil er immer meint, seine Herkunft von unten herauf sei uns im Wege, weil er unsere Gleichgültigkeit gegen sein vieles Geld, das er zusammengebracht hat, nicht begreift. Du musst dich übrigens nicht so beunruhigen, lange wird die Sache nicht währen«, tröstete der Bruder, »es wird ja bald genug irgendeine fürchterliche Prügelszene zwischen den drei stattfinden, dann werde ich gleich einschreiten. Das ist dann ein guter Grund, sie auseinanderzubringen.« Die Aussicht auf eine fürchterliche Prügelszene war kein Trost für Frau Maxa; aber sie erwiderte nichts mehr, sie wusste, dass sie da nichts mehr ändern konnte.

»Nun hab ich dir noch etwas zu erzählen, das wird dich nun gleich wieder heiterer stimmen«, begann der Bruder, jetzt wieder sichtlich erleichtert, dass seine erste Mitteilung abgetan war. »Da kamen erst gestern abend meine zwei Reisegefährtnen, die Damen aus Hannover, zu mir heraufgestiegen, um, wie sie sagten, meinen Rat in einer Sache zu holen, die ihnen sehr am Herzen liege. Sie hatten die dringende Aufforderung erhalten, sogleich zurückzukehren, da ihre alte Mutter schwer erkrankt sei und sie zu sehen begehre. Nun war das junge Mädchen, das ihnen zur Erziehung anvertraut ist, schon seit einigen Tagen so unwohl, dass sie den Arzt gerufen hatten und nun gestern gleich wiederkommen liessen, um zu wissen, ob mit dem Kinde ohne Gefahr gereist werden könnte. Er erklärte ihnen, davon sei keine Rede und gewiss noch einige Wochen lang nicht. Da sei eine Krankheit im Anzuge und allen Zeichen nach keine schnell vorübergehende, das schleichende Fieber gefalle ihm gar nicht. Nun waren die Damen sehr

erschrocken und klagten dem Doktor ihre Verlegenheit. Reisen mussten sie, und zwar beide, die eine könne ja wohl in acht bis vierzehn Tagen wiederkehren; aber während der Zeit sollten sie doch eine vertraute Person und gute Krankenpflegerin für das anvertraute Kind haben, und hier waren sie ja ganz fremd. Nun fand der Doktor, das beste sei, die junge Kranke in das neue Krankenhaus in Sils im Tal zu bringen, da hätte sie die rechte Pflege, und er komme täglich ins Haus. Den Rat nahmen die Damen an, fanden dann aber, besser sei es, mich über das Krankenhaus auch noch zu Rat zu ziehen; die Ärzte seien manchmal für solche Anstalten eingenommen, schon weil sie da ihre Kranken alle beieinander hätten. So möchten sie denn auch noch von mir wissen, was ich ihnen raten würde, ob sie das Töchterchen wohl dahin bringen könnten. Ich sagte ihnen, das Haus sei gut eingerichtet, nur etwas klein, und natürlich seien eben allerlei Kranke da. Auf meine Frage, ob die Damen vielleicht die Eltern des Töchterchens lieber die Frage entscheiden lassen wollten und ob ich bis dahin eine gute Pflegerin für die Kranke besorgen sollte, erhielt ich die Antwort, Leonore von Wallerstätten sei eine Waise, die Tante, die ihnen das Mädchen übergeben hätte, sei auch gestorben.«

»Phipp, das ist das Kind unserer Leonore, es ist ja kein Zweifel mehr!« rief Frau Maxa in der höchsten Erregung aus. »Oh, Phipp, wie konntest du den Damen das Krankenhaus anraten! Warum hast du doch nicht gleich gesagt, dass du eine Schwester hast, die das Kind augenblicklich in ihr Haus aufnehmen würde?«

»Wie konnte ich denn das tun? Denk doch einen Augenblick nach, Maxa«, sagte der Bruder. »Zu all deinen Kindern und all deinen Ängsten und Kümernissen sollte ich dir eine Kranke ins Haus bringen mit einem Fieber, das alles Schlimme sein kann, so dass deine fünf sämtlich am Nervenfieber krank werden können; was hättest du mir dann gesagt?«

»Phipp, morgen früh geh ich mit dir nach Sils hinunter; du bringst mich zu den Damen, damit sie wissen, wer ich bin. Ich werde ihnen sagen, als nahe Freundin der seligen Mutter habe ich das Recht, das Kind in mein Haus zu nehmen und es zu pflegen. In deinem kleinen Wagen, der geschlossen werden kann, darf die junge Kranke gewiss die Fahrt hierher machen. Du gehst dann schnell zum Doktor, um ihm zu sagen, was wir im Sinne haben, und schickst uns dann den Wagen. Das tust du mir zu Gefallen, Phipp; es ist das Kind unserer Leonore, das hier nicht fremd und allein in einem Dorfspitalchen liegen soll.« Frau Maxa hatte mit einer solchen Bestimmtheit gesprochen, dass ihr Bruder im hellen Erstaunen vor ihr gestanden und ihr zugehört hatte.

»So bist du wirklich entschlossen, das auszuführen, und hast nicht etwa in der Aufregung gesprochen, was du wieder zurücknehmen musst, wenn du zu dir kommst?« fragte er jetzt.

»Ganz entschlossen, du kannst dich darauf verlassen, Phipp«, versicherte die Schwester, »und du hilfst mir die Sache ausführen. Hier im Hause will ich mir schon helfen; aber hilf mir dazu, dass die Damen mir kein Hindernis in den Weg legen; ich bin ihnen ja völlig unbekannt.«

»Das will ich; was du nur begehrt, will ich tun«, sagte in höchster Bereitwilligkeit der Bruder. »Wer doch immer wissen könnte, wo eine Frau einen grossen Jammer erheben muss und wo sie plötzlich keinen Schrecken und kein Hindernis kennt! Eingeführt habe ich dich schon bei den zwei Fräulein Remke; denn wie ich den Namen von Wallerstätten hörte, wusste ich ja, woran ich war. Ich sagte dann den Damen, du seiest eine gute Freundin der Mutter ihrer Schutzbefohlenen gewesen, und werdest diese gewiss dann und wann im Krankenhaus aufsuchen, was sie zu erfreuen schien.«

Nun fing Onkel Phipp gleich an, den folgenden Tag auf die Minute einzuteilen. Vor allem musste die Schwester versprechen, schon in der Frühe zum Fortgehen bereit zu sein, damit man zur Zeit in Sils anlange; denn im Lauf des Vormittags sollte die junge Leonore nach dem Krankenhaus

gebracht werden. Auch gab er der Schwester gleich Anweisung, wie sie es mit Knecht und Wagen zu halten hätte, und erklärte ihr eingehend alles, was er als notwendig erachtete. Sie hörte ihm ruhig zu, bis er zu Ende war, dann sagte sie: »Ich habe dir auch noch ein Ereignis mitzuteilen. Denk nur, Baron Bruno ist heimgekehrt, mitten in der Nacht, kein Mensch hat ihn gesehen. Da sitzt er nun droben in dem vereinsamten Schloss, mutterseelenallein. Wie wird ihm zumute sein in den Räumen, wo er mit allen den lieben und herrlichen Menschen zusammen war, die er nie mehr gesehen, seit er damals in Weh und Schrecken sein Schloss verlassen hat.«

»Ja und warum? Er hat es so gewollt«, fuhr der Bruder auf. »Aber du kannst gar nicht von ihm sprechen, ohne dass deine Stimme gleich einen Ton annimmt, als sprichst du von einem verkannten Heiligen. Warum ist der wütende Löwe auf einmal zurückgekehrt?«

»Nun sei nicht boshaft, Phipp!« sagte die Schwester. »Jetzt ist er vereinsamt und verlassen da droben, und tut das Schwere, das wir zu tragen haben, etwa weniger weh, wenn wir selbst daran schuld sind? Er soll krank sein, vielleicht ist er darum in die alte Heimat zurückgekehrt. Ich weiss alles durch Apollonie, die immer mit Herrn Trius in Verkehr steht. Die gute Apollonie erdenkt sich alle Möglichkeiten, wie sie ihrem jungen Herrn, wie sie jetzt noch unveränderlich den Baron Bruno nennt, die Zimmer besorgen und alles um ihn her so in Ordnung halten könnte, wie er es bedürfe, und wie die Frau Mutter es immer für die Söhne haben wollte. Ich begreife gut, dass es sie Tag und Nacht beunruhigt, was da droben vorgeht, wo ihr ehemaliger Herr als einzige Pflege und Bedienung, als Koch und Zimmerdiener, für alles und jedes diesen sonderbaren Herrn Trius hat. Daran kann man wirklich nicht denken, ohne zu wünschen, dass man doch etwas für den alten Freund tun könnte, um sein Leben da droben nur auch ein klein wenig den vergangenen Zeiten ähnlicher zu machen.«

»Ums Himmels willen, du wirst dich doch nicht dahineinmischen, du wirst doch so etwas nicht unternehmen wollen?« rief der Bruder mit Schrecken aus. »Der wüsste sich schon zu helfen, wenn er es anders haben wollte. Lass deine Hand davon, da kämest du nicht gut weg!«

»Du kannst ruhig sein, da ist nichts zu machen«, erwiderte Frau Maxa. »Hätte ich irgendeinen Weg gewusst, etwas für ihn zu tun, so hätte ich ihn ganz gewiss eingeschlagen und hätte alles getan, ein wenig Sonnenschein in die dunkeln, verschlossenen Zimmer einzulassen und womöglich noch tiefer hinein. Ich hoffte, durch die im Schloss so vertraute Apollonie etwas ausrichten zu können; da sagte sie mir, wie es steht. Sie, die sich immer noch als Dienerin des Schlosses fühlt, wollte sogleich eintreten und Hand anlegen, als Herr Trius ihr mitteilte, der Herr sei angekommen. Sie meinte, sie müsste ihrem ehemaligen Herrn alles so zurechtmachen, wie er's gewohnt war. Aber nicht einmal in den Garten liess der Wächter Trius sie eintreten, wie sonst immer. Er habe strengen Befehl, keinen Menschen auch nur in den Garten eintreten zu lassen. Sein Herr kenne hier niemand und wolle niemand kennen. So weiss ich ja, dass ich nichts erreichen würde, mein Verlangen könnte noch so gross ein, irgend etwas für den Vereinsamten zu tun.«

»Desto besser«, sagte sehr erleichtert der Bruder, »ich bin nur froh, dass der Wüterich dir selbst den Riegel vorgestossen hat, einen von mir vorgestossenen würdest du immer wieder irgendwie aufzumachen verstehen, das weiss ich schon.«

»Das glaube ich auch«, bestätigte Frau Maxa lächelnd. »Nun aber, Phipp, wenn wir morgen so früh nach Sils hinunterwandern wollen, so glaube ich, tun wir gut, uns nun zur Ruhe zu legen.«

Nun trennten sich die Geschwister. Bevor aber Frau Maxa sich zu Ruhe legen konnte, hatte sie noch mancherlei Arbeit zu tun. Wenn morgen die Damen Remke ihre Schutzbefohlene ihr anvertrauen würden, so wollte sie sogleich mit dieser heimkehren; dann musste ja alles zum

Empfang der Kranken bereit sein. Noch um Mitternacht ging Frau Maxa in der Schlafstube auf dem obersten Boden, die von allen anderen Zimmern entfernt lag, hin und her, um da und dort noch etwas zum Schmuck des Zimmers anzubringen, nachdem sie die notwendigsten Zurüstungen beendet hatte. Zuletzt kam noch die runde Blumenschale auf den Tisch, die sollte morgen mit den schönsten Rosen des Gartens gefüllt werden. Das Kind ihrer Leonore sollte doch von seinem Zimmer in dem fremden Hause einen freundlichen Eindruck empfangen, sagte sich Frau Maxa. Wenn nun am Morgen noch die Sonne durch die offenen Fenster hereinleuchten und der grüne Schlossberg herübergrüssen würde, dann musste es der jungen Leonore nicht leid tun, in dem Zimmer zu wohnen. Mit diesem Gedanken schloss Frau Maxa vergnügt die Tür des fertig gerüsteten Zimmers hinter sich und suchte endlich ihr Schlafgemach auf.

Neue Freunde

Neue Freunde

In der Frühe des anderen Morgens, nachdem Frau Maxa ihr Haus bestellt und angeordnet hatte, Mäzli sollte den Tag bei Apollonie zubringen, damit es nicht allerlei Unheil anrichte, während die Geschwister in der Schule waren, zogen Bruder und Schwester aus, das Tal hinab. Es war ein sonniger Morgen und die Wege so trocken und schön, dass es eine Lust war, so dahinzuwandern. Der Weg von zwei Stunden war auch sehr schnell zurückgelegt. In Sils am Stein angelangt, wurden die Damen Remke gleich aufgesucht. Sie knieten jede vor einem grossen Koffer, rings umgeben von Haufen von Kleidern, Schuhen, Büchern, Schachteln und hunderterlei Kleinigkeiten, als die beiden Ankommenden in das Haus eintraten und gleich vor der offenen Tür des Packraumes standen.

Frau Maxa wollte entschuldigend zurückweichen, aber die Damen waren schon aufgesprungen und begrüßten mit grosser Zuvorkommenheit ihren lieben Herrn Falk, ihren Helfer und Retter aus allen Verlegenheiten, wie sie ihn nannten. Nun wurde auch mit besonderer Freude die Schwester des guten Freundes begrüßt, die sie schon immer gern kennen gelernt hätten, wie die Damen sagten, die nur sehr bedauern mussten, dass es erst jetzt und in einem Augenblick geschehe, da ihre Hausordnung sich im allerungünstigsten Lichte zeige. Frau Maxa versicherte, dass ihr die Vorbereitungen zur nahen Abreise sehr begreiflich seien. Die Störung, die sie verursachte, sollte auch so kurz wie möglich dauern; sie wollte darum ihr Anliegen gleich vorbringen. Ihr Bruder war unerschrocken zwischen den mannigfaltigen Gegenständen am Boden durchgesteuert, um zu den Sesseln zu gelangen, die er nun herbeibrachte, und Frau Maxa begann sofort, ihre Wünsche und Absichten auszusprechen und den Damen mitzuteilen, worauf sie ihre Hoffnung gründe, dass ihr entsprochen werde. Die Wärme und das Verlangen, das aus ihren Worten sprach, das kranke Töchterchen der Freundin zu pflegen, überzeugten die Damen schnell, dass das ihnen anvertraute Mädchen hier in gute Hände komme, und man konnte wohl sehen, dass es für sie selbst eine grosse Erleichterung war, das kranke Kind während ihrer Abwesenheit in so guter Obhut zu wissen.

»Es wurde uns natürlich schwer, uns zu entschliessen, Leonore zurückzulassen«, sagte die eine der Damen; »aber wir müssen reisen, und sie könnte es jetzt nicht ertragen. Nun es sich so schön fügt, dass Ihre Wünsche ganz mit den unseren zusammentreffen, möchte ich gleich fragen, ob es Ihnen wohl zuviel wäre, wenn wir unsere Rückkehr vielleicht um eine Woche hinausschieben würden. Sie wissen, wir müssen auch um einer Kranken willen reisen, da ist es ja immer ungewiss, welche Wendung ein solcher Zustand nimmt, und man möchte oft so gern noch einige Tage zusetzen.«

Frau Maxa versicherte, nichts könnte ihr lieber sein, als Leonore ein paar Wochen im Hause zu behalten. Sie würde den Damen jedenfalls öfters Nachricht vom Befinden des Mädchens geben, damit sie, wie sie hoffe, ausser Sorge bleiben könnten. Sie möchten sich nur ja mit der Rückkehr um Leonores willen nicht beeilen. Nun sprach sie den Wunsch aus, gleich das Mädchen begrüßen zu dürfen, um die Damen nicht länger an ihrer Arbeit zu stören; ihr Bruder würde sich nun auch entfernen wollen. Er hatte sich schon länger erhoben. Sobald er merkte, wie völlig die Damen auf die Vorschläge seiner Schwester eingingen, drängte es ihn, gleich alles in Ordnung zu

bringen. Jetzt konnte er aufbrechen. Erst würde er nun den Doktor aufsuchen, um, wie er hoffte und den Damen mitteilte, seine Einwilligung zur Reise zu erhalten; dann würde er gleich den Wagen bereitmachen und herschicken, damit man mit der jungen Kranken in den besten Stunden des Tages die Fahrt machen könne; dann eilte er fort.

Die eine der Damen führte nun Frau Maxa zum Zimmer der Kranken, das im oberen Stock lag.

»Sie werden Leonore nicht allein finden«, sagte die Begleiterin, »ihr Bruder, der mit einem seiner Lehrer und einigen Freunden eine kleine Schweizerreise gemacht hat, ist gestern den anderen vorangeeilt, um seine Schwester hier zu grüssen; morgen werden die Mitreisenden ihn hier einholen, um dann nach Deutschland zurückzukehren.«

»Nun verliert ja der arme Junge seinen Tag mit der Schwester, wenn ich sie fortnehme«, sagte Frau Maxa mit Bedauern.

»Das kann nun nicht geändert werden«, fiel die Dame rasch ein; »es ist ja ein so glückliches Ereignis für alle, dass Sie das Mädchen zu sich holen; wer weiss, wie der Aufenthalt in diesem Krankenhaus gewesen wäre. Leonore fürchtete sich davor; aber wir wussten keinen Ausweg. Das tut nun auch nichts mit dem Besuch des Bruders; die Geschwister können sich in Hannover wiedersehen, er ist dort in einer Erziehungsanstalt.«

Jetzt machte die Dame eine Tür auf. Frau Maxa trat in das Zimmer.

»Hier, Leonore, bringe ich dir eine Freundin deiner seligen Mutter, Frau Pfarrer Bergmann«, sagte Fräulein Remke, »du wirst Freude haben über die Mitteilung, die sie dir machen wird. Nun mache ich von Ihrer Erlaubnis Gebrauch, Frau Pfarrer, und kehre an meine Arbeit zurück. Für Leonore ist schon alles gepackt, sie sollte ja nach dem Krankenhaus gebracht werden.«

Nun entfernte sich die Dame. Auf dem Bett in der Ecke des Zimmers sass das kranke Kind fertig angekleidet in die Kissen gelehnt.

Ja, ihr Bruder Phipp hatte recht, sagte sich Frau Maxa, das waren dieselben grossen sprechenden Augen, das weiche braune Lockenhaar, derselbe ernste Ausdruck auf dem feingeschnittenen Gesichtchen, ganz so, wie die Mutter war, als sie damals auf dem Schlosse erschien. Frau Maxa hätte das Kind erkannt, ohne seinen Namen zu kennen. Nur noch ernster als ihre Mutter schaute die junge Leonore aus ihren dunklen Augen. Ihr Blick war traurig; eben jetzt hingen ihr aber auch die Tränen noch an den Wimpern, das Kind hatte geweint. Der Junge, der am Bette sass, war aufgestanden und hatte eine Verbeugung vor Frau Maxa gemacht. Er hatte die fröhlichen blauen Augen und die offene helle Stirn seines Vaters. Sie bot ihm ihre Hand und trat dann an das Bett, die kranke Leonore zu grüssen. Frau Maxa war so bewegt, dass sie kaum sprechen konnte.

»Liebes Kind«, sagte sie, die beiden schmalen Hände ergreifend, »du gleichst so sehr deiner seligen Mutter, dass ich dich gleich als mein liebes Kind begrüssen muss. Ich hatte sie so sehr lieb, wir standen uns so nahe! Und du, Salo, mein lieber Junge, ich muss dich so nennen, du bringst mir deinen Vater und die Mutter zugleich vor Augen. Welch schöne, herrliche Zeiten habe ich durch die Freundschaft mit euren Eltern erlebt! Ihr müsst ein wenig meine Kinder sein, nun ihr diese Eltern nicht mehr habt, die meine teuersten Freunde waren.«

Diese Sprache musste Anklang gefunden haben in den Kinderherzen: Leonore ergriff als Antwort die Hand der Frau Maxa und hielt sie mit ihren beiden Händen fest.

Salo kam ganz nahe und vertraulich zu ihr heran und sagte erfreut: »Oh, ich bin so froh, dass Sie gekommen sind, Sie helfen mir nun gewiss, Leonore zu trösten. Sie muss ins Krankenhaus und fürchtet sich so sehr, weil da lauter fremde Menschen sind. Und nun stellt sie sich noch vor, sie

müsse da sterben, wo sie so allein ist und keinen Menschen kennt, und meint, weil ich so weit von ihr weg muss und wir uns vielleicht nie mehr sehen. Und ich kann nichts dagegen tun; morgen holen sie mich hier ab, und ich muss ja wieder auf die Schule zurück, da kann man nun gar nichts machen.«

»Nein«, sagte Frau Maxa, »da ist nun gar nichts zu machen; aber wenn Leonore auch wirklich einige Zeit im Krankenhaus zubringen muss, so soll sie nicht so fremd und allein dableiben. Ich werde dich oft besuchen, liebes Kind, und so ganz sicher ist es auch noch nicht, dass du dahin kommst.«

»O doch, noch diesen Morgen bringen sie mich hin, vielleicht schon ganz bald«, sagte Leonore, indem sie ängstlich lauschte und aufs neue die Hand der Frau Maxa umklammerte wie einen Rettungsanker.

Frau Maxa erwiderte nichts mehr darauf, wusste sie doch noch nicht, was der Arzt beschliessen würde. Sie suchte nur Leonore zu beruhigen, sagte ihr, zum Sterben krank sei sie doch jetzt nicht; es sei leicht möglich, dass sie in kurzer Zeit wiederhergestellt sei, wenn sie nun ruhig stillehalte. Dann würde sie wohl bald den Bruder wiedersehen können, die Damen würden sie ja dann gleich heimholen.

Kaum hatte Frau Maxa dieses Wort gesprochen, als Leonore gleich wieder die Augen voller Tränen hatte.

»Ich bin nicht daheim dort, wir sind jetzt nirgends mehr daheim«, sagte sie mit unterdrücktem Schluchzen.

»Ja, es ist wohl wahr, wir sind nirgends mehr daheim«, fiel Salo hier leidenschaftlich ein; »aber — aber — wenn du's nur glauben wolltest, Leonore« — und nun musste Salo auch mit der aufsteigenden Bewegung kämpfen und schnell eine Träne aus den sonst so hellen Augen wischen —, »es währt nun nicht mehr so lange, dann bin ich mit der Schule fertig, dann kann ich tun, was ich will, und ich will dann ein kleines Haus suchen, wo wir zusammen daheimsein können. Das will ich haben, und wenn ich nachher gleich zwanzig Jahre lang das Feld hacken muss, bis es bezahlt ist.«

Salos Augen waren während seiner Rede wieder sonnenhell geworden, und er stand so entschlossen da, als wollte er gleich die Hacke ergreifen.

Jetzt hörte man einige Schritte herankommen. Die Tür wurde rasch aufgemacht, und Fräulein Remke rief schon im Hereintreten: »Da steht schon der Wagen vor dem Haus; nun bitte, etwas schnell fertig gemacht; wir dürfen den Herrn nicht warten lassen. — Sie helfen mir gewiss, Leonore aus dem Bette zu heben und hinunterzubringen?«

Leonore war schneeweiss geworden vor Schrecken.

»Darf ich fragen, ob es der Wagen meines Bruders ist, oder ob —«

Frau Maxa zögerte ein wenig.

»Jawohl, gewiss«, fiel das Fräulein ein, eilig einige Tücher und Decken aus dem Schrank herausreissend, »Ihr Herr Bruder ist selbst mitgekommen, um zu sehen, ob der Wagen auch recht geschlossen werde, und dem Kutscher noch Anweisungen über zu Fahrt zu geben. Das ist ein wahrhaft edler Menschenfreund, wir dürfen ihn nicht warten lassen.«

Frau Maxa hatte Leonore schon aus dem Bette gehoben und trug sie hinaus.

»Bringen Sie nur die nötigsten Sachen nach, es geht ganz gut so, sie ist so leicht«, rief sie der

Dame zurück, die nacheilen wollte, um mitzutragen.

Die Treppe hinuntersteigend, sagte Frau Maxa: »So, Leonore, nun nehme ich dich mit mir nach Hause. Der Arzt hat erlaubt, was ich wünschte; nun bleibst du bei mir, bis du wieder gesund bist, und ich pflege dich. Ist es dir recht, mit mir zu kommen? Wir kennen einander doch nun schon ein wenig, du wirst bei uns nicht fremd sein.«

Leonore schlang ihre Arme um den Hals der Frau Maxa und hielt sie so fest, dass sie wohl fühlen konnte, sie war dem Kinde keine Fremde mehr. Plötzlich rief Leonore in völligem Jubelton zurück: »Saló! Saló! Hast du es gehört?«

Den Ruf hörte Saló wohl, sonst hatte er nicht verstanden.

Fräulein Remke hatte ihm so viele Tücher und Schleifen auf den Arm gelegt, dass ihm immer eines über das andere herunterrollte und er immer wieder etwas aufzuheben hatte. Er lief schnell, so schnell es ihm unter diesen Umständen möglich war, der Schwester nach.

Unten beim Wagen schaute Frau Maxa gleich nach ihrem Bruder aus. Sie wollte ihm Leonore übergeben, um zuerst einsteigen und dort alles bequem für sie zurechtlegen zu können. Da stand er schon. Er verstand der Schwester Wink, nahm das Kind von ihrem Arm und hob es ihr gleich nachher in den Wagen herauf. Dann fielen seine Augen auf den Jungen, der mit seinen Tüchern am Wagen stand. Plötzlich rief er in freudiger Überraschung aus: »So wahr ich lebe, da steht ein junger Saló, es steht ihm in den Augen geschrieben! Gib mir die Hand, mein Junge, dein Vater war mein Freund, mein bester Freund, so sind wir auch schon gute Freunde!«

Saló machte immer erstauntere Augen. Ein solches Abholen ins Krankenhaus kam ihm doch sonderbar vor; aber noch merkwürdiger war ihm, dass Leonore jetzt ganz zufrieden lächelnd in ihrer Wagenecke sass, Frau Maxa hatte ihr soeben noch etwas zugeflüstert.

»Saló«, sagte Frau Maxa, »ich denke eben, du könntest dich draussen zum Kutscher setzen, wenn dir das recht ist, und mit uns nach Nollagrund hinauffahren, damit du siehst, wo Leonore hinkommt. Morgen, auf die Zeit, da deine Freunde ankommen, lasse ich dich hierher zurückbegleiten. Das wird dir ja auch recht sein, Phipp?«

»Gewiss, gewiss«, antwortete der Bruder; »aber wenn es nun so zugeht, so komme ich auch mit. Ich dachte, das gibt eine recht traurige Fahrt, und nun kommt sie mir ganz so wie eine kleine Festfahrt vor, da bin ich auch dabei. Wir bleiben beide oben, und morgen bringe ich meinen jungen Freund zur Zeit wieder zurück.«

Mit strahlenden Augen stieg Saló, der jetzt verstanden hatte, dass es nicht nach dem Krankenhaus gehen sollte, zu dem hohen Sitz hinauf, den der Kutscher soeben verlassen hatte, und nach vielen Händedrücken und Wünschen, sich bald und auf freudige Weise wiederzusehen, entliessen die Damen Remke ihren Freund, der sich nun zu Saló hinaufschwang, und nach den allerletzten Abschiedsgrüssen der Damen in den Wagen hinein und zum hohen Sitz hinauf, rollte der Wagen ins Tal hinein.

Leonore legte sich bald ermattet an ihre Begleiterin und schlief ein. Sie hielt aber die Hand der Frau Maxa unentwegt fest; zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich von einer Mutterhand gehalten.

Draussen auf dem hohen Sitz ging es ungeheuer lebhaft zu. Der junge Saló musste erzählen, wo er lebe und was er treibe, und zwischendurch erklärte ihm sein Begleiter die Gegend und was überall Merkwürdiges geschehen war. Die Frage, ob Saló auch eine Erinnerung an Vater und Mutter habe, verneinte der Junge; weder er noch seine Schwester konnten die leiseste Erinnerung

an sie haben. Ihre allerfrühesten Erinnerungen gingen auf ein Gut in Holstein zurück, wo sie bei einer älteren Tante lebten; sie war die Schwester ihrer Grossmutter gewesen. Sie waren etwa fünf und sechs Jahre alt, als diese Tante starb. Dann kamen sie beide zur Erziehung nach Hannover in die Häuser, wo sie jetzt noch waren.

Zweimal im Jahr kam ein Verwandter der Tante, sie zu besuchen. Er war aber ein so stiller und steifer Herr, dass sie sich nicht freuen konnten, wenn er kam; aber er hatte zu sagen, was mit ihnen geschehen sollte. Sie sollten beide dableiben, wo sie waren, bis für ihn, Salo, alle Studien zu Ende waren, dann durften sie wählen, wo sie bleiben wollten.

»Aber ich weiss schon, was ich tue«, setzte Salo mit funkelnden Augen hinzu.

Eben kam das alte Schloss in Sicht.

»Oh, das Schloss dort oben mit den festen Türmen! Wie schön!« rief Salo aus. »Aber es ist ganz geschlossen, da ist niemand drin; es sieht doch nicht aus wie eine Ruine. Wie heisst das Schloss?«

»Es ist das Schloss Wildenstein«, entgegnete sein Begleiter kurz, indem er seinen forschenden Blick auf den jungen Wallerstätten warf. Dieser schaute ganz harmlos zu den grauen Türmen auf und meinte, wer ein solches Schloss besitze, sei gewiss der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt.

»Der weiss nichts von seiner Väter Schloss und der ganzen traurigen Geschichte. Desto besser für ihn!« sagte sein Begleiter sich im Stillen.

Es war ganz still um das Haus der Frau Maxa, als der Wagen vorfuhr, noch waren die Kinder in der Schule. Mit erstaunten Augen kam Käthi herausgerannt; sie wusste ja gar nicht, was vorging; das war sie nicht gewohnt.

Salo wurden unversehens die Zügel in die Hand gedrückt. Sein Begleiter war mit einem Sprung auf dem Boden und rief zurück: »Nur ganz stillhalten, so bleibt das Pferd stehen.« Dann hatte er schnell den Wagen aufgeschlossen, Leonore herausgehoben, und trug sie nun die Treppen hinauf nach dem für sie bereiteten Zimmer. Frau Maxa folgte ihm auf dem Fusse nach. Dann kehrte er eilends zu seinem jungen Stellvertreter zurück. Es war ihm doch nicht ganz sicher zumute im Gedanken, was der mit Pferd und Wagen anstellen könnte. Wenn ihm eingefallen wäre, ein wenig umherzufahren, und das Pferd Sprünge machen würde? Nein da sass er noch ganz stramm und unbeweglich und hielt sein Pferd fest im Zügel.

Auch jetzt, da eine Menge leichter Füsse heranrannte und das grosse Geschrei mit ganz ungewöhnlicher Kraft ertönte: »Onkel Phipp! Onkel Phipp! Onkel Phipp!« — denn dass dieser so unerwartet heute noch einmal erschien, musste doppelt gefeiert werden —, rührte Salo sich nicht und hielt unentwegt seine Zügel fest.

Onkel Phipp war augenblicklich umringt, und acht Arme hielten ihn so fest, dass alle Gegenwehr vergeblich war.

»Nun schaut mir einmal meinen jungen Edelmann dort oben an«, sagte er, umsonst bestrebt, sich loszumachen, »der weiss einmal, was es heisst, unerschütterlich auf seinem Posten zu bleiben und seine Pflicht zu tun. Hätte er den Zügel nicht unbeweglich fest und sicher gehalten, euer Geschrei hätte Ross und Wagen längst in den Abgrund getrieben.«

Jetzt liessen plötzlich alle Arme los, und aller Augen wandten sich nach dem Kutschersitz und dem, der darauf sass, den in der unerwarteten Freude des Wiedersehens noch niemand beachtet

hatte. Der freigelassene Onkel Phipp sorgte nun schnell dafür, dass Salo endlich auch heruntersteigen und mit den Kindern bekannt gemacht werden konnte.

Salo hatte für jedes einen so freundlichen Gruss, seine hellen Augen erglänzten so fröhlich bei dem allseitigen Händedrücker, sein ganzes Wesen war so zuvorkommend und gewinnend, dass die Kinder gleich alle mit grosser Lebhaftigkeit für ihn eingenommen wurden und ihn nun schon umringten wie einen alten Bekannten, so dass Salo plötzlich das Gefühl hatte, er sei mitten unter guten Freunden angelangt. Sogar der spröde Bruno, der noch keinen von denen sich hatte nahekommen lassen, die Freundschaft mit ihm halten wollten, legte nun ganz vertraulich Salos Arm in den seinen, um den Gast ins Haus zu führen.

Hier setzte sich Bruno gleich zu Salo hin, und augenblicklich waren die zwei in der feurigsten Unterhaltung. Mea, Kurt und Lippo liefen nun eines dahin, eines dorthin durchs Haus, die Mutter aufzusuchen; keines wusste ja, wo sie hingekommen war.

Erst als Onkel Phipp endlich ins Haus trat und die Umherirrenden zusammenrief, vernahmen sie, wo die Mutter war, und was sie den Kindern durch Onkel Phipp sagen liess. Sie konnte um des kranken Mädchens willen, das sie mitgebracht hatte, zwei oder drei Tage nicht mit den Kindern verkehren, und keines von ihnen durfte zu dem Zimmer heraufkommen, das sie mit der Kranken bewohnte, so hatte es der Arzt angeordnet. Die Kinder sollten alle ihr Bestes tun, dass während der Zeit alles gut gehe. Sollte die Krankheit schlimmer werden, so müsste eine Wärterin ins Haus kommen, und die Mutter wäre wieder frei. Sollte keine ernste Krankheit ausbrechen, so könnten die Kinder dann auch nach dem Krankenzimmer kommen, mit Leonore Bekanntschaft machen und sie verpflegen helfen; die Mutter würde sich dann nicht mehr mit ihr absondern, was fürs erste sein müsste. Mäzli sollte immer je am Morgen zu Apollonie gesandt werden und den Tag bei ihr zubringen. Das war eine recht niederschlagende Nachricht, dass die Mutter zwei oder drei ganze Tage nicht zum Vorschein kommen werde. Die drei machten auch so verblüffte Gesichter, als ständen sie vor einem Hindernis, das kaum zu übersteigen war.

»Na, was ist denn dabei«, sagte Onkel Phipp aufmunternd, wer wird denn gleich alle Flügel hängen lassen! Was? Wenn ihr's hättet wie das Kind droben! Das hat gar keine Mutter, niemals, da könnt ihr ihm doch die eure für drei Tage gönnen, nicht? Und was kommt nachher? Da kommt der beste Teil erst wieder auf euch! Da kommt die Mutter herunter und führt euch eine neue Gespielin zu; die ist so freundlich und so liebenswürdig und so fein von Sitten, wie ihr noch gar keine gekannt habt. Kurt wird gleich hingehen und ein Dutzend Lieder auf sie singen. Mea wird in eine Feuer und Flammenfreundschaft für sie auflodern, und Lippo wird eine liebevolle Beschützerin seiner verkannten Tugenden in ihr finden. Seid ihr nun zufrieden?«

Wirklich hatte die Rede eine vorzügliche Wirkung. Nicht nur wollten die drei der kranken Leonore die Mutter gerne für die drei Tage gönnen, sondern auch selbst alles tun, dass sie bald gesund würde. Die Schilderung der neuen Spielgenossin hatte eine so lebhaftige Teilnahme in ihnen geweckt, dass sie durchaus gleich zu allerlei Hilfeleistungen greifen wollten, so dass der Onkel ihren Eifer wieder dämpfen musste. Er schlug nun einen Spaziergang vor, um dem Gaste, der nur so kurz dableiben konnte, die Gegend zu zeigen. Als man sich aber jetzt nach Salo umsah, war er verschwunden, sowie auch Bruno, niemand wusste wohin.

»Die haben denselben Gedanken gehabt, wie ich«, sagte Onkel Phipp, »nun gehen wir, sie zu suchen, das ist erst recht ein kurzweiliger Weg.« Dann zogen sie aus.

Onkel Phipp hatte ganz richtig geraten: Bruno hatte an seinem neuen Freunde solches Wohlgefallen gefunden, dass er ihn am liebsten für sich allein behalten wollte. Wie nun Onkel Phipp in so lebhaftige Unterhaltung mit den jüngeren Geschwistern geraten war, führte Bruno den

Gast hinaus, um einen Gang durch den schönen Abend mit ihm zu machen. Salo war es wohl zufrieden; denn auch er fühlte sich zu Bruno hingezogen. Sie waren auch in der kurzen Zeit schon so vertraut miteinander geworden, als hätten sie sich schon seit Jahren gekannt. Jetzt wanderten sie, schon wieder in das lebhafteste Gespräch vertieft, dem Schlossberg zu.

»Weisst du, warum ich mit dir da hinaufgehe?« fragte Bruno, plötzlich das Gespräch unterbrechend.

»Weil es hier so schön ist«, entgegnete Salo rasch, indem er stillestand und über die blumenbesäten Wiesen nach dem grauen Schloss hinaufschaute, über dem jetzt am hellen Abendhimmel rosige Wolken dahinzogen.

»Nein, nicht darum«, sagte Bruno, »sondern weil das Schloss einem Onkel von dir gehört.«

Salo schaute ihn erst ganz verwundert an.

»Was fällt dir denn ein, Bruno«, rief er dann lachend aus, »das wäre nicht übel; aber das ist nichts. Wir haben einen einzigen Onkel, der lebt in Spanien seit undenklichen Jahren und bleibt da.«

»Ja, gerade der Onkel ist's, der in Spanien lebt, dem das Schloss gehört«, behauptete Bruno und erinnerte Salo daran, dass es ja in dem Schlosse war, wo ihre beiden Mütter sich so oft gesehen und so nahe befreundet hatten.

Das liess Salo nun wohl gelten; aber er war fest davon überzeugt, dass das Schloss längst verkauft sei und sein Onkel nie mehr zurückkehren werde. Das hatte er in früherer Zeit schon von seiner alten Tante gehört und nie etwas anderes. Das konnte nun Bruno auch annehmen, dass das Schloss verkauft worden sei, wenn der Onkel doch nicht mehr zurückzukehren gedächte.

»Weisst du, Salo, am liebsten möchte ich, wie dein Onkel, fortreisen und verschwinden für lange Zeit«, sagte Bruno, nun sie wieder weitergingen, »so müsste ich doch nicht mit diesen zweien zusammengeschmiedet sein, das kann ich nicht aushalten, du weisst jetzt, wie sie sind.«

Salo, der bei der vorhergegangenen Schilderung von Brunos zwei Studiengenossen, ihrer unedlen Gesinnung und ihrer fortgesetzten wenig belustigenden Bubenstreiche, öfter einen verächtlichen Ausruf getan hatte, sagte jetzt mit tröstlicher Teilnahme: »Ja, ich glaube es wohl, dass es zum Davonlaufen ist, wenn man jeden Tag mit zwei solchen Knipplern zusammensein muss. Aber du musst nur gar nicht zuhören und nicht zusehen, sie mögen tun und reden, was sie wollen. Wollen sie gemein sein, so sind sie es für sich, anstecken können sie dich nicht.«

»Ja, wenn du nur dabei wärest, dann könnte ich das viel besser«, meinte Bruno, »dann wüsste ich immer, dass du bei allem so fühltest wie ich, und dass du mit empört wärest; aber wenn ich allein mit ihnen bin und sie ihre heimtückischen Bosheiten an Leuten ausüben, die sich nicht wehren können, dann werde ich so wild, dass ich sie zusammenhauen muss, und dann gibt's furchtbaren Skandal und bei meiner Mutter einen grossen Jammer, das ist mir noch ärger. Wenn ich nur weit fort könnte und nie mehr mit diesen zwei zusammenkommen müsste!«

»Wenn du wüsstest, wie es ist, wenn man nirgends daheim ist, du würdest nicht so fort wollen, ohne zu wissen wohin«, sagte Salo, »du kannst dir gar nicht denken, dass etwas so schwer zu ertragen ist, weil du immer wieder heimgehen und alles deiner Mutter sagen kannst. Wenn du das immer vor dir siehst, so kannst du dann schon zwischendurch wieder etwas vertragen. Das wollte ich wohl über mich nehmen, mit den zweien während der Schulzeit zusammenzuwohnen, wenn ich für alle Ferienwochen dahin gehen könnte, wo ich daheim wäre und Leonore da fände, die dann auch eine Heimat hätte und nicht mehr jedesmal, wenn ich zu ihr komme, weinen müsste,

dass wir keine Heimat haben. Ich denke immerfort etwas aus, was ich tun könnte, dass sie nicht mehr so lange warten muss, bis sie einmal daheim sein kann: aber es ist nicht leicht, das auszuführen; denn der Herr in Holstein, der über alles, was uns angeht, zu befehlen hat, will, dass ich viele Jahre studieren soll. Das währt aber viel zu lang, Leonore kann unterdessen sterben, und ich will doch besonders für sie das alles tun. Aber jetzt bin ich so froh, dass Leonore krank geworden ist und darum zu euch kommen durfte«, sagte er dann mit wieder hellem Blick, »ich wollte nur, sie würde noch recht lang krank bleiben — nicht stark«, verbesserte er sich schnell, »ich meine nur so ein wenig, so dass deine Mutter sie nicht fortliesse. Ich weiss ganz gut, wie wohl es nun Leonore bei ihr ist. Sie war gleich so gut und so bekannt mit uns. Seit die Tante tot ist, war kein Mensch so freundlich und lieb mit uns wie deine Mutter, und das tut Leonore mehr wohl als alles andere, was man für sie tun würde.«

Salos Worte hatte einen tiefen Eindruck auf Bruno gemacht. Noch nie hatte er daran gedacht, dass es etwas sei, das nicht alle Menschen haben, wenn man eine schöne Heimat besitze, wo es einem so wohl war wie in der seinigen, und eine Mutter zu haben, die einen jederzeit mit einer Liebe begrüßte, wie sonst niemand, der man alles mitteilen und auflegen konnte, die alles miterlebte und eine Teilnahme für alles hatte, wie kein anderer Mensch. Das alles hatte er so angenommen, als könnte es nicht anders sein. Nun trat ihm auf einmal ins Bewusstsein, wie anders es sein könne, wie Salo und seine Schwester so schmerzlich entbehren mussten, was er von jeher im höchsten Masse genossen hatte, ohne nur daran zu denken. Nun erfasste ihn eine so grosse Teilnahme für den neuen Freund, der so edel und nett aussah und schon so viel Leid für sich und seine Schwester hatte tragen müssen, dass Bruno mit allem Feuer seiner Natur den Gedanken ergriff, alles zu tun, um Salo zu helfen, dass er seinen Plan, für sich und seine Schwester eine Heimat zu gründen, ausführen könne. Das war nun wirklich etwas viel Wichtigeres, als seine Abneigung, mit den Brüdern Knippel zusammenzusein.

»Nun will ich auch an nichts anderes mehr denken«, sagte er jetzt als Schluss seiner Gedanken, »als nur immerfort daran, was du tun könntest, um deinen Zweck zu erreichen. Wir machen gewiss etwas ausfindig, wenn wir zwei gar nicht aufhören einen Weg zu suchen, bis wir ihn gefunden haben.«

»Es ist doch wunderbar«, sagte Salo, ganz gerührt von Brunos warmer Teilnahme, »im Institut habe ich allerlei Freunde, aber nicht einen einzigen, dem ich hätte sagen können, was mir immerfort im Sinn liegt und mich drückt, wie ich es dir jetzt sagen konnte, weil du so anders bist, als sie alle. Willst du mein Freund sein?«

Bruno schlug fest in Salos dargereichte Hand ein, und mit strahlenden Augen rief er aus: »Ja, das will ich, mein ganzes Leben lang will ich dein Freund sein, das sollst du sehen. Am liebsten möchte ich dir gleich zulieb tun, was du am allermeisten wünschst, wie du mir getan hast.«

»Ich habe dir ja noch nichts zulieb tun können«, sagte Salo erstaunt.

»Oh ja, jetzt, da ich weiss, dass ich einen Freund habe, wie du, ist mir der ganze Schrecken vor dem Zusammenleben mit den zweien vergangen. Ich weiss, ich kann sie nun machen lassen, was sie wollen, ich kann immer denken, ich habe einen Freund, der denkt ganz so wie ich und hätte den gleichen Eindruck von ihrem Tun, und ich kann dir alles sagen, und dann sagst du mir wieder, was du von allem denkst. So kann ich sie ganz laufen lassen und mich zu dir halten.«

»Weisst du, wie ich meine, dass eine rechte Freundschaft sein sollte«, sagte Salo mit strahlenden Augen — denn die neue Freundschaft hatte auch ihn ganz froh gemacht — , »ich meine, es müsste so sein: wenn wir etwas erfahren, das uns böse macht, weil es hässlich und roh und gemein ist, dann müssten wir gleich denken können: ich habe einen Freund, der nie so handeln

könnte; und wenn wir etwas erfahren, das uns ganz besonders gefällt, weil es gross und schön und edel ist, dann müssten wir gleich wieder denken können: geradeso würde mein Freund auch handeln. Denkst du nicht auch so?«

Bruno war nicht selbstgerecht. Die Mutter hatte ihm seine Fehler immer so deutlich vor Augen gehalten, dass er sie wohl kannte. Zögernd sagte er: »Wenn man nur immer gleich so sein könnte, wie man wollte. Würdest du einem Freund dann nicht mehr vertrauen, wenn er einmal oder ein paarmal nicht so täte, wie du von ihm erwartet hättest?«

»Nein, nein«, antwortete Salo schnell, »so könnte ein Freund mir auch nicht mehr vertrauen wollen. Ich meine es so: der Freund müsste so sein, dass er vor dem ersten Tun einen Abscheu hätte und das zweite immer und allein tun möchte, und dass es ihm selbst am meisten leid täte, wenn er es nicht gehalten hätte.«

Jetzt konnte Bruno völlig und freudig mit ihm übereinstimmen. Plötzlich hörten die beiden laut ihre Namen rufen, und wie sie sich umsahen, erblickten sie Kurt und Lippo, die im Galopp heranrannten, Onkel Phipp und Mea etwas langsamer ihnen folgend.

»Warten, warten!« rief Kurt so laut, dass das Echo vom Schloss her deutlich zurückrief: »Warten, warten!«

Die beiden Freunde waren eigentlich eben daran zu tun, was geboten wurde; denn sie sassen ganz ruhig an ihrer Halde. Nun waren die Brüder da, und bald folgten Mea und der Onkel, dieser mit allen Zeichen des Schreckens auf dem Gesicht.

»Du wirst doch nicht mit Salo zum Schloss hinaufgelaufen sein, Bruno?« rief er aufgeregt aus.

»O nein, Onkel«, erwiderte Bruno, »wir haben uns hier am Wege niedergesetzt. Ich wollte nur Salo das Schloss zeigen, weil es doch einmal seinem Onkel gehört hat. Aber er weiss nichts davon; er sagt, es sei gewiss schon lange verkauft, er hat gar nie etwas davon gehört.«

»Gut, gut!« sagte Onkel Phipp befriedigt. »Nun geht's schnell heimwärts. Wer wird denn einen Gast schon bei seinem ersten Besuch halb verhungern lassen; der kommt so bald nicht wieder.«

»O doch, gewiss, Herr« — Salo stockte plötzlich — , »nun weiss ich den Namen nicht mehr«, setzte er verblüfft hinzu.

»Onkel Phipp heisse ich hier«, sagte dieser, »Onkel Phipp, weiter gar nichts!«

»Darf ich denn auch so sagen? Oh, das ist so gemütlich!« rief Salo aus, nachdem ihm der Onkel freundlich zugewinkt hatte. »Also, Onkel Phipp, ich komme jedesmal, wenn Sie mich einladen, mit der allergrössten Freude wieder hierher, und wenn Sie mir gar nichts zu essen geben wollten, ich käme doch mit unerhörter Freude.«

»Nein, solche Hungeranstalt haben wir nicht«, entgegnete Onkel Phipp. »Nun wollen wir gleich zu einem kleinen Festmahl, das ich bei der Käthi bestellt habe, heimkehren. Es wird aus allerlei ländlichen Gerichten bestehen. Unser Gast soll wissen, dass er bei Freunden eingekehrt ist.«

»Oh, das weiss ich schon, Onkel Phipp, das habe ich gleich im ersten Augenblick gefühlt, als ich bei Ihnen war«, rief Salo aus.

Nun wanderte die Gesellschaft fröhlich den Berg hinab, dem heimatlichen Hause zu.

Hier stand Mäzli unter der Haustür und sperrte die Augen so weit auf, als es ihm nur möglich war. Eben hatte ihm Käthi mitgeteilt, dass es heute Eierkuchen und Äpfelauflauf und Schinkenschnitten und saure Milch und süsse Butterbrote gäbe; denn da sei ein Gast

angekommen, ein sehr netter, und dazu noch Onkel Phipp. So schaute Mätzli in gespannter Erwartung den Heimkehrenden entgegen. Als sie nahe genug gekommen waren, betrachtete Mätzli den Gast recht genau.

Er musste seinen Erwartungen entsprechen; denn jetzt lief es ihm schnell entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: »Willst du ein wenig bei uns bleiben?«

Salo lachte: »Ja, das wollte ich wohl gerne.«

Dann erfasste Mätzli seine Hand und führte ihn ins Haus und nach der Stube, wo der einladende Tisch schon gerüstet stand; denn Käthi wusste, wie alles sein musste; sie war schon viele Jahre im Hause. Nun setzte man sich zu Tisch, und Onkel Phipp war so fröhlich und unterhaltend, und alles, was er befohlen hatte, schmeckte so vortrefflich, dass es wirklich allen wie ein Festmahl vorkam, und Salo sagte: »Einen so herrlichen Schluss meiner Ferien hätte ich mir gar nicht denken können und wenn ich mir das Schönste, das ich kenne, vorgestellt hätte.«

»Wenn doch Salo nur ein paar Tage dableiben könnte, nur auch einen«, meinte Bruno, und alle vier Geschwister unterstützten mit lautem Rufen den Wunsch und baten Onkel Phipp, den Salo zu bestimmen, dass er morgen noch dableibe, nur den einen Tag, das wäre so wundervoll und herrlich für alle.

»Ja und für mich am meisten«, sagte Salo; »aber das darf ich nicht tun. Morgen um zehn Uhr holen mich mein Lehrer und einige Schulgenossen in Sils ab, das steht ganz fest, und es ist gar keine Möglichkeit, dass ich dableibe, und wenn ich es mehr wünschte, als alles, was man nur wünschen kann.«

»Das ist bestimmt gesprochen«, sagte Onkel Phipp, »so ist's recht; Salo weiss: was sein muss, das muss sein, auch wenn es uns nicht gefällt. Nun sollt ihr ihn auch nicht mehr bestürmen, dass er bleiben soll. Nun machen wir gleich ein lustiges Spiel und freuen uns, dass wir noch beisammen sind.«

Onkel Phipp setzte dann auch gleich das Spiel in Gang, und die fröhlichste Stimmung war bald wiederhergestellt.

Genau um die Zeit, da die Mutter täglich die Kleinen zum Aufbruch rief, sagte Lippo: »Onkel Phipp, jetzt muss man das Abendlied singen, und dann müssen das Mätzli und ich zu Bett gehen.«

Das passte aber dem Mätzli nicht; es war mitten im Spieleifer, und Salo, der an seiner Seite sass, war zwischendurch so freundlich und so lustig und spannend mit ihm, dass es ihm besser gefiel, dazubleiben, als ins Bett zu verschwinden. Es kletterte schnell von hinten auf des Onkels Stuhl, umfasste schmeichelnd seinen Hals mit beiden runden Armen und flüsterte in sein Ohr:

»Onkelchen Phippchen, gelt, heute ist ein Festtag, da dürfen wir auch noch ein wenig hierbleiben; das Spiel ist so lustig, und ins Bett gehen ist so furchtbar langweilig.«

»Ja, ja, heut ist ein Festtag«, bestätigte Onkel Phipp, »nun dürfen die Kleinen auch länger bleiben; wir fahren noch zu spielen fort, alle miteinander.«

Mätzli hüpfte mit Freuden an seinen Platz zurück, und fröhlich wurde weiter gespielt. Es war ein ausserordentlich kurzweiliges Spiel, und durch Onkel Phipps Bemerkungen zwischendurch wurde es noch lustiger. So bemerkte niemand, wie ungewöhnlich still das Mätzli geworden war.

Plötzlich sagte Salo: »Oh, seht doch, Mätzli ist tief eingeschlafen, es fällt fast vom Stuhl.«

Wirklich wäre Mätzli jetzt vom Stuhl gefallen, hätte nicht Salo schnell seinen Arm um das Kind gelegt und es sorgsam festgehalten.

Nun trat Onkel Phipp herzu: »Komm, komm, Mätzli«, sagte er ermunternd, »mach schnell die Augen auf, dann geht Mea mit dir hinauf zu Bett.«

»Nein, nein«, wimmerte Mätzli und bewegte sich nicht.

»Doch, doch, komm, sieh, wir gehen nun auch alle«, fuhr der Onkel fort, »du willst doch nicht allein hierbleiben?«

»Nein, nein, nein«, stöhnte Mätzli kläglich.

»Mea, gib mir ein wenig Zuckerbrot«, befahl der Onkel, »dann erwacht Mätzli und kommt zu sich.«

»Wir haben kein Zuckerbrot im Haus, Onkel«, entgegnete Mea.

»Was? Nicht einmal das Nötigste in einem Haushalt von so viel Kindern! Dafür werde ich morgen sorgen«, sagte der Onkel aufgeregt. »Willst du ein Süssholztäfelchen, Mätzli? Komm, schmeck einmal, wie süß das ist.«

»Nein, nein, nein«, wimmerte Mätzli wieder und in so wehmutsvollen Tönen, wie man sie von dem entschiedenen Mätzli noch gar nie vernommen hatte.

Plötzlich schoss ein erschreckender Gedanke durch Onkel Phipps Kopf. »Sollte das Kind schon das Fieber von oben herunter erwischt haben? Was soll man nur tun? Was ist da zu machen?« rief er in wachsender Aufregung aus.

Unterdessen war Käthi ins Zimmer getreten, um zu sehen, ob noch etwas gewünscht werde.

»Das macht man so, Herr Falk«, sagte sie, indem sie herzutrat, Mätzli schnell in ihre festen Arme nahm und nach seinem Schlafzimmer trug. Hier wurde es trotz alles Stöhnens rasch feiner Hüllen entledigt und ins Bett gelegt, wo es ohne alles Fieber sofort prächtig weiterschlieft.

»Ah, das wäre denn auch gut vorübergegangen«, sagte Onkel Phipp erleichtert, als Käthi mit der Nachricht zurückkehrte. »Nun mein ich, wäre die Zeit gekommen, da wir alle unsere Lagerstätten aufsuchen können. Lippo sieht auch aus, als könne er kaum mehr auf seinen kleinen Beinen stehen.«

Lippo sah kreideweiss aus vor Müdigkeit. Er riss von Zeit zu Zeit seine Augenlider krampfhaft in die Höhe, und ganz leise fielen sie immer wieder herunter. Der Onkel nahm ihn an der Hand und wollte ihn fortführen; aber er sträubte sich.

»Onkel Phipp, wir haben das Abendlied noch nicht gesungen«, sagte er, sich am Klavier festhaltend.

»Barmherzigkeit, nun kommt das noch!« rief der Onkel in rechtem Schrecken aus, »nein, nein, nun ist's zu spät, aber morgen abend singt ihr zwei Lieder, dann ist alles wieder im Gleichgewicht.«

»Dann haben wir nur für morgen zwei Lieder gesungen, aber für heute immer noch keines«, bewies Lippo in kläglichem Ton, sich fest ans Klavier anklammernd und den Onkel zurückziehend.

»Es hilft nichts, es muss sein«, sagte mit Ergebung Onkel Phipp, der die Zähigkeit seines Patenkindes in Erfüllung des Gesetzes erfahren hatte. »Kurt, du weisst Bescheid mit den Liedern. Such das kürzeste im ganzen Gesangbuch aus, sonst müssen wir bis morgen singen, wenn wir nicht noch einen Hauptjammer erleben wollen. Aber wart noch, Kurt, eine singbare Melodie muss das Lied haben; da ist ja niemand, der Klavier spielt, so muss ich noch den Vorsinger

machen. Willst du denn auch noch mit uns singen, Salo, oder wird es dir zu spät? Du kannst dich die Treppe hinauf rechts ins Eckzimmer zurückziehen, wenn du es vorziehst.«

»Oh nein, ich will hierbleiben, solange nur noch jemand dableibt«, entgegnete Salo, »ich will auch gern mitsingen und alles mitmachen; es ist ja alles so lustig und merkwürdig, was hier vorgeht.«

Kurt hatte das richtige Lied gefunden, und Onkel Phipp stimmte kräftig an, so dass sich alle zurechtfinden und ein helltönender Chor entstand. Lippo gab ganz klägliche Töne von sich; aber er sang, mit dem überwältigenden Schlaf kämpfend und ringend, bis zur letzten Note mit. Jetzt konnte endlich die Gesellschaft die Treppe hinaufwandern, um die verschiedenen Schlafzimmer zu erreichen.

»Ah«, sagte Onkel Phipp aufatmend, als alle oben an der Treppe angekommen waren, »da wären wir denn so weit. Es hat etwas auf sich, so ein ganzes Büschel Kinder, wo immer eines anders ist als das vorhergehende, in der Ordnung zu erhalten. Für heute wären wir denn glücklich fertig geworden. — Was? Noch nicht? Was ist denn bei dir noch los, Bruno?«

Dieser hatte sich dem Onkel mit deutlichen Anzeichen genähert, dass er noch gern etwas von ihm hätte. Jetzt zog er den Onkel auf die Seite.

»Ich möchte dich gerne noch um etwas bitten«, sagte Bruno, »du tust mir vielleicht einen grossen Gefallen, Onkel Phipp. Wir haben noch soviel miteinander zu sprechen, Salo und ich, und morgen früh muss er ja fort. Da wollte ich dich fragen, ob du nicht den Kurt neben dir im Besuchszimmer schlafen lassen wolltest, dann könnte Salo Kurts Bett in meinem Zimmer einnehmen.«

»Was fällt dir ein, Bruno«, fuhr der Onkel auf, »da solltest du einmal hören, was uns deine Mutter morgen sagen würde! Wir hätten einen Wallerstätten zu Gast und würden ihm ein schon gebrauchtes Bett anbieten! Was wäre das für eine Tat, vielmehr Untat in ihren Augen! Das kann nicht sein, durchaus nicht, das musst du selbst einsehen, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Bruno niedergeschlagen; denn er sah es wirklich ein. Aber solche Niedergeschlagenheit konnte Onkel Phipp nicht mit ansehen.

»Hör, Bruno«, sagte er gleich wieder, »du siehst ein, so geht's nicht; aber ein Onkel weiss Rat, dafür ist er da, wir machen's so: ich gehe in dein Bett, und du gehst mit Salo ins Besuchszimmer, so wird's gehen, nicht?«

»Oh, danke, Onkel Phipp, wie du bist, gibt's keinen Onkel mehr«, rief Bruno hochofren aus.

Endlich war dann auch das letzte Anliegen an Onkel Phipp für heute erledigt, und die ganze Gesellschaft war willig, zu Ruhe zu gehen. Bald lag auch tiefe Stille über dem eben noch so bewegten Hause. Auch die Kranke im obersten Gemach lag so ruhig schlafend auf ihrem kühlen Kissen, dass es gar nicht merkte, wie Frau Maxa noch einmal mit der kleinen Lampe an ihr Lager trat und ihre Atemzüge sorglich belauschte bevor auch sie sich hinlegte. Nur im Zimmer der Freunde wurde immer noch gesprochen, immer noch, als Mitternacht längst vorüber war.

Die beiden verstanden sich so völlig in allen Stücken und auf allen Gebieten, dass Bruno in seiner Begeisterung darüber vorschlug, sie wollten dem Schläfe keine Minute dieser Nacht abtreten, und Salo wünschte immer wieder, wenn doch nur Bruno einer seiner Institutsgenossen wäre oder werden würde. Endlich kam unvermerkt der besiegende Schlaf auch über die zwei Freunde und schloss ihnen Mund und Augen.

Was der Mutter Abwesenheit nach sich zieht

Was der Mutter Abwesenheit nach sich zieht

Am anderen Morgen durfte Salo bei seiner Schwester eintreten, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie schaute ihm so heiter entgegen, dass er ganz erfreut fragte: »Ist dir schon soviel besser als gestern, Leonore?«

»Oh ja, mir ist so wohl hier, als wäre ich hier daheim«, antwortete sie mit leuchtenden Augen. »Es ist gerade so, als wäre unsere Mutter vom Himmel heruntergekommen, mich zu pflegen.«

»Ja, und wenn du erst aufstehen und herunterkommen darfst und die ganze Familie kennst, da wirst du dich erst recht freuen«, sagte Salo, »da wirst du erst recht das Gefühl haben, du seiest in einem Hause, zu dem du gehörst, als wäre es deine Heimat.«

»Oh, wie schade, dass du fort musst, Salo«, seufzte Leonore; aber die Tränen kamen nicht unaufhaltsam wie gestern; es war ein ganz anderes Zurückbleiben für sie, als sie gestern vor sich gesehen hatte.

Nun trat Frau Maxa wieder ein. Sie hatte einen Augenblick das Zimmer verlassen, damit die Geschwister sich allein sehen konnten. Es war Zeit für Salo abzureisen. Nun nahm er Abschied von der Schwester; heute war es ihm viel schwerer, selbst fortzugehen, als Leonore zurücklassen zu müssen, wie es noch gestern für ihn gewesen wäre.

»Ich kann jetzt gar nicht mehr sagen: ich hoffe, du kommst mir bald nach; ich wünsche dir ja, dass du noch lange dableiben könntest«, sagte er fröhlich, und Leonore lächelte ganz befriedigt dazu. Unten beim Wagen stand Onkel Phipp, zur Abreise bereit, die Kinder kamen alle auf Salo losgerannt. Nun folgte ein Abschied, als verliesse ein langjähriger Freund der Familie, in der er ganz als ein Glied aufgenommen war. Jedes der Kinder zeigte sein Leid in besonderer Weise. Mäzli rief fort und fort: »Komm bald wieder, Salo, komm bald wieder!«

Als der Wagen jetzt dahinrollte und alles still wurde, und Salo nur von weitem noch die weissen Tücher die letzten Grüsse nachschwingen sah, musste er schnell ein paar Tränen wegwischen. So wohl und heimatlich hatte er sich noch nie und nirgends gefühlt, und nun musste er so weit fort und kam vielleicht nie mehr zurück.

Als um die Mittagszeit die Kinder aus der Schule heimkehrten, waren sie alle noch so erfüllt von Salos Erscheinen und seinem viel zu schnellen Verschwinden, dass sie sämtlich ein brennendes Verlangen hatten, der Mutter ihre Eindrücke mitzuteilen und sich ihrer immer regen Teilnahme erfreuen zu können. Immer hatte auch das eine oder andere wieder vergessen, dass man jetzt die Mutter nicht aufsuchen durfte, und wollte plötzlich die Treppe hinaufrennen. Aber da traf es auf unerwarteten Widerstand. Lippo hatte sich gleich nach der Heimkehr an die Treppe gestellt, um aller Übertretung zu wehren. Auch ihm hatte die Mutter überall gefehlt, als er nach Hause kam; aber er hatte sich gleich erinnert, was sie für ein Verbot gegeben hatte. Nun fiel ihm aber ein, dass die anderen es vergessen und übertreten könnten. So stellte er sich auf der ersten Stufe fest, und wie eines der Geschwister heranrannte und, des Verbots vergessend, hinaufstürzen wollte, hielt er es mit beiden Händen fest und schrie: »Man darf nicht! Man darf nicht!« und dazu so laut, dass jedes vor Schrecken wieder fortlief; denn das Jammergeschrei musste ja bis ins Zimmer der Kranken hinaufdringen. Nur Käthi erkannte Lippos wertvolle Tätigkeit; denn es war ihr

übergeben worden, die Kinder zurückzuhalten, wenn sie das Verbot vergessen sollten; aber ihr Ermahnen wäre nicht so erfolgreich gewesen, das wusste sie aus anderen ähnlichen Erfahrungen. Um diese Zeit sass Mäzli vergnügt am Tisch der Apollonie und verspeiste mit Lust einen schneeweissen Milchbrei, den nur die Apollonie so schön zu bereiten verstand und der niemals fehlte, wenn Mäzli an ihrem Tische sass.

Für Loneli waren es immer grosse Festtage, wenn Mäzli zu Besuch kam; dann ging es so lustig zu bei Tisch; denn Mäzli hatte immer viel von daheim zu berichten, was für Loneli ungeheuer kurzweilig war. Auch musste es an solchen Tagen nicht, wie sonst immer, der Grossmutter genau berichten, was es in der Schule gewusst und nicht gewusst hatte. Diese wollte immer pünktlich wissen, wie es seine Schulpflichten erfüllte, und zu diesen Mitteilungen fand sie die Zeit des Mittagessens am geeignetsten, weil man dann nichts anderes darüber versäumte. So sass auch heute Loneli in heller Freude neben dem Mäzli, das immerfort von Salo erzählte, der so freundlich sei wie kein anderer Junge, und soviel netter als alle die anderen. Das hätten Bruno und Mea und Kurt auch gesagt, und sonst sagten sie nie dasselbe, sondern immer jeder etwas anderes. Der Schilderung hörte auch die Apollonie ernsthaft zu und nickte dabei dann und wann mit dem Kopfe, wie um zu sagen: ja, ja, Salo heisst einer nicht umsonst, das kenne ich. Der Gegenstand der Unterhaltung hielt sie auch viel länger auf ihrem Platze fest, als sie sonst gewohnt war, da sitzen zu bleiben.

Plötzlich fuhr sie dann erschrocken auf: »Ist das möglich? Es geht ja schon auf ein Uhr! Mach, mach, Loneli, du wirst nicht zu spät in die Schule kommen wollen! Wir haben auch etwas zu tun, Mäzli und ich, einen Gang zu machen; wohin es geht, sage ich dann auf dem Wege.«

Erst müsse sie aber noch ihr Geschirr sauber machen, unterdessen könnte ja Mäzli in ihren Garten gehen, meinte Apollonie. Dieser Meinung war das Mäzli nun gar nicht; es wollte zusehen, wie die Teller so hübsch gewaschen und getrocknet und hernach schön in eine Reihe geordnet und aufgestellt wurden, das war für Mäzli sehr unterhaltend. Nun zog die Apollonie noch eine gute Schürze und ein schönes Halstuch an, dann packte sie allerlei Hemden und Tücher und Strümpfe in einen grossen Korb, und nun zogen die beiden aus.

»Wohin gehen wir jetzt?« fragte Mäzli, den Korb musternd, »wem bringst du alle diese Ware?«

»Die gehören dem Herrn Trius«, antwortete die Apollonie, »nun gehen wir zum Schloss hinauf, bis zum Tor mit den grossen Pforten von Eisenstäben. Dort muss man die Glocke ziehen, dann kommt der Herr Trius und nimmt den Korb in Empfang. Dann kannst du dort hineingucken, bis er wieder mit dem leeren Korb zurückkommt.«

»Sieht man dort den Garten, wo die grossen Resedablumen stehen, die der Mama so gut gefallen?« fragte Mäzli.

»Ja, ja, das ist freilich der Garten«, entgegnete Apollonie mit einem tiefen Seufzer; »aber die grossen Rosen- und Resedabeete sind nicht mehr da, jetzt müsste man lange herumsuchen, um nur noch ein paar der schönen Reseden zu finden.«

»Man muss nur hineingehen, dann findet man sie schon«, sagte Mäzli mit Sicherheit.

»Ja, was denkst du, Mäzli, das darf kein Mensch. Siehst du, gar keinen Menschen lässt der Herr Trius in den Garten hinein und zum Schloss hinauf«, wiederholte die Apollonie mit Nachdruck.

»Ja, wenn man dürfte, ich wäre schon lange hinauf, oh wie gern, und wie wär's auch so nötig! Oh, wie muss es in den Zimmern aussehen! Wenn ich auch nur ein einziges Mal hineindürfte, nur auch zum Nötigsten.« Vor lauter Bekümmerniss vergass Apollonie ganz, dass sie zu dem kleinen Mäzli sprach.

»Dann brauchst du ihm auch nicht soviel Hemden und Strümpfe zu bringen, wenn er dich nicht in den Garten hineinlässt! Bring ihm nur gar nichts«, rief das Mätzli erzürnt aus.

»Nein, nein, siehst du, Mätzli, das sind seine Strümpfe und seine Hemden, ich habe ihm nur alles geflickt und gewaschen«, sagte die Apollonie erklärend, »und dann kann der Herr Trius auch nicht machen, was er will. Siehst du dort oben, wo die Fenster offen sind — nein, das kannst du jetzt noch nicht sehen; dort ist ein kranker Herr Baron, der will nicht, dass jemand in den Garten hereinkomme, und er ist der Herr und hat zu befehlen, und da darf man nicht zuwiderhandeln. Siehst du, dort kann man schon deutlich die offenen Fenster sehen.«

»Sieht man den bösen Herrn Baron auch?« fragte Mätzli, indem es forschend hinaufguckte.

»Ich habe nicht gesagt, dass er böse ist, gar nicht, Mätzli, nur dass er zu befehlen hat«, berichtete Apollonie, »und sehen kannst du ihn nicht, er liegt krank im Zimmer. Sieh, sieh, da standen die schönen dichten Himbeerhecken.« Apollonie zeigte auf wildes Gestrüpp, das an der Schlosshalde hinaufkletterte. »Ach, ach, wie war das so anders! Da gingen die zwei Prachthecken hinauf und so herum, und weit dort drüben kamen sie wieder herunter. Tagelang schmausten die Jungen daran und die Mädchen nicht weniger, und nachher habe ich erst die grossen Töpfe voll eingekocht, und jetzt! Und jetzt! Wie sieht es da aus! Lauter Gesträuch und Gestrüpp, alles verwildert ringsum! Nein, dass es hier oben einmal so aussehen könnte, das hätte kein Mensch glauben können, der das alles gekannt hat, wie ich es gekannt habe!«

Mätzli war von dem Verfall nicht sehr ergriffen. Es hatte schon lange seine Augen auf das hohe Portal gerichtet, das am Ende der Steigung zu sehen war und immer höher schien, je näher man kam.

»Nimmt der Herr Trius auch seinen dicken Stock mit, wenn er zum Tor herunterkommt?« fragte es jetzt, behutsam um sich schauend.

»Ja, ja, ohne den geht er nicht umher; aber du hast nichts zu fürchten, Mätzli«, beruhigte die Apollonie, »der tut uns nichts, ich wollte es ihm nicht raten. Sieh, dort kommt er schon. Er hat uns schon ausspioniert, der sieht ringsum alles, was vorgeht.«

Schon stand Herr Trius mit dem Stock in der Hand am Gitter und öffnete. »Recht so«, sagte er, nahm den Korb entgegen und wollte gleich wieder zuschliessen.

»Nein, nein, Herr Trius, so ist's nicht gemeint«, wehrte die Apollonie, das Tor mit kräftiger Hand zurückstossend und sich in die Öffnung stellend, »ich mache alles pünktlich und wie es sein muss und tue es gerne, weil Sie zum Schloss gehören; aber ein Wort können Sie mir schon gönnen. Ich will wissen, wie es dem Herrn geht.«

»Gleich!« war die Antwort.

»Gleich, was heisst das?« gab die Apollonie zurück. »Passen Sie denn auch auf, wie er schläft? Und kochen Sie ihm auch recht? Was isst denn der Herr?«

»Hirsch und Wildschwein.«

»Was? So was kochen Sie ihm? So saures fettes Zeug? Ist das ein Essen für einen Kranken? Was sagt denn der Doktor dazu?«

»Nichts.«

»Was, nichts? Er muss doch sagen, was der Kranke essen soll. Welchen Doktor haben Sie denn? Doch einen rechten? Der Herr kümmert sich gewiss nicht darum. Haben Sie den von Sils geholt? Der ist sorgfältig.«

»Nein.«

»Welchen haben Sie denn?«

»Keinen.«

Apollonie warf ihre Arme in die Höhe vor Aufregung. »Da liegt der Herr Baron krank und verlassen, und kein Mensch holt einen Doktor herbei! Wenn die selige Frau Mutter wüsste, wie es jetzt da zugeht! Nun muss ich hinein, so kann's nicht gehen. Lassen Sie mich hinein, der Herr soll mich nicht sehen. Ich will ihm nur etwas kochen, das ihm gut tut, und nur verstohlen sehen, wie es im Zimmer aussieht, und steht er etwa einmal auf, schnell das Bett ordnen. Lassen Sie mich ein, Herr Trius, Sie wissen, ich tue Ihnen gern alle Dienste, lassen Sie mich nur den kranken Herrn besorgen!«

Die Stimme der Apollonie war ganz bittend geworden.

»Verboten!« war die trockene Antwort.

»Aber ich bin ja keine Fremde; ich habe ja dreissig Jahre im Haus gedient«, eiferte die Apollonie. »Ich weiss ja, was sein muss und was der Herr haben muss. Es geht nicht zu in dem Haus, wie es sollte, das muss ich doch wissen. Ich denke, ich bin eine alte Bekannte vom Haus. Ich will nur jeden Tag für eine Stunde kommen, um auch das Nötigste zu tun, wie es sein muss.«

»Verboten! Mag sein, wer will«, sprach Herr Trius unabänderlich in demselben trockenen Ton. Die Apollonie mochte bitten oder zürnen in ihrer Aufregung, für ihn war es dasselbe. Sie hatte sich so ereifert in ihrer Sorge um den kranken Herrn, dass sie alles andere darüber vergessen hatte.

»Wo ist das Kind?« rief sie plötzlich in grossem Schrecken aus, »ums Himmels willen, wo ist das Kind hin? Sicher ist es zum Schlossgarten hinaufgelaufen!«

Jetzt wurde auch Herr Trius lebhaft. Er schlug plötzlich mit Wucht das Gittertor zu, drehte den ungeheuren Schlüssel um und riss ihn schnell aus dem Schloss; denn dass die Apollonie jetzt in ihrer Aufregung alles zu tun imstande wäre, um das Kind aufzufinden, das war ihm klar.

»Hexenvolk!« murmelte er zornig und schwang seinen Stock in ganz bedrohlicher Weise, indem er dem Schloss zulief.

»Herr Trius!« schrie ihm die Apollonie aus allen Kräften nach, »wenn Sie mir das Kind anrühren, so haben Sie es mit mir zu tun, hören Sie? Halten Sie den Stock herunter; es muss sich ja fürchten, wenn es Sie sieht!«

Jetzt war er verschwunden. Während Apollonie mit Herrn Trius so eifrig ins Gespräch gekommen war, dass sie beide einander fest anschauten, er in starrer Unbeweglichkeit, sie in brennender Aufregung, war Mäzli leise und flink wie eine Maus zwischen beiden durchgeschlüpft und unverzüglich dem Schlosse zugewandert. Jetzt musste der Garten mit all den schönen Blumen kommen; aber er kam nicht. Gestrüpp und Gebüsch und Grasplätze mit gelben Glitzerblumen, wie sie auf allen Wiesen wachsen, waren zu sehen; es war gar nicht, was Mäzli erwartet hatte. Jetzt betrat es die Schlossterrasse und schaute sich um, ob von da aus der Blumengarten zu sehen wäre. Dort am Ende der Terrasse, wo das Wäldchen begann, dort unter dem grossen Föhrenbaum schimmerte etwas wie feurige gelbe Blumen. Mäzli lief schnell dahin. Nein, das waren keine Blumen, es war ein gelbes Fell wie von einem Löwen, das so in der Sonne schimmerte. Mäzli musste nähergehen, um recht betrachten zu können, was wohl unter dem Fell stecke. Jetzt erhob sich plötzlich ein Kopf und zwei scharfe Augen waren auf Mäzli gerichtet.

Auf dem langen Sessel, über welchen die Löwendecke gebreitet war, hatte sich eine Männergestalt erhoben; diese blickte nach dem Mätzli hin. Sobald es sah, dass da ein Mensch und nicht etwa ein Löwe war, näherte es sich und fragte zutraulich: »Wissen Sie etwa, wo die alten, echten, herrlichen Resedablumen sind, die meine Mama immer im Schlossgarten gesehen hat?«

»Nein«, erwiderte kurz der Befragte.

»Vielleicht weiss es der Herr Trius; aber man darf ihn nicht fragen. Fürchten Sie sich auch vor dem Herrn Trius?« fragte Mätzli angelegentlich.

»Nein.«

»Aber er geht immer mit einem dicken Stock umher, und Kurt hat ein Lied gemacht, wo er alles sagt, was Herr Trius tut«, plauderte Mätzli weiter, »es fängt so an:

‘Herr Trius lebt von alters her
Und ist ein Mann von Stolz;
Und wen er trifft, den prügelt er
Mit seinem Stock von Holz.’

Jetzt weiss ich nicht mehr weiter; aber es ist noch lang. Aber jetzt will er ein Lied auf den Salo machen, weil der so nett ist; das hat er heute morgen gesagt, als Salo fort war, und wir haben ihn alle so gern, und Bruno hat gesagt, wenn er ein dummes Lied mache, so zerresse er’s ihm.«

»Heisst denn hier alles Salo und Bruno?« fuhr der Herr zornig auf.

»Nein, gar kein Mensch als nur Bruno, wissen Sie, mein Bruder«, erläuterte Mätzli, »und Salo war nur gestern da, und heute ist er wieder weit fortgereist. Aber er ist nicht gern fortgegangen, und wir wollten ihn so gern bei uns behalten; aber er durfte nicht, und wenn dann seine Schwester wieder gesund ist, so muss sie auch wieder fort. Aber wir kennen sie noch nicht; sie heisst Leonore.«

»Wer hat dich hierher geschickt?« donnerte der Herr jetzt das Mätzli an. Es schaute ganz erstaunt zu ihm auf.

»Nein, es hat mich kein Mensch geschickt, wenn doch gar niemand weiss, wo ich bin, nicht einmal die Apollonie«, bewies das Mätzli. »Ich bin nur fortgelaufen, weil die Apollonie soviel dem Herrn Trius zu sagen hatte und ich die Resedablumen suchen wollte. Denn ich bin jetzt den ganzen Tag bei der Apollonie zu Besuch, weil die Mama oben immerfort bei der kranken Leonore sein muss und nicht gut herunterkommen kann, und weil ich Käthi nicht recht folge und sie kochen muss, darum bin ich nun alle Tage bei der Apollonie. Oh, da kommt er«, unterbrach sich Mätzli plötzlich erschrocken und schmiegte sich, hilfesuchend, an den neuen Bekannten an. »Nicht wahr, Sie helfen mir schon, wenn er mir etwas tun will?« flüsterte es vertrauensvoll.

Herr Trius kam herangelaufen; den Stock streckte er vor sich her wie ein Wahrzeichen seines Berufes. Jetzt machte der Herr im Sessel eine leise Handbewegung gegen ihn hin. Sofort kehrte Herr Trius um und verschwand wieder auf demselben Wege.

»Tut er mir nun nichts mehr, wenn ich zum Tor hinunterkomme, wo er steht?« fragte Mätzli, sich nun wieder ein wenig von seinem Beschützer entfernend; denn im Schrecken vor dem nahenden Stock hatte es sich fest an ihn geklammert.

»Nein«, erwiderte er kurz; aber seine Stimme war nicht mehr so streng wie zuerst. Das merkte Mätzli augenblicklich; auch war es so dankbar, dass er den Herrn Trius so schnell verscheucht hatte; es wollte ihm so gern auch einen Gefallen tun.

»Müssen Sie immer ganz allein hier sitzen? Kommt kein Mensch zu Ihnen?« fragte es jetzt teilnehmend.

»Nein.«

»Oh, dann will ich schon wieder zu Ihnen kommen, dass Sie nicht so lange allein bleiben müssen«, sagte Mätzli tröstlich. — »Kommt denn der böse Herr Baron nie in den Garten zu Ihnen?« fragte es noch vorsichtig.

»Wo ist der?« war die Gegenfrage.

»Wissen Sie das nicht?« fragte Mätzli erstaunt. »Dort oben, wo die Fenster offen sind.« Mätzli schaute hinauf, sie standen weit offen; so trat es ganz nahe an den Sessel heran und flüsterte behutsam: »Dort liegt ein kranker Herr Baron, und wenn die Apollonie schon sagt, er sei nicht böse, so habe ich doch ganz gut gemerkt, dass man ihn fürchten muss; oder fürchten Sie ihn nicht?«

»Nein.«

»Dann fürchte ich mich auch nicht vor ihm«, sagte Mätzli, ganz sicher geworden; denn dass der Herr den mächtigen Herrn Trius so leicht verscheucht hatte und sich auch vor dem bösen Herrn im Schloss nicht fürchtete, gab ihm volle Zuversicht in seinen Schutz gegen alles, was da droben zu befürchten war.

»Nun will ich heimgehen; aber ich komme dann bald wieder.« Mätzli bot schön seine Hand und wollte höflich seinen Abschiedsgruss sagen; aber es kam auf einmal nicht mehr weiter, es wusste keinen Namen und keinen Titel.

»Ich bin der Schlossvogt«, half der Herr dem stotternden Mätzli zurecht. Jetzt konnte das Abschiednehmen in aller Ordnung vor sich gehen. Dann lief das Mätzli zurück, dahin, woher es gekommen war, und richtig, da stand der Herr Trius innerhalb des Portales, die Apollonie ausserhalb; der vorsichtige Mann hatte nicht mehr aufgemacht. Der aufgeregten Apollonie traute er zu, sie könnte mit Gewalt in den Garten eindringen, um dem Kinde nachzustürzen.

»Gott Lob und Dank, dass du wieder da bist!« rief sie, als Mätzli heraustrat und sie es wieder an der Hand hatte, nachdem Herr Trius sein Tor kräftig zugeschlagen und dem Besuche zugleich den Rücken gewandt hatte.

»Wie machst du einem angst und bange! Wie konntest du mir so fortlaufen? Ich wusste ja gar nicht, wo du hingekommen warst!«

»Du brauchtest gar keine Angst zu haben«, sagte Mätzli mit Sicherheit, »ich war die ganze Zeit beim Herrn Schlossvogt, und bei dem hat man gar nichts zu fürchten, und auch den Herrn Trius nicht.«

»Was, beim Schlossvogt? Was sagst du, Mätzli? Wer hat dir gesagt, das sei der Schlossvogt, bei dem du warst?« Apollonie sprach so aufgereggt, als wäre Mätzli jetzt noch von allem Unheil bedroht.

»Er hat es mir selbst gesagt, und er war ganz allein unter dem grossen Baum. Da sitzt er immer allein; aber ich gehe dann bald wieder zu ihm«, berichtete Mätzli.

»Nein, nein! Was denkst du, Mätzli? Wenn er nichts gesagt hat, so darfst du das nicht nur so aus dir tun. Aber der Herr Trius wird schon dafür sorgen, dass du nicht mehr hineinkommst«, sagte die Apollonie, sich selbst über Mätzlis Vorhaben beruhigend. Aber was Mätzli selbst bemerkt hatte, redete ihm so leicht keiner aus.

»Ja, wenn er dürfte«, sagte es fast ein wenig höhnend.

Heute durfte Loneli das Mätzli am Abend nach Hause bringen. Es gehörte zu Lonelis Hauptfreuden, einen Gang nach dem Hause der Frau Maxa machen zu dürfen, denn seine allerbesten Freunde waren ja Kurt und Mea. Da Loneli immer und gegen alle gefällig war, wurde es häufig mit allerlei Aufträgen von einem der Schulkinder an das andere betraut, besonders in Fällen von gespannten Verhältnissen, wo man nicht mehr miteinander sprach, sondern durch einen dritten verkehren musste. So hatte es eben heute nach der Schule noch einen Auftrag an Mea bekommen, da war es nun so froh, ihn noch ausrichten zu können.

Mea hatte durch Loneli der Elvira neuerdings einen Vorschlag zum Frieden zugehen lassen; denn solche Zustände des Schmollens und beständigen Rückenkehrens konnte sie nicht mehr ertragen. Schon zweimal vorher hatte sie versucht, die erbitterte Elvira wieder freundlich zu stimmen, aber vergebens. Im Unrecht war sie nicht, das fühlte Mea wohl; aber lieber als diese Schmollerei ertragen, wollte sie der Elvira noch einmal freundlich nachgehen. Vor Kurt durfte sie es freilich nicht sagen, der hätte es nicht gelitten oder ein schreckliches Lied darauf gemacht; aber Loneli war verschwiegen, darauf konnte Mea zählen. Eben stand sie am Fenster und sah Loneli herankommen. Sie lief ihm gleich entgegen.

»Ich habe dir etwas furchtbar Trauriges von der Elvira zu berichten«, sagte Loneli ganz niedergeschlagen.

»Was denn, was denn?« wollte Mea schnell wissen.

»Sie will nie mehr Freundschaft mit dir machen, solange sie lebt. Ich soll dir das sagen, hat sie mir aufgetragen, sonst hätte ich es nie gesagt«, fügte Loneli hinzu, »weil es mich so traurig macht.«

Mea musste sich besinnen, was sie eigentlich getan hatte. Sie hatte der Freundin eine Ungerechtigkeit vorgehalten, weiter gar nichts, dafür wollte diese sie für alle Zeit mit Entziehung der Freundschaft bestrafen.

»So soll nur Elvira schmallen bis in Ewigkeit, ich lasse sie machen«, sagte Mea jetzt, zu Lonelis Verwunderung ohne alle Traurigkeit, »es gibt auch noch andere Menschen auf der Welt und heute vor der Schule oder nachher hätte ich so gern Elvira erzählt, wer bei uns gewesen ist; denn ich habe noch nie solche Freude an einem Besuch gehabt. Und dann wollte ich ihr noch sagen, wen wir jetzt noch im Hause haben, nur noch nicht kennen; aber sie drehte mir immerfort mit allem Fleiss den Rücken zu. Siehst du, Loneli, es war ein so netter Besuch da, ein Junge, so alt wie Bruno, und seine Schwester liegt krank bei uns oben im Hause. Wir dürfen sie jetzt noch nicht sehen; aber ich freue mich so darauf, dass sie zu uns herunterkommt; denn wenn sie so nett ist wie ihr Bruder, so ist sie das netteste Kind, das wir je gesehen haben.«

Lonelis lebhaftige Augen sprühten vor Teilnahme bei der Schilderung der neuen Erscheinung.

»Wie heisst sie denn?« fragte es gespannt.

»Leonore«, teilte Mea mit.

»Oh«, fiel Loneli gleich ein, »meine Grossmutter hat auch ein junges Fräulein gekannt, das hiess Leonore, und sie sagt immer, so etwas, wie das Fräulein war, ganz wie ein Engel vom Himmel, könne es gar nicht mehr geben.«

»Ich bin froh, wenn die kranke Leonore nicht wie ein Engel vom Himmel ist, sonst will sie gewiss gar keine Freundschaft mit mir machen«, sagte Mea schnell, »Elvira kündigt sie mir ja alle

paar Wochen wieder auf, und ist doch noch lange kein Engel vom Himmel.«

»Vielleicht tut sie das gerade, weil sie noch lange kein Engel vom Himmel ist«, meinte Loneli.

Nun mussten beide ein wenig lachen. Loneli hatte manchmal so ein Wörtlein, das unerwartet das rechte Licht auf eine Sache warf, was besonders für Kurt ein Hauptvergnügen war.

In diesem Augenblick ertönte ein durchdringendes Freudengeschrei aus dem offenstehenden Hause: »Mama kommt! Mama kommt!«

Der Wächter Lippo hatte sich gleich wieder auf seinen Wachposten an der Treppe aufgestellt, sobald er aus der Schule zurückgekehrt war, und er hatte wirklich wieder Arbeit genug gefunden. Erst hatte Kurt schon wieder das Verbot vergessen und musste zurückgescheucht werden, dann hatte sogar Bruno noch einen Versuch gemacht, ganz leise zur Mutter hinaufzugelangen, und hatte einen fürchterlichen Lärm hervorgerufen.

Sie wollten ja beide nichts Böses, sondern der Mutter nur schnell unter der Tür ein Wort sagen; aber Lippo war in die grösste Aufregung geraten. Da war doch ein festes Gebot gegeben, und sie wollten es übertreten. Seinem grossen Lärm mussten sie weichen.

Dann war noch ein fremder Herr gekommen, der war in zwei Sprüngen schon mitten auf der Treppe; aber Lippo hatte seinen Rockzipfel erwischt und hielt ihn mit beiden Händen fest, laut schreiend: »Man darf nicht, man darf nicht!«

Der Herr hatte sich lachend umgewandt: »Lass nur los, Kleiner, ich bin der Doktor, ich darf schon. Der Onkel hat mir gesagt, wohin ich muss, so weiss ich meinen Weg. Aber du bist ein löblicher Wächter, dich kann man brauchen.«

Auch noch bei seiner Rückkehr hatte der Doktor den Wächter, der noch auf demselben Platze stand, eine Stütze der guten Ordnung genannt und gesagt, wenn er je einen zuverlässigen Wächter brauche, so werde er nach dem Lippo verlangen.

Jetzt aber erhob Lippo ein grosses Freudengeschrei. Er sah plötzlich die Mutter die Treppe herunterkommen, und man musste doch glauben, dass sie noch einen ganzen Tag oder zwei abgesperrt bleiben und gar nicht zum Vorschein kommen würde.

»Mama kommt! Mama kommt!«

Nun hatten sie alle den Ruf vernommen. Mea war schon gleich hereingestürzt, Loneli mit sich ziehend. Dann rannte von der einen Seite Bruno, von der anderen Kurt heran, und jetzt kam noch das Mäzli wie ein abgeschossener Pfeil und fuhr mitten in alle hinein. Die Mutter war fest eingeschlossen.

»Mama, denk doch —«

»Oh, hör nur, Mama —«

»Nun muss ich dir erzählen, Mama —«

»Weisst du, Mama?« —

So ertönten ringsum alle Stimmen auf einmal.

»Morgen, Kinder morgen«, sagte die Mutter, »wir können uns alle freuen, dass wir so bald wieder zusammenkommen. Ich wollte eines von euch zur Apollonie schicken, nun sehe ich Loneli hier, das ist mir lieb.«

Frau Maxa erklärte nun Loneli, was es der Grossmutter ausrichten sollte: Der Arzt war

dagewesen und hatte die kranke Leonore schon viel besser gefunden, die Fieber hatten sehr abgenommen, er befürchtete nichts Schlimmes mehr. Doch sollte Leonore noch mehrere Tage das Bett hüten und darum eine Pflegerin haben, besonders auch für die Nacht. Nun wäre keine bessere Wärterin zu finden für die Kranke als die Grossmutter Apollonie, und wenn diese sich einrichten könnte, für einige Tage und Nächte herzukommen, so wäre Frau Maxa für sich und die Kranke sehr froh, und der Grossmutter würde die Pflege nicht schwer werden, Loneli sollte ihr nur sagen die Kranke heisse Leonore.

Nun aber liess die Mutter sich nicht aufhalten; auf alle Fragen, mit denen sie jetzt bestürmt wurde, kam die Antwort: »Morgen, Kinder, morgen«, dann war sie wieder nach dem Krankenzimmer hinauf verschwunden.

»Sag mir dann auch, wie sie ist, wenn du sie gesehen hast, ich möchte es so gerne wissen«, sagte Loneli, als es sich von Mea verabschiedete, die versprach, dem teilnehmenden Loneli vorweg in der Schule Bericht von allem zu geben.

Am Morgen darauf erschien die Apollonie so früh am Hause der Frau Maxa, dass noch nicht einmal die Tür aufgeschlossen war; sie pochte leise. Nach einiger Zeit erschien Käthi mit noch etwas verschlafenen Augen.

»Wer wird aber auch so früh schon umherzappeln?« fragte sie ein wenig ärgerlich; denn es war ihn nicht recht, dass die Apollonie wissen sollte, wie kurze Zeit sie erst auf den Füssen war.

»Das ist die Zeit, da mein Tag anfängt«, sagte Apollonie; »aber zappeln tu ich deswegen nicht, das überlasse ich denen, die spät aufstehen. Ich komme, die Frau Pfarrer in der Krankenpflege abzulösen.«

»Sie hat ja noch gar nicht gerufen!« warf Käthi hin.

»Desto besser, sonst wär ich schon zu spät gekommen; aber etwas arbeiten kann man überall«, damit trat Apollonie in die Wohnstube ein und begann, diese in Ordnung zu bringen, so wie es jeden Morgen sein musste.

Das liess Käthi gern geschehen. Zum Dank wollte sie nun gleich ein kleines Gespräch mit ihr anfangen; aber dazu war Apollonie nicht aufgelegt. Sie hatte nur einen einzigen Gedanken, dem hing sie nach: Wer war die kranke Leonore, die sie pflegen sollte?

Konnte es möglich sein — eben wurde droben geklingelt. Apollonie lief hinauf. Frau Maxa machte die Tür auf und liess sie eintreten. Leonore sass hell erwacht auf ihrem Bett. Ihr reiches, lockiges Haar fiel ihr weit über die Schultern herab, die dunklen, ernsthaften Augen schauten verwundert auf die Apollonie, die unverwandt nach dem Mädchen blickte, während ihr die Tränen unaufhaltsam die Wangen herabrollten.

»Ach, ach«, sagte sie, nun sie sich ein wenig fassen konnte, »da muss man nicht fragen, woher diese Leonore stammt, ach, es ist ja, als komme die alte Zeit zurück. Ja, so sah sie aus, ganz so, wie sie aufs Schloss kam, nur nicht ganz so blass.«

»Leonore«, sagte Frau Maxa jetzt, »Frau Apollonie hat deine Mutter wie auch deinen Vater gut gekannt, so dachte ich, sie würde dir eine liebe Pflegerin sein.«

»O ja, gewiss«, erwiderte Leonore freudig, indem sie der Apollonie freundlich ihre Hand entgegenstreckte, »dann erzählen Sie mir auch von ihnen alles, was Sie wissen, nicht wahr?« Wie gerne wollte Apollonie das tun, aber jetzt musste sie vor Erregung nur immer noch die Augen wischen.

Der Jubel, als die Mutter nun herunterkam und anzeigte, dass sie nun wieder bei den Kindern bleiben würde, wollte gar nicht enden. Die ungewohnte Trennung war ihnen viel länger und schwerer geworden, als sie sich's vorgestellt hatten. Aber nun war alles überstanden, die Mutter war wieder da und gehörte ihnen wieder ganz und gar für alle Zeit.

Heute sollte aber nun eine Teilung der Mutter vorgenommen werden, schlug Bruno vor, damit jedes zu seinem Recht gelange; denn jetzt hatte sich so vieles angesammelt, das mitzuteilen war, dass jeder Gehör verlangte. Würden sie aber alle miteinander auf die Mutter losschreien, wie es auch schon vorgekommen war, so hätte keines einen Gewinn davon, denn sie würde keines verstehen. Also sollte heute jedes die Mutter eine Stunde lang ganz allein für sich haben, natürlich dem Alter nach.

»Die erste Stunde nach der Schule von elf bis zwölf gehört also mir«, bewies Bruno.

»Dann komme ich an die Reihe von eins bis zwei!« rief Mea, die nicht eben Mitteilungen, aber so viele Fragen für die Mutter bereit hatte, dass sie meinte, sie könnte gut drei Stunden brauchen. Die Fragen betrafen alle die kranke Leonore.

»Von vier bis fünf komme ich dran«, sagte Kurt, der mit seiner Stunde sehr einverstanden war; denn er gedachte sie ein wenig auszudehnen. Der Rest der Zeit bis zum Abendessen gehörte dann den beiden Kleinen, die konnten nicht soviel auf einmal zu sagen haben. Er dagegen hatte immer einen solchen Haufen von Beratungen mit der Mutter aufgespeichert, dass er durchaus ein gutes Stück Zeit brauchte, um damit fertig zu werden.

Die Mutter erwartete bestimmt, Brunos Unterredung werde einen letzten, heftigen Widerstandsversuch gegen das Zusammenziehen mit den Brüdern Knippel zum Gegenstand haben. Wie sehr war sie erstaunt, als sie bemerkte, dass diese Sache ganz in den Hintergrund gekommen war vor der lebhaften Teilnahme an dem Geschick seines neuen Freundes Salo.

Dass dieser so allein stand und keinen Menschen hatte, der ihm helfen wollte, dass er dazu komme, für sich und seine Schwester irgendeine Heimat zu gründen, war jetzt Brunos steter Gedanke, der ihm keine Ruhe liess. Da musste doch die Mutter einen Rat wissen, das hoffte Bruno bestimmt, und sie würde es gewiss gerne tun, sie hatte ja die Eltern der beiden schon lieb gehabt und nun die Kinder noch dazu.

Er hatte wohl recht darin: wie gerne hätte Frau Maxa da geholfen! Sie sagte es ihrem Sohn; aber sie musste ihm zugleich erklären, dass sie da keinen Rat wisse, dass sie gar kein Recht habe, sich in die Erziehung dieser Kinder zu mischen, was sie doch tun würde, wenn sie ausfindig machen wollte, wie Salo seine Studien verlassen und eine Tätigkeit ergreifen könnte, die ihn schneller zu seinem Ziel brächte. Der Herr, von dem Salo gesagt hatte, er habe zu befehlen, sei wahrscheinlich ein Verwandter seiner Mutter, der die Sorge für die Kinder übernommen habe.

Bruno war sehr niedergeschlagen. Wenn sonst die Mutter einem nicht gleich raten oder helfen konnte, so sagte sie doch zum Schluss noch: »Wir wollen schon sehen!« So blieb immer noch eine Hoffnung übrig, dass sie doch noch helfen könnte. Das sagte sie heute nicht, so war denn nichts mehr zu hoffen. Aber die Mutter sah so traurig aus, als sie Bruno ihre Machtlosigkeit bewies, dass er wohl verstand, es war nicht aus Mangel an Teilnahme, dass sie nicht half, es tat ihr selbst weh genug, dass sie nicht zu helfen vermochte.

Bruno ging so still und betrübt hinaus, wie man ihn noch kaum gesehen hatte.

Ganz anders kam Mea von der Unterredung mit der Mutter dahergehüpft. Nicht nur hatte ihr die Mutter mitgeteilt, so liebenswürdig und dankbar für jede kleine Freundlichkeit, so fein und

bescheiden sei Leonore, wie sie gar kein zweites junges Mädchen kenne, sondern noch etwas, das Mea über alles erfreute: Leonore, hatte die Mutter wiederholt gesagt, freue sich so sehr darauf, mit Mea zusammenzukommen, mit der sie im gleichen Alter war, sie hatte nur Furcht davor, dass Mea sie bald zu langweilig finden würde. Alle Mädchen im Institut sagten ihr, sie sei langweilig, weil sie so oft traurig war und nicht anders konnte. Jetzt war Mea aufs höchste gespannt auf die Erscheinung der Leonore, für die sie nun schon eine so lebhaftige Freundschaft gefasst hatte, dass sie keinen Gedanken mehr hatte, der nicht mit Leonore zusammenhing, und gar nichts mehr sprechen konnte, ohne dabei irgendwie die Leonore zu erwähnen.

»Nun muss ich wirklich ein Lied auf die heftig ausbrechende Freundschaft machen«, sagte Kurt am Abend, als Mea nach wiederholten Malen noch einmal fragte: »Aber gelt, Mutter, wenn Leonore herunterkommt, und der Herr Doktor sagt, sie sei nun gesund so lässtest du sie doch noch nicht abreisen, dann können wir ja erst recht einander kennen lernen?« Wie eine brennende Rakete fuhr Mea gegen den Bruder auf, nachdem er seinen Vorschlag gemacht hatte. »Nein, Kurt, das sag ich dir, das tust du nicht!«

»Mea, Mea«, sagte mahnend die Mutter, »siehst du, ich werde ja tun, was in meiner Macht liegt, um Leonore so lange als möglich bei uns zu behalten; aber —«

»Aber wenn du deine armen Brüder so entsetzlich anfährst vor ihren Ohren, so wird sie vor Schrecken die Flucht ergreifen und sich nicht wieder sehen lassen«, — beendete Kurt schnell den angefangenen Satz der Mutter.

Mea musste ein wenig lachen über diesen wenig getroffenen Stil der Mutter.

»Mein lieber Kurt«, sagte die Mutter, »ich kann auch ohne deine Hilfe meine Sätze noch zu Ende bringen. Eigentlich wollte ich sagen, ich werde kaum viel erreichen können, da Leonore wohl von den Damen nach ihrem Ermessen zurückgeholt wird. Aber ich muss nun zugeben, ein wenig Wahrheit war wirklich in Kurts Worten. Leonore hat ein so feines und zartes Wesen, dass sie wohl einmal erschrecken könnte, wenn du so leidenschaftlich auffährst, Mea.«

Als zwei Tage darauf der Arzt wieder erschien, konnte er sich nicht genug darüber verwundern, wie schnell der Zustand seiner jungen Patientin ein anderer geworden war. »Wäre meine Kranke nicht noch so sehr jung«, sagte der Doktor zu Frau Maxa, die ihn aus dem Zimmer begleitete, »ich würde sagen, da stecke ein Kummer dahinter, irgendein inneres Leiden, das sie hier in der liebevollen Behandlung und guten Pflege ablegen konnte. Aber bei einem Kinde ist das kaum zu denken.«

Auf die Frage der Frau Maxa, wann Leonore nun wohl das Zimmer verlassen und ihre Tage mit den allerdings sehr lebendigen Kindern zubringen dürfe, antwortete er: »Gleich von morgen an, und nichts Erfrischenderes für sie, als eine Schar lebendiger Spielgenossen.«

Damit verabschiedete er sich. Auf der Treppe traf er auf die hinaufsteigende Apollonie. Sie trug ein grosses Brett mit allerlei guten Sachen darauf als Abendessen für die Kranke.

»So ist's recht!« sagte der Doktor, »schon der Anblick der guten Dinge macht Appetit!«

»Ja, die Kranke isst ja nur wie ein Vögelchen«, sagte die Apollonie; »aber die Frau Pfarrer sagt, sie müsse etwas auslesen können, sonst habe sie gar keine Lust. Aber wie geht es denn, Herr Doktor? Sie wird uns doch wieder ganz gesund? Ist sie nicht geradezu wie ein Engel vom Himmel?«

»Die kenne ich nicht so ganz genau; aber es wird schon so was sein«, sagte er, »und mit einer guten Pflege bringen wir sie auch durch. Für die werden Sie schon sorgen, Frau Apollonie, man

könnte meinen, Sie hätten mit dieser Pflege das grosse Los gewonnen.«

»Das hab ich auch, Herr Doktor, das hab ich auch!« rief sie dem Forteilenden nach.

Noch nie war im Hause der Frau Maxa ein Ereignis mit solcher Spannung erwartet worden, wie das Erscheinen der Leonore im Kreise der Familie. Die Mutter holte sie aus ihrem Zimmer herunter, sobald die Morgenschulstunden zu Ende und die Kinder alle beisammen waren. Die drei älteren standen in stummer Erwartung auf einem Häuflein beisammen, während die beiden kleinen sich mit weit aufgesperrten Augen an der Tür aufgestellt hatten. Leonore trat ein und grüsste eines der Kinder nach dem anderen so freundlich und vertraulich, als wäre sie eine alte Bekannte von ihnen. Sie hatte sich ja so an die Mutter angeschlossen und sie lieb gewonnen, dass sie in ihren Gedanken den Kindern schon nahe stand, bevor sie diese nur gesehen hatte. Das gefiel den Kindern ganz ausserordentlich und war etwas ganz anderes, als was sie erwartet hatten; denn jedes hatte angenommen, Leonore sei von so besonderer Art, dass man sich ein wenig vor ihr genieren müsse. Nun war sie aber so, dass jedes fühlte, es könne eine ganz besondere Freundschaft mit ihr errichten, und sich vornahm, das auch auszuführen. So kam es, dass wenige Minuten nach ihrem Eintritt Leonore von den Kindern umringt in ihrer Sofaecke sass, wo die Mutter sie hingebracht hatte; denn allzu kräftig sah sie noch nicht aus. Mit freudeleuchtenden Augen suchte sie alle die Fragen und Vorschläge und Mitteilungen zu erwidern, die an sie gerichtet wurden. Es musste ihr immer wohler zumute werden in ihrer neuen so ungewohnten Umgebung; denn Leonore sah nach und nach so rosig aus, wie Frau Maxa sie noch nicht gesehen hatte. Mea hatte schon einen fertigen Plan im Kopf, wie sie es anstellen wollte, um mit Leonore nun auch dann und wann allein zu sein und so recht bekannt und vertraut mit ihr werden zu können. Nun alle Geschwister ein solches Wohlgefallen an Leonore fanden, war es nicht so leicht, sie allein für sich zu bekommen. Wenn nur die Mutter ihre Einwilligung zum Plane geben wollte! Sobald die Mittagszeit da war, da Mea ihrer Pflicht als Ordnerin des Tisches nachgehen musste, lief sie erst schnell der Mutter nach; sie konnte nicht warten, bis sie dieser ihre Angelegenheit vorgetragen hatte. Zu ihrer ungeheuren Freude war die Mutter sogleich ganz mit ihr einverstanden. Mea wünschte, den Platz der Apollonie in Leonores Zimmer einzunehmen; was noch in der Nacht für diese zu tun wäre, wollte sie so gern tun, wenn sie nur bei ihr sein dürfte. Die Mutter fand, einer besonderen Pflege bedürfte ja nun Leonore nicht mehr, und sollte ihr in der Nacht etwas zustossen, das nicht vorauszusehen war, so wäre Mea schnell unten, um die Mutter zu holen. »Leonore wird dir soviel sein, ohne dass sie selbst es weiss«, schloss die Mutter, »dass ich mich freue, wenn du auch etwas für sie tun kannst.«

Frau Maxa teilte den Entschluss der Apollonie mit und meinte, sie werde ja auch froh sein, wieder heimgehen zu können.

»Für diesen Engel täte ich mit Freuden alles, was in meinen Kräften liegt«, erklärte sie, »gern ginge ich in die Wüste für immer, könnte ich ihr nur dadurch eine Heimstätte verschaffen.«

Als sie nach Tisch kam, um von Leonore Abschied zu nehmen, drückte ihr diese herzlich die Hand und dankte ihr warm für ihre gute Pflege.

»Ich werde es gar nie vergessen, wie freundlich Sie mit mir gewesen sind, Apollonie«, sagte sie herzlich. »Sobald ich hinaus darf, will ich Sie auch besuchen, und dann, wissen Sie, dann kommen wir vielleicht erst recht zusammen.«

»Ach ja, wenn so etwas sein könnte! Sie müssen mit der Frau Pfarrer darüber reden«, sagte Apollonie. Dann ging sie.

Nun erzählte Leonore, wie Apollonie ihr die schöne Heimat ihrer Eltern und das herrliche Leben

auf dem Schloss geschildert habe, und wie sie ihr dann geantwortet habe, sie würde gar nicht eine so schöne Heimat begehren, wenn sie nur ein ganz kleines Plätzchen ihr eigen nennen dürfte, wo sie mit Salo daheim wäre. Da hatte die gute Apollonie ausgefunden, sie könnten vielleicht bei ihr wohnen, sie würde ihren allen Platz geben, bis auf ein kleines Kämmerchen, und dann könnte sie ihnen alle Dienste tun, so dass sie sonst gar niemand bedürften. Das wäre nun so wundervoll, meinte Leonore, wie sie sich nichts Herrlicheres denken könnte; dann könnte sie immer zu Frau Maxa und den Kindern kommen, und Salo hätte eine so ungeheure Freude, wenn sie ihm das schreiben könnte.

»Ja, das kannst du«, fiel Mäzli schnell ein, »da kann man gut wohnen, und Loneli ist dann noch da und tut, was man will. Und die Apollonie kocht immer, was man am liebsten hat.«

»Die Mäzen und die Spatzen,
Die denken nur ans Atzen!«

fügte Kurt hinzu.

Bevor noch Mäzli von der Mutter in Erfahrung bringen konnte, was das Atzen sei, um den Spottspruch beantworten zu können, hatte diese sich schon zu Leonore gewandt.

»Liebes Kind, ich möchte nicht, dass du dich in einen Gedanken einleben würdest, der nur zu einer Enttäuschung führen kann«, sagte sie. »Unser erster Ausgang soll zu Apollonie sein, damit du sehen kannst, von welchem Häuschen die Rede ist. Und dann wäre ja doch das Haupthindernis nicht gehoben, Salo braucht noch Jahre, bis er so weit ist.«

»Eben darum habe ich gedacht, bei der guten Apollonie zu wohnen, wäre für uns so prächtig, wie sonst nirgends«, meinte Leonore. »Zu ihr könnte ich gut allein einziehen, weil sie auch da wäre, und für alle Ferien könnte Salo dann zu mir heimkommen, bis er zuletzt ganz bei mir daheim bleiben könnte, so nahe bei Ihnen allen.«

Leonore hatte sich offenbar schon tief in den Gedanken dieses Daheims eingelebt und sah nun eben mit solchem Verlangen nach Zustimmung zu Frau Maxa auf, dass diese es nicht über sich brachte, ihr gleich die ganze Hoffnung zu nehmen. Sie zog vor, die Sache fürs erste fallen zu lassen, konnte man erst einen Gang zu Apollonie machen, so musste sich Leonore selbst überzeugen, dass sie sich Unausführbares vorgestellt hatte.

Lag auch in den dunklen Augen der Leonore fast immer ein Ausdruck der Traurigkeit, so konnte sie doch auch einmal herzlich fröhlich aussehen. So war es am heutigen Abend, wie sie mitten unter den Kindern sass, wo jedes ihr am nächsten sein wollte und ihr soviel zu erzählen hatte, dass sie ein Gefühl überkam, als sei sie heimgekommen in eine Familie, zu der sie gehörte. Es hatte auch jedes sein besonderes begründetes Verhältnis zu ihr: Bruno als naher Freund ihres Bruders sah sich als ihren Beschützer und Vertrauten an, der über sie zu wachen hatte, dass ihr kein Leid, aber viel Liebes geschehe. Mea, die schon alle die Tage her keinen anderen Gedanken mehr, als die neue Freundin gehabt hatte, brachte dieser nun auch die ganze Wärme ihres freundschaftdurstigen Herzens entgegen. Kurt sah es als seine dringende Pflicht an, die etwas düster gestimmte Leonore mit aller Macht aufzuheitern. Lippo war immer noch ein wenig unter dem Eindruck seines Wächteramtes und drängte sich sorgsam an Leonore heran, als hätte er sie zu hüten. Mäzli war überzeugt, dass es den Gast zu unterhalten hatte, und erzählte von allem, was es wusste, je ein Stück, und dann wieder etwas Neues. Auch die Familie Knippel lernte Leonore bei dem Anlass kennen. So verstrich die Zeit für alle ungeheuer schnell, und ein grosser Jammer brach los, als die Mutter fand, nun möchte es für Leonore genug sein, dieser erste Tag des Wiederaufgestandenseins durfte nicht zu lange ausgedehnt werden.

»Und nach diesem ersten Tage wird nun noch mancher kommen, den wir so fröhlich zusammen verleben werden«, fügte sie hinzu, »dessen wollen wir uns doch nun freuen.«

»Es werden vielleicht nicht so viele sein, ich bin wirklich heute schon ganz wohl«, sagte Leonore mit einem Seufzer.

Frau Maxa lächelte.

»Dafür wollen wir doch Gott danken, dass es so ist. Eine rechte Erholung hast du aber doch noch nötig, und die soll dir, hoffe ich, bei uns noch zuteil werden.« Dann begleitete sie die beiden Mädchen nach ihrem hochgelegenen Zimmer hinauf, um sich zu versichern, dass da oben nichts fehle; denn schon heute sollte ja Mea die alleinige Hüterin der doch noch nicht so ganz Genesenen sein. Mea war so geartet, dass sie in jeder neuen Freundin etwas ganz Besonderes voraussah; denn ihre Einbildungskraft war nicht weniger in Tätigkeit bei jeder neuen Bekanntschaft, als ihr warmes Herz, das sie einer solchen entgegenbrachte. So kam es denn, dass Mea viele Täuschungen zu erleben hatte; denn so wie sie sich vor der näheren Bekanntschaft vorgestellt hatte, dass diese Freundinnen sein müssten, waren sie nun gewöhnlich nicht, was Mea dann viel Leid bereitete. Sie wollte dann so gerne das schöne Bild festhalten, das sie sich gemacht hatte, und doch stimmte es gar nicht mit dem, was sie an der Freundin erlebte; dann kämpfte sie meistens so lange darum, bis der Bruder Kurt mit seiner gewohnten Deutlichkeit ihr die volle Erkenntnis der wirklichen Dinge beibrachte. Da war dann keine Hilfe mehr; was einmal so klar bewiesen war, musste sie gelten lassen. Sobald aber eine neue Erscheinung auftauchte, die die schnell geweckten Freundschaftsgefühle der Mea erregte, so ging diese ihr trotz aller Enttäuschungen sogleich mit ganz denselben Erwartungen auf etwas Besonderes entgegen, das war nun einmal nicht bei ihr zu ändern.

Eine Woche war nun vergangen, seit Leonore den ersten Tag als Genesende im Kreise der Familie zugebracht hatte. Mea, die nicht nur die Stunden des Tages, wie die anderen Geschwister, mit ihr zubrachte, sondern auch noch die spätere Abendzeit, und diese dann ganz allein in der grössten Vertraulichkeit mit ihr verlebte, war in hellem Entzücken über die neue Freundin. Jeden Augenblick des Tages, den Mea zu Hause verbrachte, suchte sie an Leonores Seite zuzubringen, und musste sie sich zu Zeit der Schulstunden von ihr trennen, so kannte sie auf dem Hin- und Herwege keinen anderen Gesprächsgegenstand mehr als Leonore.

Wunderbarerweise hatte Kurt noch kein einziges Mal sein Sprüchlein vorgebracht, das er sonst bei solchen Freundschaftsanfällen der Mea anwandte: »Es wird schon noch anders kommen!« Im Gegenteil, er stimmte eifrig in die Freude von Mea über die ganz unvergleichliche Bekanntschaft ein, und es schien wirklich, als sei er diesmal selbst von dem »Freundschaftsfieber« angesteckt, wie er in ähnlichen Fällen gewohnt war, Meas Zustand zu nennen.

Bruno musste unter einem ähnlichen Eindruck stehen. Während er sonst in den Freistunden mit seinen Büchern in einer Ecke sass und sich um nichts kümmerte, was die anderen trieben, setzte er sich jetzt immer gleich in den fröhlichen Kreis und hatte meistens etwas zu erzählen oder vorzuzeigen, um Leonore zu unterhalten, und alles wurde in so zahmer, ruhiger Weise getan, als könnte sich Bruno kaum anders gebärden.

Lippo fühlte sich so behaglich in der Nähe der immer freundlichen Leonore, dass er sich fortwährend so nah als möglich zu ihr hielt. Nie hatte sei ein ungeduldiges Wort gegen ihn, wie eingehend und genau er ihr auch seine Erlebnisse erzählen mochte, immer ermunterte sie ihn, nur fortzufahren und schützte ihn erfolgreich vor allen spöttischen Bemerkungen der Geschwister. Von Zeit zu Zeit sage er dann vertraulich und fest überzeugt, dass dies für alle das beste wäre: »Bleib du doch nur immer bei uns, Leonore, da bist du doch daheim, wenn du sonst keine Heimat

hast«, was er ja aus ihren eigenen Worten gehört hatte.

Dann wurde Leonore aber ganz dunkelrot, als hätte Lippo sie auf einen Gedanken ihres Herzens betroffen, den sie doch gar nicht hegen durfte. Als die Mutter das einmal bemerkt hatte, sagte sie im gewohnten letzten Abendgespräch dem Lippo, er dürfe diese Worte nicht wiederholen. Es wäre ja für sie alle eine ganz ungeheure Freude, Leonore hier zu behalten; aber das könne nun einmal nicht sein, und davon zu sprechen, tue Leonore nur weh. Nun es ein festes Verbot war, davon zu sprechen, übertrat es auch Lippo nicht wieder. Aber in seinem ganzen Tun zeigte er Leonore so deutlich als nur möglich, dass er sie am liebsten immerfort in seiner nächsten Nähe behalten wollte.

Mäzlis grosse Liebe, die es für Leonore gefasst, zeigte sich besonders darin, dass es sich gedrunken fühlte, seine hilfreiche Hand für sie in Tätigkeit zu bringen. Denn dass Leonore das nötig hatte, erkannte Mäzli aus vielen Zeichen, besonders auch daraus, dass sie auf einmal ganz traurig aussehen konnte, wenn gerade alle im Kreise zusammensassen und am allerlustigsten waren und Leonore eben noch ganz fröhlich mitgemacht hatte. Aber es wollte ihr schon helfen, es wusste wohl wie: es wollte der Apollonie sagen, wie schön sie alles für Leonore einrichten müsse und dann auch noch für ihren Bruder, der für die Ferienzeit immer herkommen würde. Es hatte aber im Sinne, diese Vorbereitungen selbst zu überwachen, damit alles so schön würde, wie es für Leonore sein müsste.

Diesmal musste die neue Freundin der Mea wirklich etwas besonderes an sich haben, dass die Geschwister alle von demselben Zug zu ihr erfasst waren und jedes ihr gern zulieb tun wollte, was es nur tun konnte. Was das besondere an ihr war, wusste keiner so recht zu sagen, es war eben ihr ganzes Sein und Wesen, das so ganz anders war, als dasjenige aller der Freundinnen der Mea, die bis jetzt aufgetreten waren, darin stimmten sie alle überein. Noch nie hatten auch die Kinder erlebt, dass ein Kind von ihrem Alter so höflich gegen jedermann war, die Küchenkäthi gar nicht ausgenommen, wie Leonore, und dass sie für die Geschwister alle nur herzliche und liebevolle Worte hatte und doch jedes freundliche Wort von ihrer Seite so aufnahm, als sei es etwas, für das sie besonders dankbar sein konnte. Das war ihnen etwas ganz Neues, aber auch so Wohltuendes, dass jedes bei sich dachte, wenn es doch nur alle anderen auch so machen wollten, dann könnte es selbst auch ganz gut so handeln, und dann gäbe es gar keine Streit- und Haderszenen mehr, die doch auch dann und wann zwischen den Geschwistern vorkommen konnten und schliesslich doch wieder allen leid taten. Nur eines hatten die Kinder bei Leonore zu bedauern, dass sie immer mitten in der fröhlichsten Unterhaltung so traurig werden konnte, dass auch die anderen eine Zeitlang nicht mehr froh zu sein vermochten. Leonore tat zwar, was sie konnte, um die Eindrücke zu überwinden, die plötzlich so niederschlagende Gedanken in ihr aufwecken konnten; aber nicht immer konnte sie die frohe Stimmung wiedererlangen, manchmal war der Eindruck zu tief gegangen. Die Mutter sagte dann tröstend, wenn Leonore nur erst hinauskommen und dann täglich mit den Kindern durch Feld und Wald streifen könne, dann werde sie kräftiger werden, und manches, das jetzt drückend auf ihr liege, komme ihr dann nicht mehr so schwer vor.

Wenige Tage nachher kehrten die Kinder alle mit roten Wangen und strahlenden Augen von ihrem ersten Gang mit Leonore über die nahen Hügel zurück. Der frische Bergwind hatte sie so belebend durchweht, dass das Gefühl des Wohlseins aus all den jungen Gesichtern lachte.

Auch Leonores sonst immer noch so blasse Wangen waren von einem rosigen Hauch angeweht. Die Mutter trat aus dem Garten auf den Weg hinaus, um die Kinder zu empfangen.

»Oh«, rief sie erfreut aus, »wie gut hat dieser erste Lauf getan! Leonore sieht aus wie eine frische

Apfelblüte!«

Mit grosser Zärtlichkeit fasste sie Leonores Kopf zwischen beide Hände, um sie so recht anschauen und sich der rosigen Farbe auf dem zarten Gesichte recht freuen zu können. In dem Augenblick trat eine bettelnde Frau an die Gruppe heran, an jeder Hand ein kleines Mädchen führend, die beide in ihren zerfetzten Röckchen kaum recht bedeckt waren. Die Bettelnde blickte nach Frau Maxa hin, dann sagte sie: »Ja, ja, so kann man schon Freude an seinen Kindern haben, wie die Frau sie hat, sie weiss wohin mit ihnen, die haben ein gutes Dach. Aber solche Heimatlose, wie die zwei, denen wäre besser, sie wären nicht da, die bleiben ihr Leben lang heimatlos, das ist das Traurigste von allem.«

Dann streckte sie ihre Hand aus; denn Frau Maxa war jetzt aufmerksam geworden. Leonore hatte schnell ihr Tuch vom Hals genommen und ihre Jacke ausgezogen.

»Darf ich es ihnen geben?« fragte sie leise Frau Maxa.

Aber die Bettelnde hatte ihre Bewegung schon verstanden und streckte ihre Hand nun nach Leonore hin.

»Das junge Fräulein hat ein Herz für die Heimatlosen, wenn es schon nicht weiss, was das ist; vergelt's Gott, vergelt's Gott!«

Leonore schaute bittend zu Frau Maxa auf, diese nickte jetzt bejahend. Es wäre doch etwas spät gewesen, der Leonore zu erklären, was die eigentlich für besser hielt; sie nahm sich vor es nachher zu tun, für folgende Fälle. Die arme Frau dankte mit vielen Worten für alles Gute, das sie erhalten, und wollte dem jungen Fräulein durchaus noch die Hand für die zwei schönen Stücke küssen; aber Leonore war gleich fortgelaufen. Mea lief ihr nach. Drinnen im Zimmer fand sie Leonore, die noch eben auf dem Spaziergang so herzlich fröhlich gewesen, wie sie in ihrer Sofaecke, den Kopf in die Hände gedrückt, bitterlich weinte.

»Was hast du, Leonore? Warum musst du denn so schrecklich weinen?« fragte Mea erschrocken.

Leonore konnte nicht gleich antworten. Nun waren auch die Mutter und die anderen Kinder eingetreten, und alle umringten mit Staunen und grosser Teilnahme die weinende Leonore.

»Geradeso bin ich«, sagte sie jetzt aufschluchzend, »eine solche Heimatlose, und wer einmal heimatlos ist, der bleibt sein Leben lang heimatlos, das hat die Frau gesagt, und ich glaube es auch, man darf sich ja nicht eine Heimat suchen, und sonst findet man ja keine.«

Leonore war noch nie in so leidenschaftlichen Schmerz ausgebrochen. Frau Maxa schaute sie bekümmert an.

»Im tiefen Herzen ist sie auch eine Wallerstätten«, sagte sie sich, »dann steht ihr mehr Kampf bevor, als ich glaubte.«

Sie winkte den Kindern, sie sollten ein wenig nach dem Garten hinausgehen. Dann setzte sie sich zu Leonore hin, nahm ihre Hand in die ihrige und wartete, bis das heftige Weinen aufgehört hatte. Dann sagte sie in ihrer liebevollen Weise: »Leonore, erinnerst du dich, wie du mir droben in unserer Krankenstube, als ich an deinem Bette sass, erzählt hast, dass du unter den Musikheften deiner seligen Mutter ein Lied gefunden hättest, das du dir selbst immer wieder zum Troste sagst, wenn du Mut und Vertrauen verlieren wolltest, dass der liebe Gott auch an dich und deinen Bruder denke, und dass er auch für euch Sorge, sowie er weiss, dass es für euch gut ist, wenn ihr es auch nicht erkennen könnt? Hast du nun vergessen, was dir tröstlich war? Kannst du mir nicht den Vers sagen, den du am liebsten sangst?«

»O ja, das kann ich«, sagte Leonore, »es ist der Vers:

‘Herr, der du alles wohl gemacht,
Ich will nichts, als was du willst schenken,
Du machst es nicht, wie wir gedacht,
Du machst es besser, als wir denken.’«

»Ja, wenn ich das wieder so recht festhalten kann, dann wird es mir auf einmal viel wohler«, setzte Leonore nach einer kleinen Weile mit ganz anderer Stimme hinzu, »dann kann ich wieder fröhlich werden, weil ich weiss, was wir, Salo und ich, gar nicht ausfindig machen können, das kann der liebe Gott ja doch allein für uns tun. Aber wenn dann alles wieder so bleibt und gar keine Aussicht ist, dass es anders werden kann und wir nicht einmal etwas suchen und tun dürfen, dass es anders wird, dann muss ich denken, es bleibt gewiss immer so mit uns, und die Frau hat es ja auch gesagt: wer einmal heimatlos ist, der muss es sein Leben lang bleiben.«

»Nein, Leonore«, sagte jetzt Frau Maxa, »dieses willkürliche Wort, das die arme Frau im Jammer ausgestossen hat, weil sie keine Hilfe für ihre Kinder vor sich sieht, sollst du nicht annehmen als etwas, das nicht anders sein kann, so ist es nicht. Du kannst ja wohl nicht absehen, wie es mit euch anders kommen kann; aber du weisst, du darfst immer wieder den lieben Gott bitten, dass er dir festes Vertrauen gebe in seine liebevolle Fürsorge und dann ihm alles überlassen, das wird dir wohl tun. Dann musst du auch nicht mehr unruhig hin- und herdenken, wie du finden könntest, was ihr so sehnlich wünscht, was doch immer nur neue Enttäuschungen für dich bringt.«

Leonore war jedem Wort der Frau Maxa aufmerksam gefolgt. Eine Weile schaute sie noch nachdenklich vor sich hin, dann sagte sie: »Tante Maxa« — schon lange hatte sie darum gebeten, Frau Maxa so nennen zu dürfen, und diese hatte es herzlich gern zugegeben — , »darf ich auch nicht mehr an das Häuschen der Apollonie denken? Gibt es auch eine Enttäuschung, wenn ich hoffe, dass wir dort eine Heimat finden könnten?«

»Ja, liebes Kind, es ist völlig unmöglich, dass du je dort mit deinem Bruder wohnen könntest. Ich weiss das ganz bestimmt, sonst würde ich dir nicht so entschieden eine Hoffnung vernichten, die dir lieb geworden ist.«

Es tat der Frau Maxa selbst weh, diese Hoffnung so ganz abzuschneiden; aber sie fand es nötig; denn die Apollonie würde in ihrer masslosen Liebe und Verehrung nie das Herz haben, Leonore etwas abzuschlagen, auch wenn sie wusste, dass es unmöglich sein würde.

»So will ich gar nicht mehr daran denken und mich nur freuen, dass ich noch bei euch bleiben darf«, sagte Leonore, indem sie Tante Maxa mit herzlichem Vertrauen umfasste.

Später am Abend, als die Kinder wieder fröhlich zusammensassen und Leonore ihr Leid überwunden hatte, kam ein Brief aus Hannover an die Mutter. Sie hatte den Damen von der erfreulichen Genesung der Leonore Mitteilung gemacht und hinzugefügt, noch einige Wochen der Erholung in der stärkenden Höhenluft halte der Arzt für nötig, und sie selbst wünsche nichts so sehr, als Leonore noch so lange als möglich in ihrem Hause zu behalten. Die Antwort der Damen war voller Dankbezeugungen für die gütige Hilfe in der grossen Verlegenheit. Für die nächsten zwei Wochen würden sie gerne noch die grosse Freundlichkeit der Frau Pfarrer annehmen, dann würde eine der Damen erscheinen, um Leonore zurückzuholen.

Frau Maxa schaute mit schwerem Herzen nach dem Kinde hinüber, das sie lieb gewonnen hatte wie ein eigenes, und das sie nun bald wieder ziehen lassen sollte, und nicht nach einer Heimat, das fühlte sie wohl; das Haus der Damen war keine solche für Leonore geworden. Wie schwer dem Kinde selbst das Fortgehen würde, wusste sie wohl; es machte ihr Leid um so grösser. Aber

sie konnte nichts tun, sie hatte kein Recht auf das Kind. Das einzige, was ihr blieb, war, der Dame die Bitte vorzulegen, ihr Leonore doch je und je für ihre Sommerferien zu überlassen. Die Fröhlichkeit der Kinder wollte sie heute abend nicht mehr trüben mit der Nachricht, die der Brief enthielt.

Mäzli macht Besuche

Mäzli macht Besuche

Wenn dem Mäzli zuweilen die Zeit etwas lang wurde, fielen ihm plötzlich allerlei Persönlichkeiten ein, die ein dringendes Verlangen nach seiner Gesellschaft empfinden könnten. In allen diesen Tagen war es sehr mit der Unterhaltung der Leonore beschäftigt gewesen; denn während der Schulstunden der Geschwister war es ihre einzige Gefährtin und empfand es als grosse Pflicht, Leonore in unausgesetzter Kurzweil zu erhalten, wobei es selber auch darin verblieb. Nun waren einige Ferientage für die Geschwister eingetreten, und Leonore war so von ihnen allen umgeben und hauptsächlich jeden Augenblick des Tages so von Mea in Anspruch genommen, dass das Mäzli ganz ausser Tätigkeit gesetzt war. So lief es schon am ersten Ferientag der Mutter den ganzen Tag lang nach mit der Versicherung: »Heute muss ich wirklich einmal die Apollonie besuchen, sie erwartet es schon lange, und Loneli ist gewiss ganz traurig, dass ich so lange nicht komme.« Endlich gab die Mutter Gehör und erlaubte es für den Nachmittag.

Auf seiner Wanderung zu Apollonie kam dem Mäzli noch mehreres in den Sinn. Kaum war es denn auch bei der alten Freundin angelangt und hatte sich auf sein Stühlchen zu Loneli hingesetzt, das gar nicht traurig aussah, sondern sehr lustige Augen machte, sagte Mäzli gleich: »Heute muss ich dann auch noch den Herrn Schlossvogt besuchen, das habe ich so lange vergessen, und ich habe es ihm versprochen.«

»Nein, nein, Mäzli, wir haben viel anderes zu tun«, sagte die Apollonie ablenkend, »wir müssen nachsehen, ob die Pflaumen am Bäumchen dort in der Gartenecke schön blau werden, und zu den Hühnern müssen wir gehen, denk, da sind junge Hähnchen gekommen, die musst du nur einmal sehen, da willst du nicht mehr weg von ihnen.«

»Doch, nachher, wenn ich sie gesehen habe, muss ich dann gleich den Herrn Schlossvogt besuchen, das habe ich ihm versprochen«, behauptete Mäzli.

»Das hat er nun schon lange vergessen; er weiss gar nichts mehr von dir«, wollte die Apollonie abwehren. »Weiss denn die Mama, dass du dort hinauf wolltest?«

»Nein, es ist mir erst auf dem Weg in den Sinn gekommen, aber ich muss jedenfalls gehen«, versicherte Mäzli; »wenn man etwas versprochen hat, muss man es immer halten und um jeden Preis, das hat der Kurt gesagt.«

»Herr Trius wird dich ja gar nicht hineinlassen«, wandte Apollonie noch ein.

»Doch, er muss, jetzt kenne ich den Herrn Schlossvogt gut, und der fürchtet sich kein bisschen vor dem Herrn Trius, das habe ich ganz gut gemerkt«, sagte Mäzli, unentwegt an seinem Vorsatz festhaltend.

Apollonie sah ein, dass sie mit Worten nicht weiterkam, sie nahm sich vor, Mäzli mit den jungen Hähnen und anderer Kurzweil solange hinzuhalten, bis es zu spät sein würde, zum Schloss hinaufzusteigen. Mäzli beschaute mit Vergnügen die jungen Hähnchen und die blauenden Pflaumen; aber alles wurde etwas rasch abgetan. Dann sagte es entschlossen: »Nun muss ich gleich gehen, weil es so weit ist; aber wenn du lieber daheim bleibst, so kann gewiss Loneli mit

mir kommen, wir finden den Weg ganz gut.«

»Was denkst du auch, Mätzli!« rief Apollonie aus, »der Herr Trius würde euch schön empfangen, wenn ihr zwei da angereist kämt und begehrt eingelassen zu werden; da könntet ihr etwas erfahren, das euch nicht gefiele! Nein, nein, das ist nichts. Wenn's denn sein muss, so komme ich selber mit.«

Nun ging Apollonie, sich zu dem Gang zu rüsten; denn zum Schloss hinauf ging sie niemals im Gartengewand, und wenn sie auch keinem Menschen begegnen sollte. Loneli hätte auch gern sein Näschen ein wenig in die Sache gesteckt und gewusst, wer denn der Herr Schlossvogt sei, den Mätzli besuchen wollte, wenn es doch nicht Herr Trius war. Es suchte schnell noch Mätzlis Antrag zu unterstützen, dass es als Begleitung nach dem Schloss mitgehen könnte; dann müsste die Grossmutter sich nicht erst anders anziehen; aber davon wollte diese gar nichts wissen. »Du darfst dich unterdessen mit deinem Strickstrumpf dort aufs Bänkchen unter den Birnbaum setzen. Da kannst du ein schönes Lied singen, bis wir wiederkommen; es wird ja nicht lange währen, das seh ich im voraus!«

Nun wanderte sie aus, Mätzli sorgsam an der Hand haltend. Herr Trius erschien schon am Tor, bevor da geklingelt wurde; er hatte seine Augen überall. Er warf einen grimmigen Blick auf das Mätzli, dann, ohne nur abzuwarten, was Apollonie sagen wollte, machte er das Tor in einer Weise auf, dass ein kleines Persönchen, wie das Mätzli war, auch gerade durchschlüpfen konnte, ohne stecken zu bleiben. Augenblicklich schlüpfte Mätzli durch und lief den Berg hinan. Gleich wurde das Tor wieder geschlossen. »Ich werde mich wohl nicht durchzwängen, wenn Sie schon nicht alle Riegel zustossen, Herr Trius!« sagte Apollonie ein wenig beleidigt. »Wenn man ein Kind in seiner Obhut hat, so brauchte man es auch nicht so von einem anzuschneiden, dass man gar nicht weiss, wo es hinkommt. Sie können mich wohl hereinlassen, dass ich dem Kinde nachsehen kann, ich will ja nichts weiter.«

»Verboten!« sagte Herr Trius.

»Warum lassen Sie denn das Kind ein?«

»Befohlen!«

»Befohlen? Was? Vom Herrn befohlen?« rief Apollonie aus. »Jetzt sehen Sie, Herr Trius, ein Kind, das er gar nicht kennt, befiehlt der Herr einzulassen, dass es im Garten spazieren gehen kann, und die alte Dienerin, die doch nachsehen sollte, wie es mit allem drinnen steht, darf er nicht einlassen? Sie haben es ihm nie recht gesagt, wie ich komme und wieder komme und hinein möchte, dass ich ihm die alte Ordnung herstellen könne, sie wollen es nur nicht und wissen doch nicht einmal, welches Bett er hat und ob die Kissen einen Überzug haben, das haben Sie ja selbst gesagt. Wenn das die selige Frau Baron wüsste, sie hätte ja keine Ruhe, wo sie ist. und daran sind Sie schuld, das sehe ich jetzt wohl. Aber das sage ich Ihnen, wenn Sie es denn nicht recht ausrichten wollen beim Herrn, um was ich immer bitte und flehe, so weiss ich wohl einen anderen Weg, ich kann auch einen Brief schreiben!«

»Hilft nichts!«

»Was hilft nichts! Das werden Sie wohl nicht voraus sagen können! Sie wissen ja noch gar nicht, was im Brief steht. Der Herr Baron wird wohl seine Briefe noch selbst lesen«, eiferte die Apollonie.

»Nimmt keine Briefe an aus der Gegend.«

Das war ein Schlag für Apollonie, die schon mit grosser Zuversicht ihren neuen Gedanken erfasst

hatte. Zunächst sagte sie nichts mehr und liess den Herrn Trius ungestört hin und her wandern.

Mäzli hatte seinen Weg eifrig fortgesetzt. Jetzt stand es oben und schaute über die Terrasse hin. Richtig, dort im Schatten des grossen Baumes lag der Herr, ausgestreckt auf dem langen Sessel, ganz wie das erstemal; auch die golden schimmernde Decke lag auf seinen Knien. Mäzli rannte auf ihn zu: »Guten Tag, Herr Schlossvogt. Sind Sie vielleicht ein wenig böse auf mich, dass ich so lange nicht gekommen bin?« rief es ihm schon von weitem entgegen. Jetzt war es da. »Es ist nur wegen der Leonore«, fuhr Mäzli fort, »sonst wäre ich schon lange wiedergekommen; aber wenn die anderen in der Schule sind, kann sie ja nicht so allein sein. Ich muss dann bei ihr bleiben, und ich will auch ganz gern, weil sie so nett ist. Alle Menschen haben Leonore so gern, ganz schrecklich gern, auch Kurt und Bruno, immer bleiben sie daheim, weil Leonore da ist. Sie sollten nur wissen, wie sie ist. Sie würden sie auch sogleich furchtbar gerne haben.«

»So«, sagte der Herr, indem etwas wie ein Lächeln um seinen Mund zuckte, »das wird deine Schwester sein?«

»Meine Schwester? Nein, gar nicht, gar kein bisschen«, sagte Mäzli in grossem Erstaunen über einen solchen Irrtum. »Sie ist ja die Schwester von Salo, wissen Sie, der bei uns war und dann nach Hannover ging, und sie muss auch wieder nach Hannover gehen, sobald sie gesund ist. Aber Mama wird ganz traurig, wenn sie sagt, nun könnte Leonore bald fortreisen müssen, und Mea wird noch viel trauriger und weint. Und Leonore will auch nicht gern fort; aber sie muss, und einmal hat sie furchtbar geweint, weil sie nicht heimgehen kann, gar nie, weil sie eine Heimatlose ist, und solange sie lebt, muss sie eine Heimatlose sein. Das hat die Bettlerin gesagt, die mit den zwei Kindern da war. Die waren alle drei Heimatlose, und Leonore hat gesagt: 'Eine solche bin ich auch' und hat so furchtbar geweint, dass wir alle in den Garten hinaus mussten, vielleicht weil sie noch viel mehr hätte weinen müssen, wenn es ihr in den Sinn gekommen wäre, dass wir alle daheim sind bei einer Mama; denn sie hat gar keine und auch keinen Papa und gar nichts. Aber wissen Sie, sie ist nicht so eine Heimatlose in einem zerfetzten Rock wie die anderen; sie sieht ganz anders aus, und jetzt kann sie vielleicht bei der Apollonie daheim sein in dem kleinen Haus unten am Berge, und dann kann Salo zu ihr heimkommen in die Ferien, und dann haben sie eine Heimat. Nur Mama glaubt es noch nicht; sie meint, das könne nicht sein; aber Leonore will es so gern, und ich will sie auch einmal zu Ihnen bringen.«

»Wer bist du, Kind? Wie heisst du?« fragte jetzt der Herr in kurzem Ton.

Mäzli schaute ihn ein wenig verwundert an.

»Ich bin das Mäzli und heisse auch so«, sagte es dann, »und Mama heisst wie ich; aber man sagt nicht so zu ihr, man sagt zu ihr: 'Frau Pfarrer' oder Mama, und Onkel Phipp sagt zu ihr: 'Maxa' und Leonore sagt zu ihr 'Tante Maxa'.«

»Ist dein Vater Pfarrer von Nollagrund?« fragte der Herr.

»Er ist ja schon lang im Himmel, wissen Sie, noch ehe wir hier waren, war er schon im Himmel, und dann wollte Mama wieder nach Nollagrund gehen, weil sie hier daheim war. Aber jetzt wohnen wir nicht im Pfarrhaus, sondern dort, wo der Garten ist mit den vielen kleinen Wegen und immer in der Ecke ein grosser Johannisbeerbusch, da und da und da.« Das Mäzli wies mit seinem Zeigefinger auf dem Löwenfell genau die Ecken an, wo die Johannisbeerbüsche standen. Der Herr Schlossvogt hatte sich in den Sessel zurückgelegt, er sagte nichts mehr. »Ist es Ihnen etwa ein wenig langweilig?« fragte Mäzli teilnehmend.

»Jawohl«, war die Antwort.

»Haben Sie kein Bilderbuch?«

»Nein.«

»Oh, dann will ich Ihnen schon eins bringen; ganz bald will ich wiederkommen und dann — aber vielleicht haben Sie auch Kopfweh?« unterbrach sich Mätzli, »wenn meine Mama so die Stirne zusammenzieht wie Sie, dann hat sie Kopfweh, und dann muss man ihr frisches Wasser holen, dass es besser wird; so will ich es schnell holen.« Mätzli lief schon.

»Lass das, Kind«, rief ihm der Herr nach, »im Schloss ist niemand, du findest keins.«

Das kam aber dem Mätzli seltsam vor, dass niemand da sein sollte, dem Herrn Schlossvogt ein wenig Wasser zu bringen.

»Ich will schon jemand finden«, sagte es geschäftig und lief eilig davon, den Abhang hinunter bis zum Tor, in dessen Nähe Herr Trius immer noch hin- und herwandelte.

»Sie sollen auf der Stelle zum Herrn Schlossvogt hinaufgehen«, sagte es, vor ihm stillstehend, »Sie müssen ihm kaltes Wasser bringen, weil er Kopfweh hat; aber ganz schnell!«

Herr Trius warf einen entrüsteten Blick auf Mätzli, als wollte er sagen: »Wie darfst du mir so kommen?« Dann riss er das Tor auf: »Erst da hinaus, dass geschlossen werden kann«, brummte er wie ein erboster Bär, und nachdem Mätzli hinausgehüpft war, warf er das Tor schmetternd in die Angeln, drehte den ungeheuren Schlüssel zweimal um und stiess mit Wucht den Riegel vor, als wollte er zeigen, dass man da noch lange nicht nach Belieben eindringen könne.

Unweit des Tores hatte sich Apollonie in den Schatten gesetzt und kam nun Mätzli entgegen.

»Du bist lange da oben geblieben«, sagte sie; »was hat der Herr gesagt?«

»Nur ganz wenig; aber ich habe ihm viel erzählt«, berichtete Mätzli. »Aber er hat Kopfweh, und denk nur, kein Mensch bringt ihm kaltes Wasser, und der Herr Trius dreht noch zuerst alle Schlüssel und Riegel um, ehe er geht.«

Nun brach die Apollonie in einen solchen Jammer und in solche Klagen aus, dass es in Mätzli einen Widerstand erregte.

»Er hat ja jetzt schon lang das Wasser, der Herr Trius wird es ihm wohl geholt haben; du brauchst nun nicht mehr so zu jammern«, sage es ein wenig ungeduldig. Aber das war wie Öl ins Feuer.

»Ja, was der tut oder nicht tut, das weiss kein Mensch«, jammerte Apollonie noch lauter. »Da liegt der Herr krank, und der Diener stolpert im Gut umher und fragt nicht, wessen er bedarf, und lässt alles zugrunde gehen! Da ist auch nicht ein Kohlköpfchen, noch ein einziges Erbsenstäudlein mehr zu sehen. Kein Erdbeerchen, kein Himbeerchen, keine goldenen Aprikosen mehr am Spalier, nicht ein einziges Pfirsichlein! Diese Wirtschaft, diese Wirtschaft! Hier, wo die Ordnung der Frau Baron herrschte!« Jetzt musste die Apollonie einmal ums andere ihre Augen wischen; denn diese Erinnerung, verbunden mit dem, was jetzt vorging, presste ihr immer die bittersten Tränen aus. »Das verstehst du nicht, Mätzli«, fuhr sie fort, als sie wieder ein wenig erleichtert war; »aber siehst du, gern gäbe ich einen Finger meiner rechten Hand weg, wenn ich nur auch jede Woche einen Tag hinein könnte, dass ich dem Herrn alles ordnen könnte, wie es sein sollte, und auch den Garten rüsten und das Gemüesfeld. Was ihm der alte Soldat zu essen gibt, ist ja scheussliches Zeug.«

Mätzli hörte nicht gern jammern, es dachte immer schnell auf Abhilfe.

»Du brauchst nicht so furchtbar zu jammern«, sagte es jetzt; »du kannst ihm ja von deinem

Milchbrei kochen, ich will ihn schon hinauftragen, dann hat er etwas Gutes, viel besser als solches Gemüse, tausendmal besser.«

»Ach, du glückliche Unschuld! Ja, vor vierzig Jahren!« rief Apollonie aus, stellte aber nun ihren Jammer ein. Mäzlis Antworten hatte ihr doch ein Gefühl davon gegeben, dass es noch kein rechtes Verständnis für ihre aufregenden Lebenserfahrungen hatte.

Mäzli wanderte nun, fröhlich plaudernd, an der Seite der Apollonie dahin und wollte gleich bei der Ankunft zu Hause der Mutter alles Erlebte erzählen; aber dazu sollte Mäzli heute nicht mehr kommen. Die Mutter hatte absichtlich verschwiegen, was der letzte Brief der Damen Remke enthalten hatte; sie wollte den Kindern diese zwei letzten kurzen Wochen des Zusammenlebens nicht mit der Aussicht auf die nahe Trennung trüben. Aber ein Brief von Salo an Bruno, der soeben angelangt war, enthielt die bestimmte Nachricht, schon in zehn Tagen werde die eine der Damen erscheinen und alsbald mit Leonore zurückkehren, da es dieser nun so gut gehe. Dazu bemerkte Salo, er könne sich nicht recht auf die Rückkehr der Schwester freuen; er lese aus jedem ihrer Briefe, wie glücklich sie im Hause der Tante Maxa mit ihr und den Kindern zusammen fortwährend sei, und er könne ihr wohl nachempfinden, wie schrecklich schwer ihr der Abschied und das Fortgehen werde. Und wenn er daran denke, wie schwer sie sich hier wieder eingewöhnen werde, so vergehe ihm erst recht alle Freude über ihr Kommen. Bruno hatte gleich den Brief vorgelesen und hatte damit eine solche Bestürzung und solchen immer lauter werdenden Jammer hervorgerufen, dass die Mutter nicht wusste, wie den Ausbrüchen des Leides auf allen Seiten zu wehren sei. Leonore sass freilich lautlos mitten in dem aufgeregten Kreis; aber sie würgte und schluckte umsonst ihre aufsteigenden Tränen zurück, sie liefen ihr unaufhaltsam die Wange herab.

Mea bat und flehte in der aufgeregtesten Weise: »Hilf uns doch, Mutter; schreib doch nur an die Damen, dass es nicht sein könne; lass doch Leonore nicht fort!«

Bruno behauptete leidenschaftlich, kein Mensch habe das Recht eine Kranke auf eine Reise zu schleppen, wenn der Arzt es nicht wolle; und er wolle es nicht; denn noch das letzte Mal, als er dagewesen sei, habe er gesagt, noch einen Monat solle man für Leonore zugeben, da wäre kein Tag zuviel daran.

Kurt rief immerzu: »Es ist ganz unnatürlich, Mutter, es ist ganz unnatürlich! Wir wollen sie alle gern behalten, du auch, und sie will gern bei uns bleiben, und nun soll sie mit Gewalt fort! Das ist doch unnatürlich!«

Lippo hatte sich ganz nahe an Leonore herangedrängt; er wollte sie so gerne trösten. Dass er nicht mehr sagen durfte: »Bleib du nur bei uns«, war ihm noch gut in Erinnerung geblieben; aber er hatte einen anderen Trost gefunden.

»Weine du nur nicht, Leonore«, sagte er ermutigend, »sobald ich gross bin, schenkt mir Onkel Phipp ein Haus und viele Wiesen, er hat es mir versprochen. Dann bin ich Landwirt, und dann schreib ich dir auf der Stelle, dass du zu mir kommst, dann bist du bei mir daheim, und dann kommt Salo zu uns in die Ferien.«

Leonore musste mitten in den Tränen ein wenig lächeln über den Trost; aber dann kam ihr das Weinen noch mehr, im Gefühl, wieviel Liebe sie hier von allen empfing, die sie nun verlassen musste, um vielleicht nie wieder zu ihnen zurückzukehren. Die Mutter wollte dahin und dorthin beschwichtigen; aber da sie keine bestimmte Hoffnung zu geben vermochte, wurden die Klagen nur immer lauter.

Mitten in diese Aufregung hinein kam Mäzli seelenvergnügt und erfüllt von seinen Erlebnissen.

Gleich wollte es eingehend erzählen, was der Herr Schlossvogt gesagt habe, und dann, was es selbst gesagt, und was sich dann nachher ereignet habe. Aber kein Mensch hörte zu, viel zu sehr waren alle von ihren eigenen aufregenden Gedanken in Anspruch genommen, als dass sie anhören konnten, was das Mätzli mit dem Schlossvogt verhandelt habe. Für alle war der Schlossvogt Herr Trius, und niemand hatte ein besonderes Interesse für diesen. So geschah das Unerhörte, dass Mätzli begehrte, ins Bett zu gehen, bevor nur das Abendlied gesungen und der erste Mahnruf zum Aufbruch gegeben worden war. Die gedrückte Stimmung, die allgemein herrschte, war so wenig nach Mätzlis Geschmack, dass ihm sogar dieser Rückzug noch erfreulicher erschien.

Bis jetzt hatte Mea immer noch im stillen gehofft, die Mutter werde am Ende doch noch einen Weg ausfindig machen, wie Leonore noch dazubehalten sei, wenn auch nicht für immer, wie Apollonie es mit ihr hatte einrichten wollen, aber doch noch für eine lange Zeit. Nun war auf einmal alles aus und der Tag der Trennung schon ganz nahe. Mea sah so völlig unglücklich aus, als sie am anderen Morgen zur Schule ausziehen musste, dass die Mutter sie nicht ohne einen Trost ziehen lassen konnte.

»Nur noch diese zwei Tage sollst du gehen, Mea«, sagte sie, »die nächste Woche sollst du frei haben, dass du noch die ganze Zeit mit Leonore zusammensein kannst.«

Es war Mea lieb, das zu hören; aber sie antwortete nicht und lief schnell weg; alles, was mit Leonore zusammenhing, rief jetzt nur neue Tränen bei ihr hervor.

Leonore sah heute soviel blasser aus als alle die letzten Tage, dass Frau Maxa sie ganz bekümmert ansah. War vielleicht die Genesung doch nicht so gründlich, wie man geglaubt hatte, dass diese Nachricht von der Abreise Leonore gleich so sehr angriff, wie man ja sehen konnte? Auch Frau Maxa ging schweigend und gedrückt umher, so schwer war ihr seit langer Zeit nichts geworden, wie die Trennung von diesem Kinde, das sie wie ein eigenes liebte, das ja auch wie ein eigenes an ihr hing. Der Druck lag schwer auf allen. Bruno sprach kein Wort, Kurt stand da und dort in einer Ecke herum und kritzelte in sein Notizbuch ein, was ihn bedrückte; aber diesmal zeigte er keinem seine Verse. Die tragische Stimmung, die darin herrschte, hätte Bemerkungen von Bruno hervorrufen können, die Kurt in diesem Falle nicht ertragen konnte. Lippo trippelte immer leise der Leonore nach und sagte ihr von Zeit zu Zeit seine Trostworte wieder; aber vor lauter Mitgefühl in einem so kläglichen Tone, als wäre es die traurigste Mitteilung, die er ihr zu machen hatte. Nur Mätzli schaute noch mit fröhlichen Augen in den Tag hinein und hüpfte vor Freude, dass die Sonne auch heute schien.

»Du kannst ein wenig mit Leonore spazieren gehen, Mätzli«, sagte die Mutter gleich nach Tisch, als die anderen Geschwister wieder zur Schule gewandert waren; »Leonore muss hinaus, sonst wird sie uns wieder viel zu blass. Du musst einen netten Weg einschlagen, Mätzli, vielleicht zur Apollonie hinauf.«

Sehr bereitwillig holte Mätzli sein Hütchen herbei, und die Kinder zogen aus. Nachdem sie eine kleine Strecke über den Garten hinaus zurückgelegt hatten, stand Mätzli plötzlich still.

»Jetzt kommt mir etwas in den Sinn«, sagte es, »ich muss gewiss noch einmal zurückgehen, du kannst nur hier warten, ich will gleich wiederkommen.«

Dann rannte Mätzli zurück. Wirklich kam es bald wieder, unter jedem Arm ein grosses Bilderbuch tragend. Es waren die grössten, die es besass; denn bei seiner Auswahl hatte es gedacht: je grösser die Bücher, je grösser die Freude dessen, der sie sehen soll.

»So, nun will ich dir sagen, was mir in den Sinn gekommen ist«, sagte es, wieder bei Leonore

angelangt. »Siehst du, oben beim Schloss, unter dem grossen Baum, sitzt ein kranker Herr Schlossvogt, dem habe ich versprochen, dich mitzubringen, und noch etwas bringe ich ihm, aber du weisst nicht, warum er das braucht, du hörst es dann droben; wir wollen jetzt zu ihm hinaufgehen.«

»Aber Mätzli, ich kenne ja den Herrn gar nicht und er mich nicht«, wandte Leonore ein, »da kann ich nicht hingehen, er hätte es ja vielleicht gar nicht gern, und deine Mutter weiss ja auch nichts davon, dass wir dahin gehen wollen; ich glaube, wir können das nicht tun.«

Aber Mätzli hatte keineswegs im Sinn, sich nun wieder von dem vorgenommenen Gang abbringen zu lassen.

»Jetzt habe ich schon alles bei mir, was ich mitbringen muss, und der Herr Schlossvogt wartet auf uns schon den ganzen Tag, so kannst du ja sehen, dass wir gehen müssen. Mama sagt auch, man müsse die kranken Leute besuchen und ihnen etwas mitbringen, das ihnen wohltut, und nun sitzt er ganz allein den ganzen Tag unter dem Baum und hat furchtbare Langeweile und dann noch Kopfweh, und kein Mensch kommt und bringt ihm etwas, und es ist gar nicht recht von dir, wenn du jetzt nicht mitkommen willst, wenn er uns doch erwartet.«

Mätzli hatte sich in einen solchen Eifer hineingeredet, dass es jetzt nicht nur selbst die feste Überzeugung hatte, es wäre das grösste Unrecht, wenn sie nicht sogleich den Herrn Schlossvogt besuchen würden, sondern auch der Leonore ein ähnliches Gefühl beigebracht hatte.

»Ich will ja gern hingehen, wenn du denkst, es sei dem kranken Herrn recht«, sagte sie, »ich wusste nur nicht, ob wir es auch tun dürfen.«

Nun war Mätzli wieder zufrieden, und mit fröhlichem Geplauder führte es Leonore den schönen Weg zwischen den duftenden Weisen und reich behangenen Apfelbäumen hinan, dem hohen Gittertor zu. Die Glocke zu ziehen war nicht nötig, Herr Trius hatte die Heransteigenden längst bemerkt und stand nun unbeweglich hinter dem Tor. Die Kinder blieben am Tor stehen in der Erwartung, dass er es aufmachen würde. Er bewegte sich nicht.

»Wir wollen den Herrn Schlossvogt besuchen«, sagte Mätzli, »machen Sie nur bald auf.«

»Zwei, nein«, war die Antwort.

»Doch, wir müssen beide hinein, der Herr Schlossvogt erwarte uns«, behauptete Mätzli, »ich habe versprochen, Leonore mitzubringen, machen Sie nur auf!«

Herr Trius bewegte sich nicht.

»Komm, Mätzli, wir wollen zurückgehen«, sagte Leonore leise, »du siehst, er will nicht aufmachen, vielleicht soll er auch nicht.«

Aber so leicht war Mätzli nicht von seinem Vorhaben abzubringen.

»Wenn er denn nicht aufmachen will, so will ich so furchtbar laut schreien, dass es der Herr Schlossvogt oben hört«, sagte es ein wenig trotzig, »dann wird er schon etwas sagen, er wartet ja auf uns, und ich kann ganz laut schreien, hör nur: 'Herr Schlossvogt'!«

Wirklich musste der hohe Schrei eine gute Strecke weit dringen.

»Schweig, kleines Ungeheuer!« sagte Herr Trius, blau vor Zorn; aber er machte schnell das Tor auf.

»Vielleicht dürfen wir doch nicht hinein«, sagte Leonore; aber Mätzli zog sie kräftig hinein und liess nun ihre Hand nicht mehr los, bis sie der Terrasse nahe waren; es wollte nicht, dass sie so

nahe am Ziel doch noch zurückbleibe. Jetzt packte Mätzli schnell sein zweites Bilderbuch, das ihm Leonore abgenommen hatte, wieder unter den Arm und fing an zu rennen.

»Komm nur, Leonore, dort sitzt er schon, siehst du?«

Mätzli rannte dem grossen Föhrenbaum zu.

»Guten Tag, Herr Schlossvogt; nicht wahr, nun bin ich bald wiedergekommen?« rief es ihm fröhlich entgegen. »Alles habe ich mitgebracht, was ich versprochen habe. Da sind die Bilderbücher, zwei; denn nur eines ist so bald fertig angeschaut!«

Mätzli legte seine beiden Bücher auf das Löwenfell, und jetzt kramte es in seiner Tasche herum: »Da, das habe ich Ihnen noch mitgebracht.« Mätzli legte ein winziges Pfeifchen von Elfenbein in seine Hand. »Das hat mir Kurt einmal geschenkt, und jetzt will ich es Ihnen schenken. Wenn Sie dann Kopfweh haben, und der Herr Trius ist weit weg, dann können Sie ihm nur pfeifen, dass er kommt und Ihnen Wasser holt. Er hört es weit, weit weg; denn es pfeift furchtbar, versuchen Sie nur einmal! Und dann habe ich noch Leonore mitgebracht.«

Der Herr fuhr ein wenig auf und schaute um sich. Leonore war schüchtern hinter dem Sessel stehen geblieben, Mätzli zog sie jetzt heran. Der Herr warf einen durchdringenden Blick auf das herzutretende zarte Mädchen, das kaum wagte, die grossen, dunklen Augen zu ihm zu erheben. Unter seinem langen, durchdringenden Blick wurde Leonore glühend rot und mit kaum hörbarer Stimme sagte sie: »Vielleicht durften wir nicht hier heraufkommen; Mätzli meinte, wir dürften, wir könnten vielleicht etwas für Sie tun. Aber wenn Mätzli auch kommen durfte, so sollte es vielleicht nicht noch jemand mitbringen, dann tut es mir so leid!«

»Nicht doch, Mätzli meinte es gut mit mir, ich sollte auch die Freundin kennen lernen«, sagte der Herr nicht unfreundlich. »Wie heisst diese Freundin?«

»Leonore von Wallerstätten«, antwortete diese.

Eben fiel ihr Blick auf die zwei grossen Bücher, die auf des Herrn Knien lagen.

»Darf ich die Bücher weglegen?« fragte sie, »sie sind vielleicht ein wenig schwer.«

»Jawohl, aber von Mätzli war es lieb, sie hier heraufzutragen, Mätzli meint es gut mit mir«, wiederholte der Herr Schlossvogt, »nachher will ich die Bücher auch betrachten.«

»Darf ich auch das Kissen zurechtmachen? So ist's nicht gut für Sie«, sagte Leonore, das Polsterkissen heraufziehend, an das der Kranke sich lehnen sollte und das schon lange seine richtige Lage nicht mehr inne hatte.

»Ja, so ist's gut, sehr gut«, sagte der Kranke, und mit Behagen legte er sich in den Sessel zurück.

»Oh, wie schade, das wird nicht festhalten, es fällt wieder herunter«, sagte Leonore bedauernd. Da fehlt ein Band. Wenn ich nur gleich eines hätte und Nadel und Faden; aber vielleicht dürfen wir morgen wieder —.« Nun erschrak sie über ihren Vorschlag, vielleicht war es viel zu frei von ihr, ihn zu machen, sie schwieg verlegen. Aber Mätzli löste sie schnell ab und versicherte getrost, morgen würden sie wiederkommen und alles mitbringen, was nötig war.

Jetzt fragte der Herr Schlossvogt Leonore, woher sie komme und wo sie lebe.

Sie erzählte, dass sie schon seit mehreren Jahren, nachdem Sie eine Grosstante verloren, bei der sie mit ihrem Bruder gelebt hatte, in einem Institut in Hannover lebe.

»Hast du keine Verwandte mehr?« fragte der Herr, indem er sie immer genau beobachtete.

»Nein, keine, weder vom Vater noch von der Mutter her, als nur ein Onkel, der schon seit vielen Jahren in Spanien lebt, und der nie mehr zurückkommen wird, wie uns die Tante sagte, und kein Mensch weiss, wo er ist Wenn wir das wüssten, wir hätten schon lange an ihn geschrieben, und Salo würde zu ihm reisen, sobald es ihm nur erlaubt würde, und ich ginge auf jeden Fall mit ihm.«

»Warum denn?« fragte der Herr.

Leonore schaute ihn erstaunt an.

»Er ist ja der Bruder unseres Vaters«, sagte sie, »wir könnten ihn ja lieb haben wie einen Vater. Er ist der einzige Mensch, dem wir gehören könnten. Wir haben schon immer gewünscht, wenn wir ihn nur einmal aufsuchen und mit ihm zusammen sein könnten!«

»Nein, das könntet ihr nicht, den kenn ich, ich war auch in Spanien«, sagte der Schlossvogt kurz. Über Leonores Gesicht ging ein Leuchten, als wäre eben in ihrem Herzen ein grosses Glück aufgegangen.

»Sie kennen unseren Onkel, Sie wissen, wo er ist?« rief sie mit einem hohen Rot der Freude auf den Wangen aus. »Oh, sagen Sie mir doch, was Sie von ihm wissen!«

Wie sie mit ihren jetzt völlig strahlenden Augen so erwartungsvoll zu dem Herrn aufschaute, da war es, als müsse er sich erst ein wenig auf die Antwort besinnen.

Plötzlich sagte er mit Bestimmtheit: »Nein, nein, den könnt ihr niemals aufsuchen. Euer Onkel ist ein alter kranker Mann, bei dem können junge Leute nicht leben. Er soll in seinem alten Eulennest, wo er sitzt, nur allein bleiben. Nein, da könnt ihr nicht hin.«

»Aber wenn er doch allein ist und alt und krank, da sollten wir doch viel eher zu ihm hin, als wenn er eine Familie hätte«, sagte Leonore lebhaft, »da kann er unser Vater sein und wir seine Kinder, und wir können ihn pflegen und bei ihm sein und ihn lieb haben. Oh, wenn er nur nicht so weit weg wäre! Aber wenn Sie mir nur sagen wollten, wo er ist, so könnten wir an ihn schreiben, und er könnte uns erlauben, zu ihm zu reisen, sonst dürfen wir keine Schritt tun; denn Herr von Stiele in Hannover will, dass Salo noch viele Jahre studiere, und er hat über uns zu befehlen. Nur unser Onkel hätte das Recht, uns zu sich zu rufen. Oh, sagen Sie mir doch, wo er ist!«

»Und die Entbehrungen beim alten Onkel, und die Einsamkeit und die Langeweile, keine Gesellschaft, nichts als ein verwildertes Felsennest und ein kranker Mann darin, wie dann?« sagte der Herr in kurzer Weise.

»Oh, dann wäre es ja so herrlich, einmal daheim zu sein bei einem lieben Onkel und Salo dabei!« fuhr Leonore in unverändertem Verlangen fort. »Nur eine einzige Entbehrung wäre dabei, aber die tut noch viel weher, wenn ich wieder in dem Hause in Hannover bin, wo ich nie daheim sein kann.«

»Nun?« wollte der Herr wissen.

»Dass ich nicht mehr bei Tante Maxa sein kann und bei den Kindern allen.«

»So wollen wir diese Tante Maxa um Rat fragen, wie sie darüber denkt, so wird es dir auch recht sein, Kind?«

»O ja, gewiss«, entgegnete Leonore erfreut.

Beim Gedanken an Tante Maxa kam ihr aber plötzlich in den Sinn, dass diese ja gar nicht wusste,

wo sie und Mäzli hingegangen waren, und nun waren sie auch schon so lange fortgeblieben. Sie mahnte Mäzli zu schnellem Aufbruch und reichte dem Herrn Schlossvogt ihre Hand.

»Du machst mir wohl eine Bestellung, Leonore«, sagte er, »du sagst deiner Tante Maxa, der Schlossherr, den sie einmal gut gekannt, würde sie gerne besuchen; aber er könne sich nicht bewegen; ob er erwarten dürfe, dass sie einmal zum alten Schloss hinaufstiege?«

Mäzli streckte nun auch schnell seine Hand zum Abschied, und da es eben bemerkte, dass das Kissen schon wieder weggerutscht war, fiel ihm noch etwas ein: »Die Apollonie wollte Ihnen schon gerne alles in Ordnung machen; aber der Herr Trius lässt sie nicht herein«, berichtete es, »und sie wollte gerne einen Finger von der rechten Hand weggeben, wenn sie alles tun könnte, was der Herr Trius nicht versteht.«

»Komm nun, Mäzli«, sagte Leonore, die das Gefühl hatte, der seltsamen Mitteilung könnten noch andere folgen, die ebenso unverständlich wären; denn sie konnte nichts von Mäzlis Worten verstehen. Aber der Herr Schlossvogt lächelte, als habe er etwas verstanden.

Vor ihrem Hause stand die Mutter Maxa, umringt von den Kindern, alle in höchster Spannung nach den zwei fehlenden ausschauend. Es war nicht zu begreifen, wo Leonore und Mäzli so lange bleiben konnten. Endlich sah man die blauen Bändchen von Leonores Hut im Winde flattern. Die Kinder stürzten ihr entgegen.

»Woher kommt ihr denn? Wo seid ihr denn so lange geblieben? Wo seid ihr nur die ganze Zeit gewesen?« tönte es nacheinander.

»Im Schloss«, war die Antwort.

Jetzt wurde die Aufregung noch grösser.

»Wie konntet ihr dort hineinkommen? Wer hat euch aufgemacht? Was habt ihr denn im Schloss getan?« Alle fragten miteinander, eine Antwort konnte kaum gehört werden.

»Ich bin gar nicht das erstemal beim Herrn Schlossvogt gewesen, sondern schon oft«, sagte jetzt Mäzli sehr hörbar; denn es wollte verstanden werden.

Leonore hatte der Mutter Arm genommen und ging mit ihr voraus. Sie wollte ihren Auftrag bestellen; es lag ihr selbst soviel daran, dass sie kaum erwarten konnte, der Tante Maxa die Mitteilung zu machen.

Kurts Teilnahme an Mäzlis Eindringen ins Schloss war zu gross, als dass er sich von einem ersten unverständlichen Bericht hätte abschrecken lassen; er musste wissen, wie dieses Ereignis zustande gekommen war und wie es eigentlich verlaufen war. Aber die beiden kamen nicht weit miteinander.

Sobald Mäzli erzählen wollte und einmal vom Herrn Trius, einmal vom Herrn Schlossvogt sprach, da sagte Kurt schnell: »Das ist ja nur einer und immer derselbe, mach doch nicht zwei daraus. Der Herr Trius ist der Schlossvogt von Wildenstein, das weiss alle Welt, und das ist einer und nicht zwei.«

Dann sagte Mäzli: »Der Herr Trius ist einer und der Herr Schlossvogt ist der andere, das sind zwei und nicht einer.«

Nachdem sie dann dreimal so weit miteinander gekommen waren, sagte Bruno: »Lass es doch, Kurt, Mäzli meint eben, wenn man denselben Menschen einmal Trius und einmal Schlossvogt nennt, so gebe es zwei daraus.«

Da rannte das Mätzli fort und rief bekräftigend vor sich her: »Es sind doch zwei, es sind doch zwei.«

Unterdessen hatte Leonore erzählt, wie Mätzli ihr vorgeschlagen, den kranken Herrn Schlossvogt zu besuchen, was sie erst nicht wollte, bis es ihr Mätzli als ein Unrecht dargestellt hatte, und was dann weiter geschehen war, und was für Fragen er an sie gestellt hatte.

»Und denk nur, Tante Maxa«, fuhr Leonore fort, »der Herr kennt unseren Onkel in Spanien. Er sagte, er sei auch da gewesen, unser Onkel lebe ganz allein und sei alt und krank, und ich hätte so gern gewusst, wo er sei, und bat den Herrn, es mir zu sagen; aber er meinte, das helfe nichts, da können wir doch nicht hin. Aber ich sagte, wir könnten doch schreiben, und denk, Tante Maxa, zuletzt hat er gesagt, so wollen wir dich um Rat fragen.« Nun gab Leonore seine Bestellung an die Tante ab. »Er sprach aber nicht vom Schlossvogt, wie er zu Mätzli gesagt hatte, sondern vom Schlossherrn, den du einmal gut gekannt habest«, schloss Leonore. »Oh, denk, Tante Maxa, wenn wir doch noch zu dem Onkel hinkommen könnten! Du hilfst doch dazu, dass wir an ihn schreiben könnten!«

Mit immer grösserer Spannung hatte Frau Maxa zugehört. Sie war innerlich so erregt, dass sie kein Wort sagen konnte. Was ihr das ganze Herz bewegte, davon durfte sie ja nicht sprechen, wusste sie doch noch gar nicht, was der Schlossherr in seinem Sinne trug. Der laute Jammer, in den jetzt Mea ausbrach, deckte der Mutter Stillschweigen.

»Oh, Leonore, wenn du nach Spanien gehst, dann sehen wir einander in unserem Leben nie mehr, dann kommst du natürlich nie, nie mehr hierher!« jammerte Mea in der grössten Aufregung.

»Glaubst du wirklich?« fragte Leonore niedergeschlagen; denn die Wahl, wenn sie wirklich an sie käme, um diesen Preis oder gar nicht nach Spanien zu reisen, würde ihr doch schwer werden.

»Eine Reise nach Spanien ist gar keine so leicht ausführbare Sache, Kinder«, sagte die Mutter, »ihr braucht euch eine solche weder zum Leid noch zur Freude auszudenken, es steht gewiss keine solche in Aussicht.«

Als nach dem heute sehr verspäteten Abendbrot Kurt noch einmal eine Forschung über den einfachen oder den Doppelvogt auf Schloss Wildenstein anstellen wollte, da erklärte die Mutter, nun sei nicht nur für die Kleinen, sondern für alle die Zeit gekommen, sich zur Ruhe zu begeben. Bald darauf lag die ganze lebendige Schar in tiefem Schlaf in den Kissen. Nur die Mutter wachte noch, in ihren Gedanken versunken im stillen Zimmer sitzend. Erst jetzt konnte sie über die Worte nachdenken, die der Schlossherr ihr hatte sagen lassen. Was konnte sie für Hoffnungen darauf bauen? Oder sollte er nur über Leonores Verhältnisse mit ihr sprechen wollen, nun er sie gesehen und von ihr gehört hatte, wie wenig sie sich in dem Hause daheim fühlte, wo sie lebte? Aber ihr Hin- und Herdenken führte ja zu nichts. Der liebe Gott, der doch selbst die Türen aufgemacht, die so fest verrammelt waren, wusste ja, warum dies geschehen sollte. Ihm übergab sie alles und legte sich mit dankendem Herzen nieder; denn dass ihr der Weg zu dem, der mehr als jeder andere Leonores Geschick in der Hand hatte, geöffnet war, erfüllte sie mit tiefem Dank und der frohen Zuversicht, dass die Hand, die diesen lange verschossenen Weg aufgetan, auch ein in Bitterkeit verschlossenes Menschenherz sich selbst und anderen zum Heil und zur Freude öffnen konnte.

Im Schloss

Im Schloss

Am Nachmittag des anderen Tages, nachdem Frau Maxa für Leonore und Mäzli einen schönen Spaziergang angeordnet hatte, machte sie sich auf den Weg zum Schloss hinauf. Als sie sich dem hohen Gittertor nahte, wurde es plötzlich aufgemacht und, den Hut in der Hand, stand Herr Trius, jetzt einen tiefen Bückling machend, unter dem Tor.

»Kann ich den Herrn Baron treffen?« fragte Frau Maxa.

Mit einem neuen Bückling führte Herr Trius den Gast den Hügel hinan, lief dann einige Schritte vor, um sie zu melden, und lud mit einem dritten Bückling sie ein, heranzutreten; dann verschwand er. Herr Trius musste Befehl erhalten haben, seine gewohnte Weise etwas zu ändern.

Frau Maxa nahte sich dem alten Föhrenbaum und trat an den Sessel heran. Der Kranke streckte ihr die Hand entgegen.

»Sind Sie wirklich gekommen, Frau Maxa? Hat nicht ein alter Groll gegen den Übeltäter Sie zurückgehalten?«

Frau Maxa drückte die dargebotene Hand: »Es ist eine grosse, herzliche Freude für mich, dass Sie mir Ihr Tor aufgemacht haben, Herr Baron, wie habe ich danach ausgeschaut, ob es aufgehen möchte und ob man in irgend etwas Ihnen hilfreiche Hand bieten dürfte! Von einem alten Groll weiss ich nichts und habe nie davon gewusst. Leid und Schmerz haben wir alle getragen, die dieses Schloss und alle, die dazu gehörten, liebten.«

»Ich bin in die alte Höhle zurückgekehrt, um da zu sterben«, sagte der Baron. »Ich bin ein gebrochener Mann, Sie sehen es. Ich wollte allein bleiben, Vergangenes vergangen sein lassen, nichts weiter mehr; verlassen und vergessen sterben, so war's recht. Da ist Ihre Kleine bei mir eingedrungen, wie, weiss ich nicht.«

»Ich bitte herzlich um Entschuldigung für die Freiheit des Kindes«, sagte Frau Maxa, »wie es das Eindringen in den Schlossgarten ausführen konnte, ist mir ein Rätsel. Ich wusste auch nichts davon bis gestern abend, als die Kinder beide vom Schloss zurückkehrten. Mein Schrecken war und ist gross, dass Mäzli Sie belästigt hat.«

»Das hat die Kleine nicht getan, sie ist recht der Mutter Kind«, sagte der Baron, »wo es fehlte, wollte sie gleich helfen, und was ihr lieb war, wollte sie mir bringen. Sie brachte mir Leonore. Und was will dieses Kind? Mit flehenden Augen begehrt sie, zu ihrem Onkel zu kommen, sie will bei ihm daheim sein, sie will ihn lieb haben wie einen Vater, sie will zu ihm reisen, wenn noch so weit, was ist da zu tun? Raten Sie, Frau Maxa.«

»Oh, Herr Baron, da ist nur eines zu tun«, erwiderte diese mit überquellender Freude, »der liebe Gott hat selbst das Kind in Ihr Haus geführt, wo kein Mensch ihm hätte den Weg auf tun können, wie gross ein solcher Wunsch auch gewesen wäre! Nun gehört das Kind zu Ihnen, Sie nehmen es zu sich, Sie sind sein Vater und lassen sich pflegen und liebhaben von dem Kind. Und welchen Schatz Sie in Ihr Haus aufgenommen haben, das werden Sie bald empfinden. Oh, dann wird wieder ein Hauch der schönen alten Zeit durch Ihre Räume wehen und Sie selbst verjüngen, wenn Sie mit der jungen Leonore hier oben walten werden!«

Der Baron lächelte: »Maxa sah immer alles in idealem Licht. Wie soll denn dieses zarte Kind in eine Wildnis passen, wie dieses Schloss ist! Alles leer, öde, nichts, und niemand als ein Elender und sein alter Wächter. Nein, nein, Sie sehen, dass es unmöglich ist. Das Kind sehnt sich nach einer Heimat. Wollen Sie es bei sich aufnehmen? Da wird es eine solche finden oder hat sie schon gefunden. Es mag dann wissen, wer sein Onkel ist, und soll ihn besuchen.«

Frau Maxa war überrascht von dieser Wendung. Eine kleine Weile schwieg sie. Wie hätte sie sich vor wenigen Tagen noch über die Aussicht gefreut, Leonore bei sich behalten zu dürfen! Jetzt war alles anders geworden.

»Ich habe Leonore lieb wie ein eigenes Kind und hatte keinen grösseren Wunsch, als sie bei mir zu behalten«, sagte sie jetzt; »aber nun denke ich anders: die Kinder gehören zu Ihnen, das Schloss der Väter wird ihre Heimat sein, Leonore soll Sie umgeben mit ihrem lieblichen, wohlthuenden Wesen und Ihr Herz erfreuen. Welches Schatzes ich Sie beraubt hätte, werden Sie empfinden, wenn Sie ihn einmal besitzen. Alle die lieben Menschen sind ja nicht mehr da; aber warum es so völlig öde und leer im Schlosse sein sollte, verstehe ich nicht; es muss alles ganz so sein, wie zur Zeit, da Sie es verlassen haben, so wollte es Ihre selige Mutter; denn sie erwartete ihren Ältesten immer zurück, und auch nach ihrem Tode sollte er bei seiner Rückkehr die Heimat ganz unverändert finden. Wo sie gewohnt und alles geordnet hat, da kann auch Leonore wohnen.«

»Will nicht Frau Maxa sich die Räume einmal ansehen, die sie so gut gekannt hat?« fragte der Baron gelassen.

Wie gern wollte sie das tun.

»Darf ich denn überall eintreten? Den Weg weiss ich wohl«, sagte sie.

»Gewiss, überall«, bejahte der Baron.

Mit tiefer Erregung trat Frau Maxa in die grosse Halle ein, wo sie die schönsten Tage der Kindheit in köstlichen Spielen mit der unvergesslichen Leonore, unter der Führung der jungen Barone zugebracht hatte. Hier war alles unverändert: der grosse steinerne Tisch mitten in der Halle, die steinernen Sitze an den Wänden, die Nischen mit den alten Rittern von Wildenstein darin.

Sie ging weiter nach dem Speisesaal — aber wie kahl sah es da aus: alle Ahnenbilder von den Wänden weg, alles das schöne blinkende Zinngeschirr, alle Krüge und Becher vom grossen Eichenschrank weggenommen. Wirklich, hier sah es kahl und leer aus. Frau Maxa schüttelte den Kopf.

Nun ging sie die Treppe hinauf, vor allem nach dem Zimmer des Barons, wie war wohl für ihn gesorgt? Sie blieb starr vor Schrecken unter der Türe stehen. Welch ein Raum? Kein Bildchen an den kahlen Wänden, kein kleinster Teppich auf dem uralten Fussboden. Eine leere Bettstelle, ein alter Rohrsessel, ein Tisch aus einem Bedientenzimmer hergeschleppt, das war alles. Frau Maxa schaute nochmals hin, ja, es war Baron Brunos Zimmer, das Balkonzimmer im Eckturm. Wo schlief der Baron?

Sie konnte nicht mehr hinschauen, sie lief nach dem Zimmer der Frau Baron. Alles leer — die dunkelroten Sammetsessel, das Sofa in der Ecke mit all den Kinderbildern darüberhängend — alles fort. In der Ecke die leere Bettstelle.

Frau Maxa lief nach dem Zimmer der Leonore, dem lieben Zimmer mit all den hübschen Bildchen rings an den Wänden, den hellblauen seidenen Sesselchen, dem halbrunden

Ruhebettchen in der Ecke, dem kleinen Schreibtisch, auf dem immer die zwei vollen Rosevasen standen. Frau Maxa trat nicht ein, alles leer und kahl und öde, nur die Tapete mit den roten und blauen Blümchen sprach noch von einer alten schönen Zeit. Frau Maxa ging schnell weg, der Anblick war zu traurig. Nur einen Blick warf sie in den grossen Saal — er glich einer weiten Wüste. Kein Vorhang, kein Bild, kein Sessel, gar nichts. Wo war das ganze kostbare Damastmobiliar hingekommen? Konnte ein ungeheurer Raub im Schlosse stattgefunden haben und noch gar nicht bemerkt worden sein?

Es war ja möglich, Herr Trius konnte nicht wissen, was da war, und der Baron hatte sich wohl um gar nichts gekümmert. Jetzt lief Frau Maxa zurück.

»Armer Herr Baron Bruno, in welche Heimat sind Sie zurückgekommen!« rief sie aus, ganz erfüllt von dem niederschlagenden Eindruck, den sie eben empfangen hatte, »so hat es Ihre Mutter nicht gewollt. Wie musste Ihnen zumute sein, als Sie in die alten heimatlichen Räume eintraten, wie muss Ihnen jetzt noch zumute sein? Mir ist alles unbegreiflich.«

»Mir nicht«, sagte der Baron ruhig, »ich dachte, es müsse so sein. Habe ich es denn wert gehalten, als ich alles besass? Es ist nur gerecht, dass es wüst und leer hier um mich sei. Ich kam ja auch nur, hier zu sterben, in meinem Sessel konnte ich ja darauf warten; am Tage unter der Föhre, nachts drinnen in meinem Gelass, ich brauchte nichts weiter. Aber der Tod kommt nicht sobald, wie ich meinte. Warum wollen Sie mich zurück zum Leben wecken?«

»Ja, das will ich; nun wollen wir nicht vom Tode sprechen. Der liebe Gott hat etwas anderes mit Ihnen im Sinn, das glaube ich zuversichtlich«, sagte Frau Maxa lebhaft. »Für's erste sehe ich ein, dass es das beste ist, wenn Leonore bei uns bleibt, und freue mich mehr, als ich sagen kann, über Ihre Erlaubnis. Aber damit sie uns nicht weggeholt wird, darf ich wohl in Ihrem Namen den Damen anzeigen, dass Leonore bis auf weiter Nachricht noch nicht abzuholen sei?«

Der Baron gab seine völlige und herzliche Zustimmung zu der Sache.

»Und nun, Herr Baron, muss ich noch eine Erlaubnis von Ihnen haben; es geht nicht anders: Sie erinnern sich doch der Apollonie, der langjährigen treuen Dienerin des Schlosses?«

Der Baron lächelte: »Jawohl, die hilfreiche Apollonie unserer Jugendtage ist nicht vergessen. Ihr Töchterchen hat mir auch schon Nachricht von ihr gebracht.«

»Sie ist die einzige, die vielleicht eine Ahnung davon hat, was hier vorgefallen ist«, fuhr Frau Maxa fort. »Ich werde gleich zu ihr gehen. Sollte sie Ihnen eine Mitteilung zu machen haben, so bitte ich noch um Einlass für sie. Sollte wirklich ein Raub vorliegen, dann müssen Sie mir die Erlaubnis geben, dass ich für das Nötigste Sorge, das Ihnen fehlt. Es sorgt niemand für Sie, nun es doch so nötig wäre. Ihre Mutter hätte mir die Sorge um Sie auch übergeben, das weiss ich.«

»Das glaube ich auch«, sagte der Baron lächelnd, »so werde ich gehorsam sein müssen.«

Jetzt verabschiedete sich Frau Maxa, nicht ohne sich die Erlaubnis zu erbitten, in den nächsten Tagen wiederkommen zu dürfen. Dann stieg sie eilig den Berg hinab.

Apollonie hatte in ihrem Gärtchen zu schaffen. Frau Maxa trat unversehens bei ihr ein. Sie war so erfüllt von dem eben Erlebten, dass sie ohne alle Erklärung, wie sie auf das Schloss gekommen sei, der Apollonie gleich die Mitteilung der schrecklichen Verwüstung im Schlosse machte. Sie habe fest geglaubt, der Herr Baron müsse alles ganz so wiedergefunden haben, wie seine Frau Mutter es für ihn zurücklassen wollte. Und nun sei alles fort, nicht einmal ein Bett wäre mehr für ihn da, Tag und Nacht müsste der Kranke in seinem Sessel bleiben. Frau Maxa hatte in grosser Aufregung gesprochen.

Apollonie schlug die Hände zusammen und brach in die heftigsten Klagen aus: »Oh, wie konnte ich das voraussehen! Der Türk, der Barbar, dieser alte Heide von Trius«; schluchzte sie vor Zorn und Leid. »Darum hat er mir nie geantwortet, wenn ich so sorglich fragte, ob er auch die Betten recht unterscheide und auch dem Herrn das rechte Bett herausgenommen habe, alle Stücke mit blauen Kronen in der rechten Ecke bezeichnet. Nie hat er ein Wort geantwortet, nur mich angegrinst. Und nun hat er gar keines gefunden und auch nicht gesucht, und so musste der Herr darunter leiden! Alles ist ja da, alles, alles! Seine kleinsten Bildchen und Erinnerungstäfelchen! Und so muss er in die Öde und Leere heimkommen! Nicht umsonst hat es mich schlaflos gemacht Nacht für Nacht, dass ich nicht hinauf durfte, zu helfen und zu ordnen; aber ich habe doch nicht gemeint, dass es so sei, und ich bin noch schuld daran! Ich noch schuld daran!«

Auf das Drängen der Frau Maxa berichtete Apollonie endlich: als Baron Bruno nach seinem ersten, kurzen Besuch, bei dem er die Verheiratung seines Bruders, dessen Fortziehen nach dem Süden und den Tod der Mutter zuerst vernommen hatte, wieder abgereist war — Briefe hatten ihn ja nicht erreicht —, hatte sie alles Bewegliche im Schloss zusammengeräumt; denn sie hatte den Eindruck, sobald würde der Baron nicht wiederkommen, und war besorgt, die schönen Sachen möchten unterdessen verderben oder in dem menschenleeren Schloss von Dieben gesucht werden. So hatte sie jedes Ding sorgsam verpackt und von Hüllen und Decken geschützt nach den grossen Bodenkammern hinaufgebracht und mit doppelten Schlössern abgeschlossen. Da war ja alles so wohl verwahrt wie sonst nirgends, und sollte der Herr Baron einmal wiederkommen, so würde sie ja gleich gerufen werden, davon war Apollonie überzeugt; denn sie fühlte sich durchaus als zum Schloss gehörend, bewohnte ja auch immer noch das Gärtnerhaus. So würde sie dann bald alles in die alte Ordnung gebracht haben. Nun war alles so anders gekommen!

»Ich muss hinauf, gleich auf der Stelle«, keuchte Apollonie; denn die rasche Erzählung, verbunden mit den aufregenden Empfindungen, hatte sie ganz ausser Atem gebracht, »noch vor Nacht muss des Herrn Zimmer in Ordnung sein, das kann ich gut fertig bringen. Es ist oben alles gut geordnet, Zimmer für Zimmer, allemal was dazu gehört, jedes für sich eingepackt und zugedeckt. Aber wie komm ich nur hinein? Er lässt ja niemand hinein, der verstockte Schlosswächter!«

Frau Maxa beruhigte sie darüber; der Herr Baron werde dafür gesorgt haben, dass ihr aufgemacht werde, sagte sie, ermunterte auch die Apollonie, nur gleich nach dem Schloss hinaufzugehen, damit der Herr Baron wisse, woran er sei, und womöglich heute schon ein anderes Nachtlager für ihn bereitet werde. Dann verliess sie die Apollonie.

Leonore wusste, wohin die Mutter gegangen war. Als sie diese von weitem herankommen sah, stürzte sie mitten aus dem Spiel weg und ihr entgegen.

»Oh, Tante Maxa, hat er dir die Anschrift gegeben?« fragte sie erwartungsvoll.

»Der Schlossherr hat mir versprochen, du solltest sie haben, sobald er erst selbst recht genau weiss, wie sie lautet«, berichtete Frau Maxa.

Das war doch eine Hoffnung. Leonore freute sich, diese ihrem Bruder mitteilen zu können. Frau Maxa setzte sich gleich hin, um den Damen noch rechtzeitig die Mitteilung zu machen, dass Leonores Onkel zurückgekehrt sei und den Wunsch hege, seine Nichte noch einige Wochen in seiner Nähe zu behalten.

Unterdessen war, trotz der sie schwer hindernden Aufregung, die Apollonie mit ihrem für den Gang nach dem Schlosse notwendigen Anzug fertig geworden und lief nun den Berg mit einer Leichtigkeit hinan, als wäre sie eben um zehn Jahre jünger geworden durch die Hoffnung,

endlich wieder ins Schloss eintreten zu dürfen. Nur das Tor weckte noch einige Sorgen in ihr. Würde es ihr denn auch wirklich geöffnet werden? Jetzt war sie da und zog die Glocke. Herr Trius erschien, sprach kein Wort, öffnete und ging schweigend davon. Apollonie wusste durch Mätzli genau Bescheid, wo der Herr zu finden war. Sie ging der Terrasse zu. Als sie sich dem Sessel nahte, da wurde Apollonie von dem Anblick des Kranken und von den Erinnerungen an alle früheren Zeiten so überwältigt, dass sie laut schluchzend herantrat und nur die Worte herausbrachte: »Oh, Herr Baron, Herr Baron! Und zu denken, dass ich schuld bin, dass der Herr Baron krank und leidend, nicht einmal ein Zimmer und ein Bett fand!« Apollonie konnte nicht weiter vor Schluchzen und Tränen.

Der Baron schüttelte ihr herzlich die Hand: »Na, Frau Apollonie, was ist's denn? Wir warn ja immer gute Freunde. Was sollen Sie denn verschuldet haben?«

Nun erzählte Apollonie, wie die selige Frau Baron alle Räume des Schlosses unverändert lassen wollte, damit der Herr Baron Bruno die alte Heimat finde, wenn er wiederkehre, und wie sie es dann gewesen sei, die alles weggeräumt habe, damit es nicht verderbe, aber mit dem Gedanken, jedes Ding wieder an seine alte Stelle zu bringen, sobald der Herr Baron zu erwarten wäre; sie wusste ja, wo jedes Nadelkissen liegen und jedes kleinste Bildchen hängen musste. Nun flehte sie den Herrn Baron an, dass er ihr erlaube, heute noch sein Zimmer in Ordnung zu bringen und dann die nächsten Tage eines nach dem anderen, damit das ganze Schloss so werde, wie die selige Frau Mutter wünschte, dass er es finde.

Der Baron entgegnete, Apollonie möge nur tun, was sie für gut halte und was seine Mutter angeordnet habe, so werde es recht sein.

Jetzt lief Apollonie den Bodenkammern zu mit einer Wonne im Herzen, als ginge sie einem grossen Feste entgegen. Bald kam sie, mit Tüchern und Decken und Kissen beladen, von oben herunter, um gleich wieder, zu einer neuen Ladung gerüstet, hinaufzusteigen. So ging es ein paar Stunden lang; denn zwischen den Gängen mussten die zahlreichen grossen und kleinen Gegenstände geordnet werden. Nun mussten noch die dichten dunkelroten Vorhänge befestigt werden, die der Baron immer besonders geliebt hatte, mit deren Vorschieben man die grellste Sonnenglut in Fenstern und Balkontüren sofort in eine milde Abendröte verwandeln konnte. Jetzt stellte Apollonie sich mitten ins Zimmer und schaute rundum. Es fehlte nichts mehr, sogar die zwei Federn, die der Baron zuletzt gebraucht hatte, lagen noch auf der grossen Muschel am bronzenen Tintenfass, und daneben auf seinem Platz lag der schwarze Federwischer mit den roten und weissen Röschen auf dem Deckblatt. Die Röschen hatte Fräulein Leonore daraufgestickt. Von dem schneeweissen Bett mit den hohen Kissen drüben in der Ecke war die Decke ein wenig zurückgeschlagen, fertig gerüstet, den Kranken aufzunehmen. Über dem Bette hing das kleine Bild der Mutter, das er schon als Knabe da gesehen hatte, und ringsum die alten Bilder alle, jedes an seinem Platz; diesen kannte die Apollonie von jedem, so viele ihrer auch waren. Jetzt ging Apollonie nach der Terrasse hinunter, schon wehte ein kühler Abendwind durch die Zweige des Föhrenbaumes.

»Nun ist alles bereit, Herr Baron«, sagte sie, »nun werden wir Sie gemeinsam hinauftragen, das kann Herr Trius nicht allein, das weiss ich: dann werden Sie wohl ruhen diese Nacht.«

»Wo soll ich denn hingebraht werden?« fragte der Baron verwundert, »ich bin hier gut untergebracht.«

»Nein, nein, Herr Baron, hier wird es schon kühl, hier dürfen Sie nicht länger bleiben. Droben in Ihrem Zimmer ist alles bereit, da sind Sie wohl aufgehoben. So hätte es die selige Frau Mutter angeordnet, das können Sie glauben. Jetzt erlauben Sie mir, dass ich den Herrn Trius rufe.«

»So wird es wohl sein müssen«, sagte der Baron zustimmend.

Herr Trius hatte gute Ohren; er war gleich zur Stelle.

»Sie sollen mich forttragen«, sagte der Baron, »Frau Apollonie wird Ihnen zeigen, wie man es macht.«

Augenblicklich fasste diese den Baron fest um den Oberkörper.

»Tun Sie es ebenso, Herr Trius«, sagte sie, »dann legt der Herr Baron den einen Arm um meine, den anderen um Ihren Hals. hier unter den Füßen des Herrn geben wir uns die Hände, nun heben wir.«

Leicht und bequem wurde der Baron emporgehoben und nach seinem Zimmer getragen und hier auf sein frisches Bett gesetzt. Er lehnte sich an die bequemen Kissen und schaute um sich.

»Hier sieht es behaglich aus«, sagte er, seine Blicke da und dort wohlighen lassend. »Frau Apollonie weiss herzustellen, was ich vernichtet glaubte. Ja, so sah alles hier vor Jahren aus!«

»Nun machen Sie's dem Herrn Baron bequem für die Nacht«, flüsterte Apollonie Herrn Trius zu und entfernte sich. Sie ging nach der Küche.

»Du barmherziger Himmel, wie sieht es hier aus!« rief sie, den staubbedeckten, von Spinnweben überall durchzogenen Raum betretend. Sie öffnete den grossen Schrank: ein Laib Brot und eine Anzahl Eier lagen da. Wie sie auch weiter suchte, alle Schubladen, alle Fächer öffnend, Essbares war nicht mehr zu finden.

»Der Erzheide, er gibt dem Herrn Baron nichts als Eier!« stiess sie im Zorn und Leid aus; »aber ich weiss etwas.«

Richtig, noch lagen die Schlüssel im alten Versteck. Sie lief damit nach dem Keller. Im lang bekannten dunklen Raum, wo sie den Arm hineinstreckte, fand sie gleich, was sie wollte. In der Küche hatte sie erst die hochbestaubte Flasche zu reinigen. Alles musste erst gereinigt werden, was sie zur Hand nahm. Dann wurden ein paar Eier hoch zu Schaum geschlagen und ein Gläschen von dem alten Kraftwein dazugegossen. Das hatte der Herr Baron immer gern gemocht. Jetzt trat sie wieder in sein Zimmer, die gefüllte Tasse auf dem blankgeriebenen Kaffeebrett vor ihn hinsetzend. Alles glänzte ihm entgegen, Tasse, Löffel und Tellerchen. Ein so einladender Geruch stieg aus der Tasse auf, dass der Baron mit Lust die Erfrischung genoss. Herr Trius hatte sich zurückgezogen. Apollonie hatte die leere Tasse längst weggestellt, um sie fortzutragen; aber immer noch musste sie da und dort etwas ordnen, bis alles, was der Herr brauchen könnte, ihm auch nahe genug lag. Es war, als könnte sie nicht fertig werden.

»Ach, Herr Baron«, sagte sie endlich, als wirklich nichts mehr im Zimmer zu ordnen war, »mir ist, ich sollte noch so vieles zurechtmachen, ehe ich gehe. Eben habe ich die Küche gesehen. Ach, du barmherziger Himmel, wenn die selige Frau Baron da hineinschauen müsste! Und im Keller! Ach, überall! Ich meine, ich könne keine Ruhe mehr finden, bis ich alles in die alte Ordnung zurückgebracht habe. Die ganze Nacht durch wollte ich daran arbeiten, wenn Sie mir's nur erlauben wollten, Herr Baron!«

»Nein, nein, da sollen Sie schlafen, wie ich auch zu tun gedenke, da Sie mich so gut gebettet haben«, sagte er lächelnd. »Aber wie wäre es, Frau Apollonie, wenn Sie wieder aufs Schloss kämen und die ganze Wirtschaft in die Hände nähmen? Sie verstehen das doch am besten?«

Die Apollonie starrte den Baron an, als könnte sie nicht fassen, was er ausgesprochen hatte.

»Na, was meinen Sie, wollen Sie?« fragte er.

»Ob ich will! Ob ich will, Herr Baron! Oh, mit tausend unaussprechlichen Freuden!« rief sie jetzt im hellen Entzücken aus.

»Oh, morgen schon Herr Baron, morgen schon — aber — ja, was wird der Herr Baron dazu sagen: ich bin eben nicht mehr allein, ich habe das Kind meiner Tochter übernommen; zwölf Jahre alt, brav und recht, aber natürlich noch keine Hilfe für Schloss und Garten.«

»Vortrefflich, eine heranwachsende zweite Apollonie. So kann später einmal die alte ausruhen und die junge fortfahren«, sagte der Baron. »Morgen ziehen Sie im Schloss ein, wie und wo, wissen Sie selbst am besten.«

Nun lehnte sich der Baron mit sichtlichem Wohlbehagen in seine Kissen zurück, und Apollonie wanderte mit einem Herzen voller Glückseligkeit ihrer Wohnung zu. Mit dem ersten Strahl des Tages stand sie am folgenden Morgen schon wieder vor ihrem Hause und packte das Nötigste für sich und das Kind auf einen Karren; das übrige konnte dann nach und nach zum Schloss hinaufgebracht werden. Eben erst hatte sie dem Loneli die grosse Nachricht mitgeteilt; denn am vorigen Abend hatte es schon geschlafen, als sie heimkehrte. Loneli war so überwältigt von der Aussicht, von heute an eine Bewohnerin des Schlosses zu werden, dass es mitten in der Stube stehen blieb, um das Unbegreifliche zu fassen.

»Komm, komm«, mahnte die Grossmutter, »heute gilt das Staunen nichts, da gibt's Arbeit.«

»Was wird doch der Kurt sagen und Mea«, war Lonelis Hauptgedanke, den es ausrufen musste. Am liebsten wäre es gleich zu den beiden hingelaufen; denn in allen Lagen des Lebens war seine erste Frage, was diese zwei Hauptfreunde dazu sagen würden.

»Und erst ihre Mutter! Ja, was wird die Frau Pfarrer sagen«, setzte Apollonie mit Lebhaftigkeit hinzu. »Aber jetzt heisst es, alles in Ordnung zu bringen und dann erst hingehen. Auch zur Schule geht's heut und morgen nicht, und dann ist's Sonntag, bis dahin sind wir fertig.«

Flink packte Apollonie ihre Bündel fest, schloss ihre Tür ab, und nun ging es rüstig vorwärts, ohne Aufenthalt bis zum Schlosstor hinauf, wo heute geschellt werden musste. Diesmal liess Herr Trius auf sich warten. Endlich kam er langsam daher.

»Warum nicht schon vor Tag?« fragte er brummend.

»Weil Sie noch unter der Decke gelegen und mir nicht aufgemacht hätten, sonst wär ich wohl schon früher gekommen«, gab Apollonie schnell zurück.

Schweigend ging er voran. Es mochte ihm klar geworden sein, dass Apollonie nichts schuldig blieb und dass sie am Herrn des Schlosses einen guten Halt hatte. Nun zog die Apollonie in ihre alte Stube ein. Loneli begriff nicht, warum die Grossmutter sich einmal ums andere die Augen wischen musste; ihm kam der Einzug in die grosse, dunkel getäfelte Schlossstube wie ein unglaublich schönes Märchen vor.

Aber Apollonie liess sich nicht lange Zeit, ihren Gedanken und Erinnerungen nachzuhängen. Schon stand sie in der Küche und fuhr mit Wischer und Besen gegen alle die schönen Spinnewebe zu Felde. Kaum waren ein paar Stunden vergangen, da sah es auch schon so wohnlich gemütlich in der geräumigen Schlossküche aus, dass Herr Trius wohlgefällig schmunzelte, als er eintrat, um, unbekümmert um Staub und Spinnen, für sich und seinen Herrn einen Kaffee zu brauen, dem er als einzige Zugabe ein Stück trockenes Brot beizulegen pflegte. Dinge wie Milch und Butter, die er bei den Bauern umher hätte holen müssen, entbehrte er lieber, und sein Herr begehrte nichts weiter. Hier dampften ihm heute Milch und Kaffee entgegen, und dabei lag ein frisches Brot; die hölzernen Sitze um den Tisch schimmerten weiss gefegt, und

nicht ein einziges Spinnwebgewebe kitzelte belästigend seine Nase.

Apollonie füllte sofort die grosse, schon bereitstehende Tasse mit dem wohlriechenden Getränk und lud den Herrn Trius recht zuvorkommend ein, am Tische Platz zu nehmen. Die neue Ordnung gefiel ihm gar nicht übel; er setzte sich auch gleich hin und liess sich alles trefflich schmecken. Unterdessen hatte Apollonie ihr Kaffeebrett schön aufgerüstet. Sie hatte das gute alte Porzellan herausgeholt, das die Frau Baron immer im Gebrauch hatte. Neben den dampfenden Töpfchen stand die kleine Schale mit der goldgelben Butterkugel, und die frischen runden Weissbrötchen guckten ganz einladend aus dem Porzellankorbchen heraus. Apollonie stieg zum Zimmer ihres Herrn hinauf.

»Oh, das sieht gut aus, wie die alte Zeit«, sagte er, als Apollonie ihren Frühstückstisch neben ihn hinstellte. Er meinte, das Anschauen tue ihm schon gut, wenn er auch kaum etwas geniessen könne.

Damit war die Apollonie nicht einverstanden.

»Nur auch ein wenig, Herr Baron«, bat sie, »sonst kommen Sie ganz herunter, nur ein ganz klein wenig und dann nach und nach immer ein wenig mehr, das wird so gut tun. Tun Sie mir den Gefallen, ich habe Loneli zum Oberhüttensenn geschickt, er macht die beste Butter.«

Ein wenig musste der Baron schon essen; zu seiner Überraschung schmeckte es ihm gar nicht schlecht.

Als ihr Herr dann im schönen Morgensonnenschein, gut gebettet unter seiner Föhre sass, holte die Apollonie ihr Loneli herbei, dass es sich dem Herrn Baron zeige und danke, dass er es in sein Haus aufgenommen habe. Dann begann ein Arbeiten und Aufrüsten, ein Reinigen, ein gänzlichliches Herstellen aller Räume des Schlosses, das einen rastlosen Eifer vom Morgen bis zum späten Abend erforderte. Ein Wechsel der Tätigkeit trat nur ein, wenn die Zeit da war, wieder ein kleines Mal zu rüsten, was die Apollonie durchaus nicht als Nebensache betrachtete, seitdem sie erkannt hatte, wie sehr ihr Herr einer rechten Kräftigung bedurfte.

Musste für den Herrn Baron die Beschaffenheit der Küchenerzeugnisse in Betracht gezogen werden, so war für den Herrn Trius die Masse zu berücksichtigen; denn er hatte einen vorzüglichen Appetit, und die neue Küche gefiel ihm. Er begann auch, der Apollonie seine Anerkennung für ihre Leistungen zu bezeugen und folgte mit Bereitwilligkeit ihrer Aufforderung, alle die schweren Möbel vom Boden herunter nach den verschiedenen Zimmern befördern zu helfen.

Zwei Tage waren so in unausgesetzter Arbeit vergangen, Das meiste, was Apollonie vorgenommen, war beendet, der Sonntag war da. Als sie ihrem Herrn den Morgenkaffee ins Zimmer gebracht hatte, stand sie eine Weile wie unschlüssig mit der Türklinke in der Hand.

»Na, Frau Apollonie, da ist wohl noch etwas zu bemerken, doch keine Klage, dass ich Ihrem guten Kaffee nicht zuspreche, sehen Sie nur einmal meine guten Fortschritte an!«

Mit komischem Ernst wies der Baron auf seine leere Tasse und das einzige Brötchen hin, das liegen geblieben war.

»Gott Lob und Dank, etwas Weniges ist doch schon gewonnen!« bezeugte sie hoch erfreut, »und weil mich doch der Herr Baron fragte, so will ich es gleich sagen. Würde der Herr mir auch eine Sonntagsfreude machen und heut einmal durch alle Zimmer fahren, damit er auch weiss, wie es überall aussieht? Der Sessel steht schon vor der Tür.«

»Der Baron entgegnete, herzlich gern würde er ihr für die grosse Arbeit der Wochentage eine Sonntagsfreude machen; aber für diejenige, die sie sich wünschte, hätte ja sie allein die Mühe, und er sollte die Freude haben. Nun aber zu diesem Zwecke doch schon der schwere Rollstuhl heraufgeschleppt worden sei, müsse auch der Zweck erfüllt werden, er sei ganz bereit dazu. »Sie bringen merkwürdige Dinge zustande, Frau Apollonie«, schloss der Baron, »den alten Bären von Trius wandeln Sie ja in ein gehorsames Schäfchen um.«

Hochbeglückt entfernte sich Apollonie, des Rufes harrend, der ihr die ersehnte Freude bringen sollte. Er liess nicht lange auf sich warten. Schon sass der Baron in seinen Sessel gebettet; aber an den Anordnungen des Herrn Trius hatte die Apollonie jedesmal noch etwas zu verbessern. So auch jetzt; dann übernahm sie die Leitung des Sessels mit dem deutlichen Wink, dass sie denselben jetzt ohne Hilfe fortzubringen gedenke. Erst brachte sie ihren Herrn nach dem grossen Saal, wo alle die schönen Feste der Familie und so vieler lieber Freunde gefeiert worden waren. Der Saal schimmerte in neuerstandenem Schmuck. Verwundert schaute der Baron umher, er sagte nichts. Dann ging es nach dem Turmzimmer, das seinem eigenen gegenüberlag; es war die Stube seines Bruders Salo gewesen. Schweigend schaute der Baron auch hier sich um. Das Zimmer war, wie es immer gewesen, mit den vielen schönen Ahnenbildern geschmückt. Salo hatte sie besonders geliebt.

Jetzt lenkte Apollonie dem Zimmer der Frau Baron zu. Hier stand und lag ringsum alles geradeso, wie sie es verlassen hatte. Apollonie hatte jedes kleinste Ding genau auf seinen Platz zurückgebracht. Sie bemerkte wohl, wie lange hier die Blicke ihres Herrn auf jedem Gegenstand ruhten. Viel länger als in den anderen Zimmern hatten sie nun schon hier verweilt, und noch gab der Herr kein Zeichen, dass er weiterzukommen wünsche.

»Auf jenem Lehnstuhl sass meine Mutter, als ich das letzte Mal mit ihr sprach«, sagte er jetzt; »das rote Nadelkissen lag auf dem Tischchen vor ihr, so wie heute. Ich stand vor ihr am Tischchen und setzte die Stecknadeln auf dem Kissen hin und her, während sie zu mir sprach. Ich meine, jedes Wort zu hören. Sie sollen mich heute nicht hinuntertragen, Frau Apollonie«, sagte er nach einer Weile, »ich muss ja nicht mehr vor den öden Zimmern fliehen, ich will meinen Sonntag hier verbringen.«

Im Herzen der Apollonie stieg eine grosse Freude auf; ihr Herr fing an, die Heimat wiederzufinden. Wenn sie ihm doch noch einmal lieb werden könnte! Nur noch in ein Zimmer hätte sie ihn so gern geführt, das hätte ihm gewiss einen fröhlichstimmenden Eindruck gemacht durch die lieblichen Bilder an allen Wänden und die ganze schmucke Ausrüstung. Die Frau Baron hatte den Raum ganz neu und besonders zierlich ausrüsten lassen, als ihre Nichte Leonore erwartet wurde, sie sollte das Zimmer bewohnen. Apollonie konnte ihren Wunsch nicht unterdrücken: »Wenn der Herr Baron nur noch eine einzige Fahrt machen wollte«, sagte sie bittend, »gleich könnten wir wieder zurückkehren.«

Er sei ganz bereit dazu, wenn sie die Mühe nicht scheue, sagte er.

Die Fenster des Zimmers schauten auf den Wald hinaus. Scharen von lustigen Vögelchen sass in den dichten Zweigen der Tannen und sangen ihre Lieder durch die offenen Fenster herein so nah und laut, als wären sie die Zimmerbewohner. Es war, als lebte und lachte und frohlockte alles in diesem Raume. Der Herr Baron schaute überrascht auf die singenden Waldbäume hinaus und in das lachende Gemach zurück.

»Frau Apollonie, Sie haben Wunder getan!« rief er aus. »In zwei Tagen haben Sie die Trauerhöhle zu einem Ort umgewandelt, wo noch frohes Leben gedeihen könnte. Ich habe einen Gedanken, den will ich mir Ihnen besprechen. Führen Sie mich in das Zimmer meiner Mutter

zurück, und wenn für Sie die passende Zeit dazu da ist, so kommen Sie zu einer Unterredung zu mir herein.«

So geschah es. Im Nachmittag hatte die Unterredung stattgefunden und längere Zeit gedauert. Loneli war schon seit einiger Zeit in stillem Glück auf der Terrasse hin und her gewandert und hatte sich ausgedacht, wie es sein werde, wenn es endlich Kurt und Mea benachrichtigen dürfe, wo es nun mit der Grossmutter lebe, und sie dann beide zum Besuch aufs Schloss kommen würden. Hier hatte es dann mit Kurt noch etwas ganz Besonderes auszuführen.

Jetzt rief die Grossmutter nach dem Kinde. Als es zu ihr in die grosse Stube eintrat, sass sie auf der Bank am Fenster, ganze Tränenbäche rollte ihr über die Wangen.

»Ja, Grossmutter, jetzt musst du schon wieder weinen«, sagte Loneli überrascht, »und hier ist es doch so schön, und alle Vögel singen draussen, soviel sie nur vermögen.«

»Oh, ich singe ja im Herzen mit ihnen, ich muss ja vor lauter Freude weinen«, sagte die Grossmutter. »Setz dich her zu mir, Loneli; sobald ich reden kann, will ich dir sagen, was morgen geschehen soll. Ach, Loneli, ich meine, ich kann es vor Freude nicht erleben.« Jetzt überkam es die Apollonie noch einmal so sehr, dass noch eine ganze Weile verstrich, bis sie endlich Loneli mitteilen konnte, was morgen sein sollte.

Im Garten der Frau Maxa ging es heute so stille zu, dass man nicht vermutet hätte in dem weinlaubumrankten Gartenhäuschen die ganze Familie zusammenzufinden.

Ohne dass es ausgesprochen wurde, hatte jedes der Kinder im stillen den Gedanken, es werde wohl der letzte Sonntag mit Leonore sein, der keine heitere Stimmung aufkommen liess. Die Mutter hatte ein Spiel vorgeschlagen, das sonst alle ergötzte; aber sie selbst war heute nicht recht dabei. Vergebens hatte sie den ganzen Tag erwartet, Apollonie werde doch nun heute kommen, um über ihren Besuch im Schlosse Bericht zu erstatten. Nun war der Abend da und niemand gekommen, nicht einmal Loneli hatte sie geschickt, um irgendein erklärendes Wort von ihr zu bringen. Frau Maxa musste sich immer wieder fragen, was das bedeuten konnte; sie hatte alle Mühe, ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu richten. Mäzli unternahm von Zeit zu Zeit eine kleine Wanderung, um zu erforschen, ob es etwa anderswo fröhlicher zugehe. Eben kam es von einem Besuch bei der Käthi zurück, die sich auf der Bank bei der Haustür niedergelassen hatte und dann und wann mit einem des Weges Kommenden ein kleines Gespräch führte. Mäzli brachte einen Brief mit.

»Jetzt sind die Damen gekommen, die Leonore holen wollen, das hat mir Käthi gesagt«, berichtete es, »ein Bub hat den Brief gebracht und sie hat ihn gefragt, von wem er sei; da hat er gesagt, er wisse es nicht.«

»Die Mutter nahm den Brief und las: »Ganz und gar keine Schreckensnachricht, Kinder«, sagte sie schnell, indem ein Rot der Freude über ihr Gesicht ging, »etwas völlig anderes enthält der Brief. Hört nur, da steht: 'Der Schlossvogt von Wildenstein wünscht, dass seine jungen Freundinnen Leonore und Mäzli die Mutter bitten, mit ihnen und den Geschwistern den folgenden Tag auf Schloss Wildenstein zuzubringen'.«

»Das ist doch fein«, sagte Mäzli schnell; »dann kann Kurt einmal sehen, ob der Herr Schlossvogt und der Herr Trius nur ein einziger Mensch sind.«

Erst jetzt kamen die anderen Kinder recht zu sich, alle waren erst vor Schrecken, dann vor Überraschung wie gebannt gewesen. Jetzt brach ein lauter Freudenlärm los; denn eine Einladung für die ganze Familie nach dem Schlosse, das bis jetzt kein Mensch betreten durfte, das war nun

wirklich ein ganz besonderes Ereignis, das kein Mensch hatte voraussehen können. Wie oft hatten die drei Ältesten mit verlangenden Augen dorthinauf geblickt und immer nur auf die verschlossenen Fenster und Türen getroffen, die keine Hoffnung aufkommen liessen, je in diese geheimnisvollen Räume hineinschauen zu können. Bruno und Kurt konnten kein Ende finden in ihren Ausrufen des Erstaunens und der Freude über die Aussicht auf den folgenden Tag. Mea stimmte mit der grössten Lebhaftigkeit in die Freudenrufe ein, bis sie auf einmal bemerkte, dass Leonore ganz still und traurig zuhörte.

»Oh, Leonore«, rief sie aus, »freust du dich denn gar kein bisschen mit uns auf den schönen Tag? Denk doch, wenn wir alle zusammen droben auf dem Schlosse bleiben und alles sehen dürfen.«

»Nein, ich kann nicht«, sagte Leonore, »es ist mir gradeso, als dürfe ich noch einen schönen Festtag mit euch feiern, bevor alles aus ist und ich gar nie mehr mit euch zusammensein kann.«

Nun war auch für Mea die Freude vorbei. Trotz der allseitigen Aufregung war endlich doch alles zu Ruhe gebracht, und die nächtliche Stille wurde durch keinen Laut mehr gestört, als eben jetzt, da Kurt im Traume die sonderbarsten Siegeslaute ausstiess. Er meinte, die höchste Zinne des rechten Schlossturmes erklettert zu haben.

Um zehn Uhr des anderen Morgens standen alle zum Auszug bereit. Bruno und Kurt stellen sich an die Spitze des Zuges, und als nun auch die Mutter zuletzt noch erschien, nachdem sie erst allen Kindern zu der notwendigen Ausrüstung hatte verhelfen müssen, gaben die beiden als Anführer das Zeichen zum Aufbruch.

Der Schritt, den sie anschlugen, war derart, dass die Mutter sie alsbald an das Ende des Zuges verweisen musste, wenn nicht alle ausser Atem auf dem Schlosse ankommen sollten. Die beiden Mädchen Leonore und Mea wurden jetzt an die Spitze geschickt, dann folgte die Mutter, Mäzli fest an der Hand haltend; denn würde es allein wandern, so wäre nicht abzusehen, was es bei der Ankunft auf dem Schlossboden, den es schon als ein Feld seiner besonderen Tätigkeit betrachtete, ausführen würde. Lippo hielt die andere Hand der Mutter fest; er strebte weniger nach Unabhängigkeit, als Mäzli tat. Die beiden Brüder zuhinterst mussten sich nun nach den Schritten der ersten richten. Aber Kurt hielt es bei dieser Ordnung nicht aus, seine Ungeduld war zu gross. Einmal lief er allen vor, einmal blieb er hinter allen zurück, um dann plötzlich wieder weit vorn hinter einer Hecke aufzutauchen. Diese Unordnung im Festzuge konnte Lippo nicht dulden; er liess die Mutter los und nahm den Bruno bei der Hand, so war doch die Ordnung bei denen hergestellt, die hintereinander wanderten.

Schon nahte man sich der Höhe. Dort war das bekannte, hohe Gittertor. Beide Torflügel standen weit offen.

Herr Trius, den Hut tief zu Erde gesenkt, stand zum Empfang auf seinem Platz. Sein Rock war von oben bis unten mit so grossen silbernen Knöpfen besetzt, dass er völlige Strahlen von sich warf und man wohl sehen konnte, das war sein Festgewand. Kurt war von dem feierlichen Empfang so betroffen, dass er sich gleich der Ordnung des Zuges wieder anpasste. Man stieg der Höhe zu. Mit Erstaunen sahen die Herannahenden, dass auf der Terrasse eine lange, festlich geschmückte Tafel stand, um und um mit Efeu und Blumen bekränzt. Gleich war die Terrasse erreicht.

Eben als Leonore sie betrat, Mea an der Seite, kam gemessenen Schrittes die Apollonie heran, als lasse die Feierlichkeit des Augenblicks ihr keine rasche Bewegung zu. Ihre Erscheinung in dem nie getragenen Staatskleid, das noch ein Geschenk der seligen Frau Baron war, sagte jedem unwillkürlich: das ist die Schlossapollonie. Ihr folgte Loneli im rosenroten Feströckchen, mit

einem ungeheuren Blumenstrauss in der Hand. Es trat auf Leonore zu, überreichte ihr den Strauss und sprach mit lauter, feierlicher Stimme:

»Wir grüssen dich in deinem Heim,
Du junge Herrin von Wildenstein.«

Diesen Vers hatte die Apollonie aufgesetzt.

Leonore starrte auf Loneli und seine Strauss hin, dann schaute sie sich nach der Mutter um. Die Kinder standen alle in sprachloser Verwunderung um sie her.

Jetzt nahm die Mutter Leonore bei der Hand und führte sie zu dem nahen Sessel, wo der Baron sass und sich lächelnd den Vorgang betrachtete.

»Ich denke, nun wird der Herr Onkel seiner Nichte ja wohl die Anschrift geben, nach der sie so sehr verlangt«, sagte Frau Maxa, Leonores Hand in die des Barons legend. Jetzt verstand Leonore alles.

»Oh, mein Onkel, mein lieber Onkel«, rief sie aus und schlang ihre Arme um seinen Hals, »so sind Sie selbst mein Onkel! Ist es denn auch wirklich wahr, ist es wirklich wahr, ein so grosses, grosses unbegreifliches Glück?«

»Ja, Kind, ich bin dein Onkel, den du wie einen Vater liebhaben wolltest«, sagte der Baron.

»Nenne mich nun auch 'du', ich will dein Vater sein. Kannst du mich nun liebhaben? Willst du gern hier bei mir daheim sein, Leonore?«

»Oh, mein lieber, lieber Onkel«, wiederholte Leonore in warmem Ton und umschlang ihn von neuem mit Zärtlichkeit. »Es ist gar nicht schwer, dich liebzuhaben. Wie du mir sagtest, mein Onkel in Spanien sei krank und elend wie du, da habe ich gedacht: 'Oh, ich wollte, mein Onkel wäre ganz und gar so, wie der Herr Schlossvogt, dann hätte ich ihn gleich lieb.' Ich kann es nur noch gar nicht begreifen, dass ich wirklich hier bei dir daheim sein darf, und Salo mit mir in deinem schönen Schloss und so nahe bei der Tante Maxa und allen, die ich lieb habe, wie sonst niemand auf der ganzen Welt. Oh, mein lieber Onkel, was wird nun Salo sagen! Nicht wahr, heute noch darf ich ihm schreiben, dass du unser Onkel bist und dass wir bei dir daheim sein dürfen?«

»Guten Tag, Herr Schlossvogt«, ertönte ganz nahe eine bekannte Stimme, und ein dickes, rundes Tätzchen drängte sich beharrlich zwischen Leonore und den Baron hinein, um dessen Hand zu erreichen. Mäzli hatte den ersten Augenblick benutzt, da die Mutter es von der Hand gelassen, um zu erledigen, was ihm am Herzen lag.

»Jetzt kann Kurt selbst einmal sehen, ob Sie und der Herr Trius ein einziger Mensch sind oder zwei; nicht wahr, das kann er, Herr Schlossvogt?«

»Jawohl, das muss ja durchaus in Ordnung kommen«, entgegnete der Baron, Mäzlis Hand schüttelnd, »wir wollen ihm gleich beweisen, dass Mäzli ganz gut weiss, wen es gesehen hat. Leonore wird mir ja nun ihre Freunde zuführen, dass ich sie auch kennen lerne.«

In unsäglicher Freude lief Leonore der Stelle zu, wo Frau Maxa mit Apollonie und allen Kindern in einer Gruppe zusammenstand; denn diese drängten im Eifer des Zuhörens immer näher auf die Mutter ein, die ihnen erklärte, wer der Herr im Sessel sei und welcher Heimat Leonore nun entgensehe.

Eben wollten die Kinder ein Jubelgeschrei erheben, als Leonore hergelaufen kam; denn vor Freude hatten sie ganz vergessen, wo sie waren. Aber die Mutter dämpfte schnell noch den vollen

Ausbruch. Ohne allen Freudenlärm ging es freilich nicht ab, bis die Mutter anzeigte, Leonore hole sie alle ab, um sie ihrem Onkel, dem Herrn Baron, vorzustellen.

Jetzt fuhr ein leiser Schrecken in alle. Sie wussten ja gar nicht, wie diese Vorstellung vor sich gehen würde; sie waren eigentlich in ihrem Leben noch niemand vorgestellt worden.

Aber Leonore, die sogleich die allgemeine Zögerung verstand, sagte: »Kommt nur, mein Onkel ist der liebste Mensch, den man nur finden kann, ihr werdet es gleich sehen.« Damit zog sie Mea mit sich, die anderen folgten nach. Kaum waren sie bei dem Sessel angelangt, so begann auch Leonore gleich, die Vorstellung auszuführen.

»Das ist Bruno, der allerbeste Freund meines Bruders, das steht in jedem seiner Briefe. Das ist Mea, meine allerbeste Freundin; gar nie in meinem Leben hatte ich eine Freundin wie Mea. Das ist Kurt —«

»Das ist nun mein Freund«, sagte der Onkel, »den kenn ich, das ist der Sänger. Unversehens wird der uns alle besingen, so gut wie den Herrn Trius.«

Ganz verblüfft schaute Kurt den Herrn Baron an. Wie konnte er das Lied über den Herrn Trius schon kennen? Keinem Menschen hatte er es gezeigt; die Mutter hatte es ja verboten; nur daheim hatte er es vorgelesen, und Mea hatte lachend die Verse wiederholt. Kein fremder Mensch konnte davon wissen, wie denn dieser Herr Baron.

»Ja, du kannst dann in dem neuen Lied auch sagen, dass der Herr Schlossvogt und der Herr Trius nicht ein einziger Mensch sind, sondern zwei, jetzt hast du's gesehen«, sagte Mätzli, schnell die entstandene Pause benutzend.

Jetzt ging dem Kurt ein Licht auf: »Der kleine, freche Spatz ist's«, sagte er sich, »der hat das Lied dahin geschleppt, wohin es nicht gehörte.« Kurt wusste ganz und gar nicht, was er sagen sollte.

»Und das ist mein Freund Lippo«, fuhr Leonore, den Kurt erlösend, fort. »Das ist ein so guter Freund; denk nur, Onkel, weil ich keine Heimat hatte, hat er mich eingeladen, bei ihm daheim zu sein in seinem Haus, das er dann einmal bekommt, wenn er gross ist.«

»Du hast ganz vorzügliche Freunde, Leonore«, sagte der Baron, »wir müssen sie recht oft bei uns auf dem Schlosse sehen, Frau Maxa wird es uns ja gestatten.«

»Und wie sehr sich dabei des Glückes ihrer Kinder freuen!« entgegnete sie, »wenn sie alle zusammen sich aller Herrlichkeiten in Schloss und Wald und Garten freuen dürfen!«

»Ja, alle zusammen, dann ist auch Salo dabei«, rief Leonore aus, »nicht wahr, lieber Onkel, der wird auch bald dabei sein?«

Mit feierlichen Schritten hatte sich Apollonie der belebten Gruppe unter dem Föhrenbaum genähert. Nun in diesem Augenblicke niemand sprach, setzte sie ein: »Sollte es den Herrschaften gelegen sein, die Tafel ist gerüstet.«

»Statt dass ich nun meinen werten Gast, unsere Frau Maxa zu Tisch führe, muss ich fragen, wer führt mich nun zu Tisch?« fragte der Baron.

»Ich!« — »Ich!« — »Ich!« — »Ich!« — »Ich!« — »Ich!« erscholl es von allen Seiten, und augenblicklich hatten im Rücken und auf beiden Seiten so viele Hände den Sessel erfasst, dass Apollonie für die ihrigen keinen Platz mehr gefunden hätte und sich nun schnell entfernte; sie hatte ja auch noch viel andere Arbeit vor sich.

»Nun fahre ich sechsspännig; das sieht anders aus als bisher«, sagte lächelnd der Baron.

Apollonie hatte so wundervolle Dinge für die Tafel ausgesonnen, und hier auf der weithin schauenden Terrasse und in der schönen Luft schmeckte alles so ganz ausserordentlich, wie den Kindern noch niemals eine Mahlzeit geschmeckt hatte.

Das Schönste von allem war aber, dass der Herr Baron, sobald die letzten Zeichen der Teilnahme an den goldenen Zuckerpflaumen verschwunden waren, sagte, nun würden die jungen Vögel einmal in aller Freiheit ausfliegen wollen, nun sollten sie nur auf- und davonfahren durch Wald und Feld und Beerenbüsche, wo es ihnen gefalle.

Wirklich, wie eine Schar junger Vögel schoss die Gesellschaft empor, und mit grosser Freude im Herzen machte sie Gebrauch von der Erlaubnis. Eines dem anderen nach, flogen sie dem nahen Wäldchen zu. Vor allem musste hier der ungeheuren Freude über das grosse Ereignis endlich Luft gemacht werden.

»Hurra, Leonore«, rief Bruno, »nun ist die Heimat für dich und für Salo gefunden! Und welche Heimat! Und so nahe bei uns! Nun bleiben wir immer beisammen und Salo mit uns.«

»Hurra, hoch der Baron!« schrie Kurt aus allen Kräften. »Hoch Schloss Wildenstein! Hoch die neue Heimat! Hoch die Apollonie! Wo ist denn Loneli?« unterbrach er plötzlich seine Hochrufe, »es sollte jetzt doch mit uns sein.«

Das wurde allgemein bestätigt.

»So hol ich's.«

Kurt war schon wieder auf der Terrasse angelangt. Der Baron und Frau Maxa waren nicht mehr dort, sie sassen zusammen unter dem Föhrenbaum. Loneli half der Grossmutter die letzten Teller von der Tafel tragen.

»Apollonie, wir hätten gern das Loneli bei uns; es muss gleich mit uns kommen!« rief Kurt aus.

»Ja, wer sagt das? Wer sagt das?« wollte Apollonie etwas streng entgegenen; aber ihre Stimme klang mehr erfreut als gestreng.

»Wir alle, und Leonore noch besonders«, entgegnete Kurt schlau.

»So geh, Loneli; es ist heute ein grosser Festtag, du sollst ihn mitfeiern«, sagte die Grossmutter.

Strahlend vor Freude rannte Loneli an Kurts Seite davon.

Unter der Föhre sitzend, hatten der Baron und Frau Maxa vergangene Tage wachgerufen. Besonders bei den Erinnerungen an die selige Frau Baron schien der Sohn mit steigender Teilnahme und Bewegung zu verweilen. Es lag Frau Maxa daran, den Baron wissen zu lassen, wie treulich sie ihm von allem Nachricht zukommen lassen wollte, was in der Heimat vorging, was dann alles gar nicht in seine Hände gelangt war, da er nirgends eine bleibende Stätte hatte. Auch das sollte er wissen, mit welcher Sorge und Liebe sie seiner fortwährend gedachte und auf seine Rückkehr hoffte.

»Frau Maxa«, sagte der Baron nach einer Weile des Schweigens, »ich bin tief beschämt. Ich kam hierher in Hader und Groll gegen Gott und Menschen und wollte mein elendes Leben je eher je lieber abwerfen. Und hier, wo ich mich verlassen, vergessen oder verabscheut denke, kommt mir eine Freundlichkeit, eine Liebe, eine so unvergleichliche Treue entgegen, wie ich alles in meinem Leben nie verdient habe. Wie kann ich danken? Man kann nicht mehr gut machen, was man verschuldet hat.«

»Wenn man es selbst nicht mehr kann, so wissen wir, dass einer ist, der uns die Schuld abnehmen und tilgen kann und will, wenn wir ihn anrufen«, sagte Frau Maxa.

Der Baron schwieg.

»Baron Bruno, darf ich noch etwas sagen als alte Freundin?« begann Frau Maxa wieder.

»Alles, was Sie wollen; Sie werden mir nur Gutes sagen als meine alte Freundin Maxa«, erwiderte der Baron.

»Sie sind dem Namen Salo bis jetzt immer ausgewichen. Sie haben die Bitte, auch ihn aufzunehmen, nicht hören wollen; mit diesem Namen sind Ihnen bittere Erinnerungen verflochten. Aber Baron Bruno, Sie berauben sich selbst eines grossen Gutes, wenn Sie den Jungen, der diesen Namen trägt, fernhalten.«

Frau Maxa wurde immer wärmer.

»Lassen Sie ihn herkommen, wenn auch nur für kurze Zeit, dass Sie ihn doch einmal sehen! Wenn Sie es nicht aus Verlangen tun können, den zu sehen, der ein Reichtum und die Freude Ihres Lebens werden könnte, so schliessen Sie ihm das Tor der Heimat auf, weil es vor Gott das Rechte ist, so zu handeln, das fühlen Sie so gut wie ich.«

Der Baron schwieg eine Weile noch, dann sagte er: »Salo soll heimkommen.«

Frau Maxas Gesicht leuchtete hell auf vor Dank und Freude. Noch vieles hatten die beiden nun zu beraten und zu besprechen. Noch sassen sie unter der Föhre, als die Strahlen der scheidenden Sonne durch die Zweige glänzten und um das graue Schloss einen rosigen Schimmer der Verklärung woben. Eben kehrten die Kinder, die Wiesen heransteigend, nach der Terrasse zurück. Alle waren über und über mit Efeu, rotem Mohn und blauen Kornblumen bedeckt. Wie ein wandelnder Garten war der nahende Zug anzuschauen. In ihrem vollen Schmuck stürzten sie jetzt alle dem Sessel zu; denn die Apollonie hatte ihnen ein Zeichen gegeben, dass der Abendtisch noch einmal der Gäste harrte. Das war nun ein Triumphzug, als der Herr Baron, auf seinem Sessel thronend, das Löwenfell auf den Knien, von der blumenbedeckten Schar umgeben, dahergefahren kam. Am liebsten hätten die Kinder die Fahrt noch eine weite Strecke hin fortgesetzt. Mit grösstem Vergnügen wollte der Baron ein andermal eine solche Fahrt ins Land hinaus unternehmen, sagte er auf ihre Bitten, heute war nun keine Zeit mehr dazu da.

Als nach fröhlich beendetem Abendessen die Mutter das Zeichen zum Aufbruch gab, war es kein Zeichen zu betrübender Trennung. Schon hatte der Herr Baron angeordnet, Leonore sollte, von allen ihren Freunden begleitet, schon in wenig Tagen ihren Einzug im Schloss halten, und dann würde ja erst recht ein Hin- und Herbesuchen beginnen, das kein Ende nehmen würde.

Als der Baron Mäzlis Hand zum Abschied schüttelte, sagte er: »Mäzli hat mich zuerst aufgesucht und alle anderen nach sich gezogen, Mäzli bleibt meine besondere Freundin.«

»Ja, das will ich«, sagte Mäzli fest entschlossen.

Leonore nahm zuletzt von allen einen zärtlichen Abschied von ihrem Onkel. Da flüsterte sie noch einmal in sein Ohr: »Onkel, lieber Onkel, darf Salo auch heimkommen? Darf er bald kommen?«

Ein deutliches Ja war diesmal die Antwort. Jetzt war Leonores Herz so voll von überströmender Freude, dass diese noch einen Ausdruck finden musste.

»Oh, Tante Maxa«, rief sie, »können wir nicht unser Abendlied hier oben singen? Ich möchte so gern das Lied singen, das meine Mutter hier so oft gesungen hat.«

Frau Maxa war ganz einverstanden. Nun stellten sie sich alle um den Sessel des Schlossherrn her, und nachdem die Mutter angestimmt, sangen die Kinder alle mit.

»Herr, der du alles wohl gemacht,
Ich will nichts, als was du willst schenken,
Du machst es nicht, wie wir gedacht,
Du machst es besser, als wir denken.«

Nun musste der Heimweg angetreten werden. Solange nur noch ein Pünktchen vom Schloss zu erkennen war, schauten die Kinder immer noch einmal zurück. Der Tag da droben war gar zu schön gewesen.

Am anderen Tage gingen drei Briefe an Salo ab. Zwei, die von Bruno und Leonore geschrieben waren, ganz voller Entzücken über das wundervolle Ereignis, dass der Onkel hier war, und den unvergleichlichen Tag, den man bei ihm auf dem Schlosse zugebracht hatte; der dritte von Frau Maxa, der dagegen Salos Entzücken im höchsten Masse wachrief: Er erhielt den Ruf herzukommen, um die neue Heimat kenne zu lernen.

Mit Blitzesschnelle hatten sich in Nollagrund und weit darüber hinaus die Nachrichten verbreitet, Baron Bruno sei heimgekehrt, Apollonie sei wieder auf dem Schlosse als die alte regierende Schlossapollonie, dazu noch mit dem Enkelkind. Baron Salos Tochter sei auch da, der Sohn werde noch nachkommen, und die ganze Familie der Frau Pfarrer Bergmann habe einen ganzen Tag auf dem Schloss zugebracht, da sei eine unerhörte Freundschaft zwischen den zwei Familien entstanden.

Wenige Tage nach dem Festtag auf dem Schloss erschien die Frau Amtsrichter zum Besuch bei Frau Maxa. Sie teilte dieser mit, sie und ihr Mann fänden, das beste sei nun, wenn doch der Sohn von Baron Salo nun auch hierherkomme, man Sorge gleich dafür, dass er auch in dem Hause in der Stadt ein Zimmer finde, wo ihre beiderseitigen Söhne wohnen würden. Dass so die Söhne der drei Hauptfamilien einer Ortschaft zusammenwohnen, sei sehr gut und wünschbar für alle, und wenn man sage, der Junge sei der Sohn eines Barons, bekomme er natürlich schon noch ein Zimmer in diesem Hause, wenn auch die Anfrage etwas spät geschehe. Der Schrecken vor diesen Verhandlungen mit der Frau Amtsrichter war vorüber für Frau Maxa. Sie sagte, der Herr Baron gedenke wohl, seinen Neffen herkommen und das Gymnasium der Stadt besuchen zu lassen. Er werde aber seine eigenen Anordnungen für den jungen Herrn treffen, das wisse sie von ihm selbst. Die Frau Amtsrichter bemerkte, das werde nun wohl nicht so unumstösslich sein, wie die Frau Pfarrer anzunehmen beliebe; ihr Mann werde auch noch ein Wort mit dem Herrn Baron sprechen können, dann entfernte sie sich. Bald nachher kam Loneli gelaufen, es musste durchaus mit Mea sprechen.

»Denk nur, Mea«, sagte das friedliebende Loneli hochofren, als diese herbeigekommen war, »Elvira lässt dir sagen, sie wolle nun wieder gut mit dir sein; aber dann müssest du sie mit Leonore bekannt machen, dass sie auch Freundinnen werden, und in der Schule wolle sie neben Leonore sitzen.«

»Das nützt nichts mehr, es ist mir auch gleich, ob sie nun lieber gut oder böse ist«, sagte Mea ruhig. »In die Schule kommt Leonore nicht, und ich komme auch nicht mehr; denk, Loneli, es kommt ein Fräulein aufs Schloss, die gibt uns allen Unterricht, und du musst auch einige Stunden mit nehmen und auch nicht mehr in die Schule gehen; ich weiss es, der Herr Baron und meine Mutter haben es ausgemacht.«

Loneli wusste vor freudigem Erstaunen nicht, ob es auch recht gehört hatte. »Dann komme ich

niemals mehr auf die Schandbank«, sagte es dann mit strahlendem Gesicht, als sei seines Herzens einzige, aber schwere Sorge von ihm abgefallen.

»Nun frage du Leonore selbst, ob sie mir Elvira bekannt werden will, sie soll nur selbst antworten«, sagte Mea, als eben Leonore herantrat.

Lonelis Auftrag machte keine Eindruck auf Leonore. Sie verlangte nach keiner neuen Bekanntschaft. Alle Zeit, die sie nicht mir ihrem Onkel verlebe, wüschte sie mit Mea oder in ihrer Familie zuzubringen, sagte sie. Am allerwenigsten würde sie wüschten, eine Bekannte zu haben, die ihrer Freundin Mea die Freundschaft aufgekündigt hatte.

Onkel Phipp war wieder auf einer seiner Geschäftsreisen gewesen, darum so lange nicht mehr im Hause der Frau Maxa erschienen. Bei seiner Heimkehr fand er ein Briefchen seiner Schwester mit folgendem Inhalt vor: »Komm sobald Du kannst, uns zu besuchen, damit Du Leonore noch bei uns triffst. In den nächsten Tagen wird sie in das Schloss einziehen und mir ihrem Onkel leben. Wie sich alles zugetragen hat, erzähle ich Dir.«

Gleich am anderen Morgen kam er herangestürmt. Er war so erfüllt von seinem Eindruck, dass er sofort losbrechen musste, als er auf dem Hausflur mit seiner Schwester zusammentraf: »Hab ich's doch gedacht, Maxa«, rief er in Aufregung aus, »dass du bei der ersten Gelegenheit diese Taube in des Geiers Krallen liefern würdest. Hätte ich sie dir nur nie übergeben!«

»Komm herein, Phipp, und setz dich zu uns, wir gehen gleich zu Tisch«, sagte Frau Maxa gelassen, »dann frag du die Taube selbst, wie ihr des Geiers Krallen vorkommen.«

Onkel Phipp öffnete die Tür. War er erfüllt von seinem Eindruck, so waren es die Kinder noch viel mehr von dem ihrigen. Kaum hatte er die Schwelle betreten, so stürzten sie allesamt auf ihn los und überschwemmtten ihn mit einer solchen Flut von Freudenmitteilungen, dass er nicht wusste, wo er hinhören sollte. Eine Frage war unnötig. Alle Mitteilungen begannen und endeten wieder mit dem lieben, lieben Herrn Baron, dem herrlichen Onkel, dem guten, guten Herrn Schlossvogt; denn das Mäzli liess nicht von seinem Titel.

»Du siehst, Phipp, du kannst nicht mehr gegen den Strom schwimmen«, sagte Frau Maxa, als sie nach Tisch wieder mit ihrem Bruder allein war. »Das beste wäre, du würdest deinem alten Freunde droben einen Besuch machen; nachher gehörtest du zum Kreise seiner Verehrer und ständest nicht allein draussen.«

Onkel Phipp wehrte sich schrecklich gegen diesen Vorschlag.

»Baron Bruno hat mit einem Ton alter Anhänglichkeit von dir gesprochen, den du nicht verdienst«, sagte die Schwester. »Freilich hat er hinzugefügt: 'Der wird ja nichts mehr von mir wissen wollen', und ich konnte natürlich nichts dagegen sagen.«

»Ja, so bin ich denn auch nicht, Maxa«, fuhr der Bruder auf, »dass ich die Hand eines alten Freundes zurückstiesse, wenn er mir sie bietet, und wenn er das Recht und den Frieden will. Wird er denn Salos Sohn auch in seine Rechte eintreten lassen?«

»Schon ist an den jungen Salo die Nachricht abgegangen, dass er in das Haus seiner Väter als in seine Heimat einziehen darf«, entgegnete Frau Maxa.

»Ich gehe spazieren«, sagte Onkel Phipp, riss seinen Hut von der Wand und war verschwunden. Frau Maxa wusste, wohin er spazieren ging. Als das Abendbrot wieder alle zusammenrief, fehlte Onkel Phipp, aber nicht lange. Da war er schon, setzte sich schnell hin und schaute mit vergnügten Blicken um sich.

»Leonore«, sagte er jetzt, »wenn du dann auf dem Schlosse waltest, so werde ich auch ab und zu dein Gast sein. Eben war ich bei deinem Onkel, wir machten Geschäfte ab. Ich sagte, das Gut sei verwildert, es habe einmal anders ausgesehen. Dein Onkel meinte, er verstehe nichts von der Sache und sei krank. Ich sagte, ich verstehe etwas davon und sei gesund. Und da ich eine alte Anhänglichkeit an das Gut habe« — hier wurde Onkel Phipp plötzlich heiser —, »Maxa, dein Pflaumenkuchen ist so süß, man wird heiser davon« — denn dass ihm eine Rührung in den Hals gefahren war, wollte er nicht zugeben, »so haben wir ausgemacht: ich nehme die Sache in die Hand, und so werde ich öfters auf dein Schloss kommen.«

Dass Onkel Phipp nun auch noch zum Schlosse gehörte, rief einen lauten Freudenlärm der Kinder hervor, dem die Mutter, wenn auch leise, nicht weniger lebhaft beistimmte. Dass dieser Friede geschlossen würde, war ja schon lange der grosse Wunsch ihres Herzens gewesen.

Jetzt war der letzte Abend vor Leonores Übersiedelung nach dem Schlosse gekommen. Aber keine drückende Traurigkeit lag mehr auf den Gemütern, wie in den Tagen, da die Reise nach Hannover in Aussicht stand. In der fröhlichsten Stimmung sassen die Kinder alle auf einem Häufchen und schmiedeten die schönsten Pläne für die kommenden Tage. Eben ging die Tür auf — ein Jubelgeschrei, wie jetzt aus allen Kehlen ertönte, war noch nicht gehört worden: »Salo! Salo! Salo!« Ohne es zu wissen, war er gerade am rechten Tage erschienen, um heute noch einen herrlichen Abend im Hause der besten Freunde zu verleben und morgen mit der Schwester, von den Freunden begleitet, in die Heimat einzuziehen. Diesem ungeahnt schönen, unvergleichlichen Festtage folgte eine Reihe von Tagen, die alle zusammen Festtage genannt werden konnten, war ja doch jedes wiederkehrende Zusammensein der Kinder auf dem Schlosse ein neues Fest für sie alle. Und dass die Freudentage nicht zu Ende gingen, dafür sorgte der Herr Baron; denn wenn Frau Maxa um seinetwillen einmal eine Pause eintreten lassen wollte, liess er es nicht geschehen, sondern sagte, die Pausen kämen von selbst.

Kurt hatte schon bald Salo und Bruno angezeigt, im Erdgeschoss des Schlosses müsse sich ein grosser Waffensaal befinden. Die Jungen wandten sich an Apollonie, und diese führte sie durch ein Nebenförtchen in den Saal, während Herr Trius den Schlüssel der Hauptpforte sorglich versteckt hielt. Salo kam gleich auf den Einfall, den geharnischten Ritter auf seine Schultern zu nehmen; auch der lange blaue Reitermantel, der danebenhing, wurde umgeschlagen, und so wanderte er als schreckhafter Riesenritter den Saal auf und nieder. Kurt sah den Geist von Wildenstein vor sich, genau wie er ihn gesehen hatte. Nun war er gründlich im klaren über die Erscheinung. Nur allein dem Loneli vertraute er diese gänzliche Befriedigung an. Es war gerade, was Loneli im Sinne getragen hatte, den Kurt einmal in den Waffensaal einzuführen, damit er seinen geharnischten Ritter sehen könne.

Salo hatte mit seinem gewinnenden Wesen den Onkel bald so eingenommen, dass dieser jetzt mit lebhafter Teilnahme die Unterbringung des Neffen in der nahen Stadt und dessen ferneren Studiengang anordnete. Dass Salo und Bruno fortan zusammenbleiben und ihre Studien- und ihre Ferienzeiten ungetrennt zusammen verleben sollten, hatte der Baron zur ungeheuren Freude der beiden Freunde von vornherein bestimmt.

Als die Ferienzeit zu Ende und der Herbst gekommen war, mussten Salo und Bruno Abschied nehmen und nach der Stadt zur Schule ziehen. Aber es war kein schwerer Abschied, die Trennung sollte nie lange dauern. Alle paar Wochen sollten die beiden den Sonntag in der Heimat zubringen, für alle längeren Ferienzeiten würden sie ja erst recht zurückkehren und alles herrliche Zusammenleben konnte wieder fortgesetzt werden. Bald schrieb Bruno an die Mutter, sie möchte nur ihre leiseste Besorgnis noch fallen lassen, mit den Brüdern Knippel könne nie

mehr eine öfter doch sehr notwendige Abrechnung stattfinden. Salo und er kämen durchaus in keine Berührung mit ihnen.

Wenn Frau Maxa daran denkt, was sie sich in ihrer Angst vor den vorausgesehenen, ihr vor allem schrecklichen Zornanfällen für Auswege zu finden abgemüht hatte, dann sagt sie mir frohem Dank im Herzen:

»Du machst es nicht, wie wir gedacht,
Du machst es besser, als wir denken.«

Apollonie, die nun auf dem Schlosse als die echte alte Schlossapollonie regiert, lebt mit Herrn Trius in ungestörtem Frieden; den will sie um ihres Herrn willen, darum findet sie auch gut den Weg, ihn zu erhalten. Ihren Herrn und sein Töchterchen besorgt sie so vortrefflich, dass alle beide neue Kräfte gewinnen und der Baron jetzt an sonnigen Tagen zu sehen ist, wie er, auf Leonore gestützt, auf der Schlossterrasse hin- und herwandert und wie seine junge Führerin ihn in zärtlicher Sorgfalt vor aller Ermüdung zu schützen sucht. Oft ertönt aus den offenen Fenstern des Schlosses ein lieblicher Gesang. Leonore hat die Stimme ihrer Mutter geerbt, und ihres Onkel grösste Freude ist, das sie ihm die alten Lieder singt, die vor Jahren so oft hier erklingen waren. Nun sagen die Leute in Nollagrund: »Der Geist von Wildenstein ist ganz verschwunden, es geht ihm da oben zu friedlich zu.«

